



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

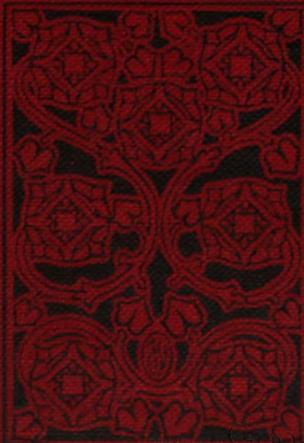
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

PT
1337
B5
1910
PT.13



MDCCCXC



Bücher-Sammlung

von



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Eroberung der Luft.

Ein Handbuch der Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Die Eroberung der Luft ist für uns in unermesslicher Höhe zu schätzen. In uns mit Aufregung aller Kräfte strahlen wir. Wir begreifen mit Händen und Füßen die Unmöglichkeit der Luftschiffahrt. In uns die Nothwendigkeit der Luftschiffahrt und des Fortschritts für die Luftschiffahrt zu fördern geeignet ist.

G. G. G. G.

Nach den neuesten Erfindungen und Erfahrungen gemeinverständlich dargestellt von hervorragenden Fachmännern.

Mit einem Geleitwort des Grafen Zeppelin in Facsimile, 314 Abbildungen und einem farbigen Titelbild.

Eleg. gebunden 6 Mark.

Das Zeppelinbuch

für die deutsche Jugend.

107 Seiten Text mit 15 Abbildungen.

In steifem Umschlag broschiert. Preis 1 Mark.

Mit diesem Buche bieten wir dem deutschen Volke, insbesondere der Jugend, ein Lebensbild des Mannes, der sich heute der größten Popularität erfreut und gleichzeitig eine Schilderung seines Werkes, von den weit zurückliegenden ersten Anfängen an bis zu den weltbekannten Erfolgen unserer Tage. Das „Zeppelinbuch“ erzählt nicht allein vom Grafen Zeppelin als Mann der Tat und als Erfinder, sondern es rückt auch die vorbildlichen Charaktereigenschaften, die treue Gesinnung, die Ausdauer und Vaterlandsliebe dieses deutschen Mannes als leuchtendes Beispiel für die Jugend in helles Licht.

◀ In haben in allen Buchhandlungen. ▶

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Dr. C. E. Vogt,

weiland Professor der patholog. Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, vollständig umgearbeitete
□ und vermehrte Auflage. □

Neu bearbeitet von

Medizinalrat Dr. W. Camerer.

Mit 145 Abbildungen und 6 mehrfarbigen Tafeln.

In feinem Halbfranzband 8 Mark.

Es ist eine staunenerregende Leistung, die uns in diesem beinahe 1000 Seiten starken Werke geboten wird, ein wahres Universallexikon, das auf jede Frage eine Antwort gibt, und wir müssen zugestehen, daß diese Antwort stets gründlich und bei aller Verständlichkeit in vornehm wissenschaftlicher Art gegeben wird. Eine feine Besonnenheit liegt über der ganzen Darstellung; so wird sie in geradezu glänzender Weise selbst so schwieriger Kapitel Herr, wie derjenigen über die Prostitution, so bietet sie goldene Lehren über Ehe und über Erziehung, — so weiß sie eindringlich vor Bruchern und Homöopathie zu warnen und über „Naturheilung“ aufzuklären.

Genug, das Vogt-Buch

ist ein hervorragendes,

in reichster Erfahrung

gereiftes, durchaus modernes

Wert, das die Aufmerksamkeit

der Ärzewelt verdient.

(Med. Wochenschrift.)

In meisterhafter

u. umfassendster Weise

wird in diesem Werke

die gesamte Heilkunde

nach dem heutigen

Stand der Wissenschaft

gemeinverständlich gemacht.

— Vogt's Buch

vom gesunden u. kranken

Menschen darf als

ein allzeit bewährter

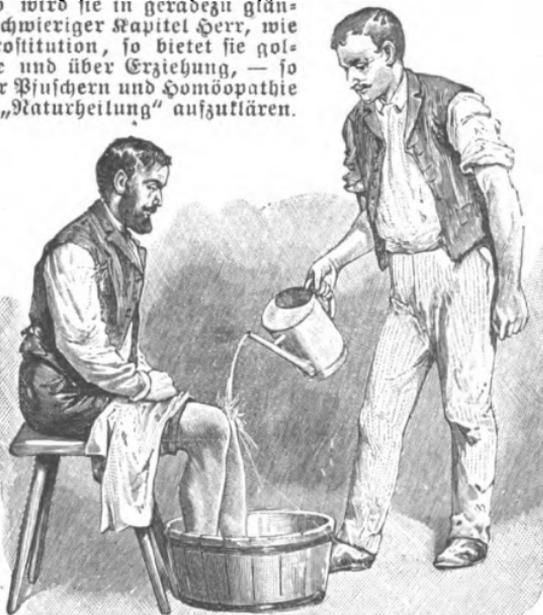
Ratgeber in gesunden

Tagen und als ein

treuer Helfer in der

Not bezeichnet werden.

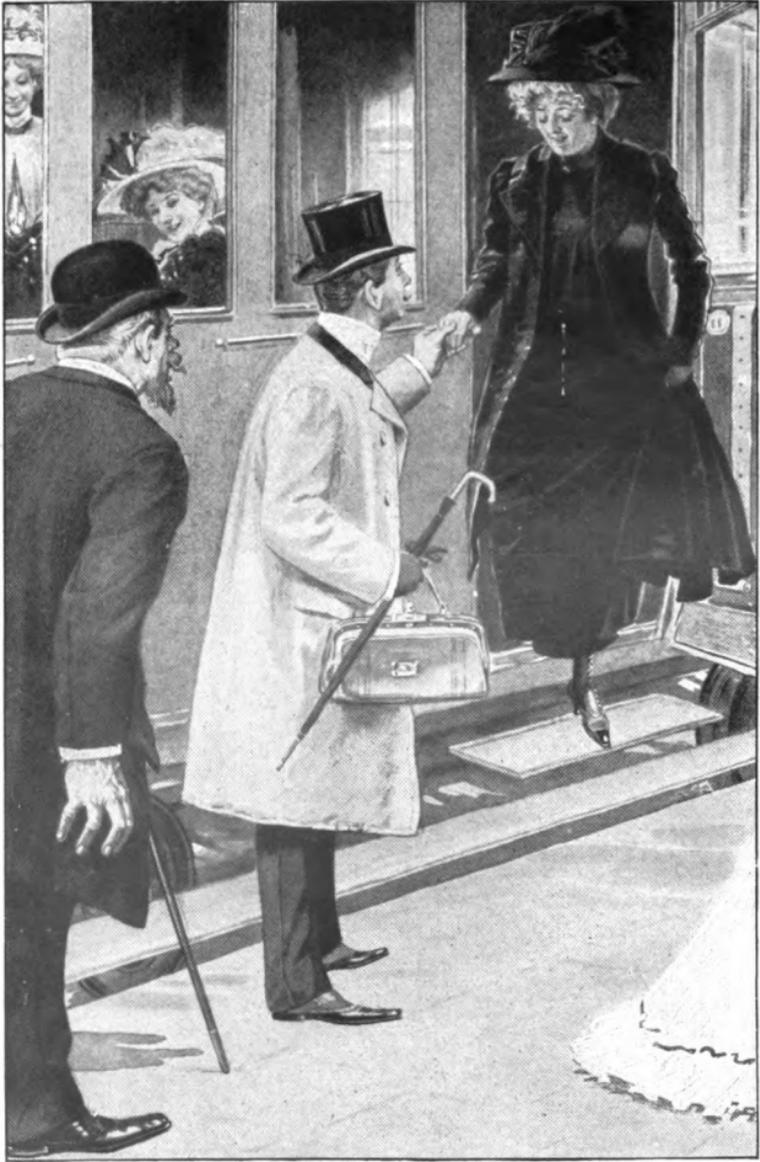
(Frankf. Journal.)



← Zu haben in allen Buchhandlungen. →

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens





Zu der Erzählung „Die Dame in Schwarz“ von B. Birkenau.
(S. 79)
Originalzeichnung von J. Mukarovský.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Dreizehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

**Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Die Siegerin. Roman von Else Höffer (Fortsetzung und Schluß)	5
Die Dame in Schwarz. Ein Eisenbahnabenteuer von B. Birkenau	72
Mit Bildern von J. Mutarovsky.	
Das Erwachen Asiens. Von Th. Seelmann	85
Mit 7 Bildern.	
Ein tapferes Mädel. Novelle von W. Harb	100
Moderne Brunnenanlagen. Von P. Richter	151
Mit 7 Bildern.	
Patenschaft. Humoreste von E. Camill	159
Auf Wache. Von Loth. Brentendorff	178
Mit 15 Bildern.	
Das Blut als Zeuge. Von E. E. Weber	201
Mit 6 Bildern.	
Mannigfaltiges:	
Prozeß und Hinrichtung im Jahre 1765	207
Neue Erfindungen:	
I. Reifehängematte	211
Mit 3 Bildern.	
II. Moderner Bratapparat für Gasheizung	213
Mit Bild.	
Die bezahlte Schuld	215
Was man alles versichern kann	216
Kameradschaftlich	218
Moderne Küstenbefestigungen	219
Mit 2 Bildern.	
Ein Luftreiter	220

	Seite
Ein Trunkenbold auf dem Hühnerhofe	222
Seltfame Geräusche und Erscheinungen	223
Raffaelsche Tapeten	228
Ein Baumstall	229
Mit Bild.	
Ein origineller Sammler	231
Falsch aufgefaßt	232
Der König der Friseure	232
Eisenhaltige Nahrungsmittel	233
Ein neues Reitkostüm für Damen	236
Mit Bild.	
Der eigensinnige Liszt	238
Die Tragkraft des Haares	238
König Eduard als Klubmitglied	239
Das Lönnchen	239
Die Sprechstunde der Geister	240
Ein guter Rat	240





Die Siegerin.

Roman von Else Höffer.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Sartwig schrieb an Erika einen langen Brief, aber er erhielt ihn uneröffnet wieder. Sie schrieb ihm dazu mit ihrer klaren, festen Schrift: „Heinz, laß mich aus Deinem Leben gehen, gib mich frei! Ich weiß, daß ich Dir unendlich wehe tue, aber ich kann nicht anders; glaube mir, Heinz, mich selbst verwunde ich noch tiefer. Und doch will ich das Dasein tapfer weitertragen — tue Du es auch. In Dir steckt so viel Starkes und Tüchtiges, das auch ohne mich gedeiht. Ach, warum bin ich so feige, warum schreibe ich Dir solch einen schwächlichen Abschiedsbrief! Einmal will ich offen sein, Du sollst wissen, daß ich innerlich zugrunde gehe, wie Du zugrunde gehst. Aber laß mich — ich flehe Dich an, laß mich! Heinz, tritt nie mehr vor mich hin, Du machst es mir sonst zu schwer, und es ist doch zwecklos. Du kannst mich nicht wankend machen, ich bin fest entschlossen. Es gibt nur diesen einen Weg, und unser Glück muß sterben. Wenn ich kann, will ich aufhören, Dich zu lieben —“

Hartwig drückte die geballte Faust auf den Brief. „Den Grund will ich wissen, den Grund!“ —

Erika verlebte die Tage wie in Betäubung. Seit

Wengern den ersten Kuß auf ihren Mund gedrückt hatte, war es wie eine Erschlaffung über sie gekommen. Eine Lähmung legte sich über ihre Gedanken und Empfindungen. Eine wilde Empörung wollte sich manchmal gegen seine Bärtlichkeit in ihr aufbäumen, aber ihr eiserner Wille zwang sie nieder. „Er hat mich gekauft, ich muß die anderen retten!“ Und regungslos lag sie in seinen Armen, wenn seine heißen Lippen ihren kalten Mund suchten. Nur der Ekel brannte und stach, und in ihrem zerstörten Herzen wucherte immer mächtiger der Haß gegen den, der das verschuldet.

Wenn Hans ins Zimmer trat, fühlte sie, daß sie blaß wurde, so stark stieg der Haß in ihr empor. Sie sprach niemals mit ihm, antwortete nie auf seine Fragen. Sie wollte ihn vergessen, aber der Haß stellte ihn mitten in ihr Empfindungsleben. Wenn er sich im Zimmer befand, dann folgte sie seinen Bewegungen mit funkelnden Blicken. „Du — du bist schuld!“ dachte sie. „Nie komme ich darüber hinweg — nie! Er hat mir ein Glück genommen, das groß und stark war, und ich muß dafür ein Leben nehmen in entehrender Schmach. Ah, vor den Menschen, vor der Gesellschaft bin ich nicht entehrt, die wird sich vor mir verbeugen, mich umschmeicheln, aber vor mir selbst, vor den wenigen anständigen Menschen, da bin ich eine Ehrlose! Wer einem Manne angehört ohne Liebe, ist eine Dirne. Mag sie auf der Gasse oder auf einem Schlosse leben. Zu diesem Leben zwingt er mich! Ich hasse ihn, ich hasse ihn, ich —“

Sie lag mit geschlossenen Augen in einem Sessel. Sie hörte nicht auf Wengerns Unterhaltung, der mit dem Bruder sprach. „Kann ich es denn überhaupt tun? Kann ich mich selbst in den Schmutz ziehen? Nein, ich tu' es nicht, ich kann nicht, ich will nicht, mag kommen,

was will! Wenn er ins Zuchthaus kommt, so hat er es verdient!“

Da hörte sie nebenan der Mutter leise, kummervolle Stimme, Irngards weiches Organ antwortete, und vom Garten her schollen die hellen Rufe der kleinen Brüder.

Die traf es! Diese vier Menschen mußten vernichtet werden, wenn sie glücklich werden wollte. Glücklich? Konnte sie das überhaupt noch werden? Das war doch nun auch vorbei. Mit solcher Gewissenslast wurde sie niemals glücklich.

Sie hörte auf die Stimmen der beiden Herren, auf die leise, klanglose des Bruders, auf die behagliche, fette Wengerns. Wie sie schon diese beiden Stimmen verabscheute! Gestalt kroch es ihr zum Herzen.

Da stand Wengern leise auf und beugte sich nekend zu ihr nieder. Er preßte seine Lippen sekundenlang auf ihren Mund.

„Mein Dornröschen!“

Sie zuckte zusammen und stieß ihn zurück mit einer starken unwillkürlichen Bewegung.

Er wurde dunkelrot und biß sich auf die Lippen. „Verzeihung,“ murmelte er, „ich habe dich erschreckt. Oder magst du Zärtlichkeiten vor Zuschauern nicht?“ Er sah zögernd auf Hans.

Der hielt sich lachend die Augen zu. „Aber Herrschaften, geniert euch nicht! Ich kann verliebte Leute wahrhaftig verstehen!“ Er lachte vielsagend.

Erika zitterte vor Empörung. Sie erhob sich heftig. „Du weißt, daß von Verliebtheit nicht die Rede ist, wenigstens bei mir nicht. Den anderen müssen wir ja die Komödie der glücklichen Verlobung vorspielen. Wenn wir aber unter uns sind, brauchen wir die erbärmliche Maske nicht mehr!“ Ihr Gesicht war toten-

blaß, sie sprach langsam und kalt. „Wir alle drei wissen, wie diese Verlobung zustande gekommen ist. Wozu da die lächerliche Komödie? Du hast deine Familie in Schmach und Schande gestürzt, und ich suche sie zu retten mit dem Einsatz meines persönlichen Glückes. Wengern kauft mich. Von meinem persönlichen Gefühl war bei dem ganzen Schacher nicht die Rede, das hat auch absolut nichts damit zu tun.“ Sie trat dicht an Hans heran, und ihre Augen sprühten ihm entgegen. „Dich aber verachte ich — so tief, wie ich dich früher geliebt habe. Du bist für mich der jämmerlichste Mensch auf Erden. Und ich stelle die Bedingung, daß du niemals die Schwelle unseres Hauses betrittst — ich kann deinen Anblick nicht ertragen.“

Hans stand mit fahlem Gesicht vor ihr. Seine Augen fladerten. „Du gehst sehr weit, liebe Erika —“

Sie zuckte verächtlich die Schultern. „Ich rechne nur ab.“

„Du bist noch krank,“ sagte Hans milde, dann ging er zur Tür hinaus.

Wengern saß mit geballten Fäusten, seine Augen hatten einen wilden Raubtierblick. Er sah starr auf Erika. Seine Lippen bewegten sich lautlos. „Soll ich mich auf sie stürzen und sie küssen? Sie sieht so hinreißend schön aus in ihrem Zorn. — Soll ich ihr zeigen, daß ich ihr Herr bin, daß sie mir gehorchen muß? Soll ich sanft sein und zart?“ Er rang schwer mit sich, und seine Augen ließen nicht ab von dem blassen, kalten Gesicht.

Erika dachte: „Wenn er mich jetzt noch heiraten will, dann ist er ein Elender!“

Da fühlte sie seine Hand auf ihrem Arm. Sie öffnete die Augen. Wengern lag auf den Knien vor

ihr, seine Blicke glühten zu ihr auf in einer verzehrenden Leidenschaft. Er drückte ihre Hand an seine Brust. „Erika, du vergißt bei allem, daß ich dich liebe, wahnsinnig liebe —“

Sie erschrak vor seiner Leidenschaft und sagte: „Wenn du mich nicht liebtest, wäre es besser für uns beide. Dann wäre eine Verstandesehe denkbar, wir könnten nebeneinander leben als gute Kameraden, wir —“

Er preßte ihre Hand. „Eine Verstandesehe?“ Ein Lächeln verzog seinen Mund. „Ich liebe dich mit meiner ganzen Leidenschaft und — und ich werde dich zwingen. — Nein, Erika, verzeih mir, ich will um deine Liebe werben, du sollst lernen, mich zu lieben, Erika!“

Sie richtete sich auf. „Bitte, stehe auf!“

Er stand gehorsam auf und setzte sich neben sie hin. Er nahm ihre Hand und streichelte sie. „Sieh, Erika, was weiß denn solch ein kleines, dummes Mädel von Liebe! Das träumt sich etwas zusammen, und ich weiß ja, daß ich kein Traumbheld bin. Traumbhelden sind nicht dick und haben kein rotes Gesicht, Traumbhelden lieben lyrisch mit Versen und Seufzern, und ich — ich liebe anders.“ Seine Stimme wurde wieder belegt. „Aber du wirst lernen, diese Art Liebe auch zu verstehen, es wird dir gehen, wie es vielen kleinen Mädchen geht: du wirst zuerst erschrecken, dann wirst du schon Feuer fangen. Du kennst eben die Liebe nicht —“

„Nein, diese Art nicht!“ sagte sie kalt. Was wollte dieser Mensch von ihr? Warum redete er so sinnloses Zeug? Sie liebte keinen Traumbhelden, sondern einen klaren, geraden, festen Mann, in dessen Hand sie gläubig ihr Schicksal gelegt hätte, und sie hätte gewußt, er führte es gut. — „Heinz,“ flüsterte sie leise.

„Sagtest du etwas?“ fragte Wengern.

„Nein!“ sagte sie schroff, und ihr eiserner Wille zwang das wilde Herz nieder.

Er beugte sich wieder vertraulich über sie. „Siehst du, Erika, die Männer täuschen das den Mädchen vor, weil sie wissen, daß diese Art Liebe ihnen gefällt. Aber sie lügen alle. Im letzten Grunde begehrt der Mann nur das Weib, alles andere ist Mittel zum Zweck. Glaube mir.“

Erika rührte sich nicht. Sie dachte nur: „Ich weiß jetzt, was auf mich wartet.“

„Und daß ich dich so erobert habe, Erika — ich gebe ja zu, schön ist es nicht gewesen, und es wäre mir auch lieber gewesen, du hättest damals gleich zugesagt, dann wäre alles anders gekommen — aber ich mußte dich haben, Erika, begreifst du das nicht?“ Er bedeckte ihre Hand mit brennenden Küssen. „Noch zwei Tage, dann bist du mein!“ flüsterte er dicht an ihrem Ohr.

„Wäre ich nur tot!“ dachte Erika. „Dies Leben ist schlimmer als die Hölle.“ —

Erika wurde immer einsamer. Sie fühlte, daß die Mutter ihr fremd und verständnislos gegenüberstand, und doch konnte sie sich nicht mit ihr aussprechen, sie mußte über ihr Schicksal schweigen. Nur so konnte sie das Opfer bringen, die anderen durften nichts ahnen.

Jrmgard war scheu und gedrückt, ein Schuld- bewußtsein lastete auf ihr, sie kämpfte gegen ihre Liebe zu Hartwig, und doch konnte sie es der Schwester nicht verzeihen, daß sie ihn aufgegeben um eines anderen willen. Er litt ja so sehr, sie hatte es gesehen, und sie hatte nur den einen Wunsch gehabt: wenn er nur glücklich wäre, dann wollte sie entsagen lernen. Aber nur Erika konnte ihn glücklich machen, und die wählte

einen anderen, einen reichen! Erika, zu der sie stets aufgesehen hatte, die verkaufte sich!

Erika sah Jrmgarads kalten Blick. Sie verstand auch das höhnische Lächeln um Ernsts Mund, wenn Wengern sich über sie beugte. Dies Lächeln hieß: „Weißt du noch, wie dich der Abscheu geschüttelt hat? Weißt du noch, wie du über ihn gelacht hast? Damals verstanden wir dich alle, und jetzt versteht dich niemand. Jetzt gehörs du gar nicht mehr zu uns.“

„Sie verachten mich alle!“ Erika fühlte es täglich klarer, und die Bitterkeit stieg oft noch über den Schmerz. „Ich muß auch dieses tragen. Sie wissen ja nicht, welches der Grund ist, sie sehen nur die Oberfläche. Ich bin ganz allein. So einsam, wie ein Mensch nur sein kann. Und ich habe solch einen Reichtum gehabt!“

Es war am Abend vor ihrer Hochzeit. Ein stiller, feierlicher Sommerabend. Die Natur atmete goldenen Frieden. Erika ging langsam durch den Park und nahm Abschied. Sie hatte sich jede laute Feier verboten. Die Trauung sollte morgen früh in aller Stille stattfinden. Gleich nach Mittag wollten sie abreisen.

Wengern war mit ihren Wünschen einverstanden. Die Trauer verbot ja doch eine glanzvolle Feier, wie sie nach seinem Geschmack gewesen wäre. Aber er hatte sich eine große Reise ausgebeten. Er wollte seiner jungen Frau alle eleganten Städte, Sportplätze und Bäder zeigen, in denen er bisher sein Leben verbracht hatte.

Erika hatte gleichgültig genickt. Es war ihr ganz einerlei, ob sie nach Cannes oder nach Rom reisten. Sie vergaß die Reisepläne immer wieder.

Jetzt ging sie ganz langsam durch den alten, dunklen Park, den sie seit ihrer Kindheit so sehr geliebt hatte.

Die Bäume über ihr raunten leise, und sie hörte hinauf, ihre Augen brannten. „Ich werde täglich Sehnsucht haben,“ sagte sie leise. „Wohin ich auch komme, selbst in den märchenhaftesten Gegenden wird sich mein Herz nach diesen Kiefernwipfeln sehnen, nach dieser weiten Fläche. — Meine Heimat! Dich kann ich liebhaben, wenn alle anderen mich auch verachten. Die andere Liebe meines Lebens muß ich ja aus meinem Herzen reißen. Dich aber kann ich liebhaben, ohne meinen Treueid zu brechen.“

Und sie dachte an das weiße Papier, auf das sie heute morgen mit ruhiger Hand ihren Namen gefeselt hatte. Sie war nun seine Frau vor dem Gesetz, sie mußte ihm die Treue halten. Aber die Heimat, die durfte sie lieben, der durfte sie ihr starkes Gefühl geben.

Mit weicher Hand strich sie über den Kiefernstamm und über die kühlen grünen Blätter der Büsche. Sie stand auf der hellen Birkenbrücke und sah auf den blinkenden Weiher, über dessen Grund helle Fische schossen. „Jane! — — Auch ein Mensch, den ich verloren habe. Auch ein Stück Leben — das weit zurückliegt!“

Dann ging sie über den braunen rissigen Feldweg, und ihr Blick huschte über den Boden, als suche er des Rappen schmalen Huf. Den Weg war sie oft geritten in banger, pochender Erwartung, in jubelnder Gewißheit und dann in tödlicher Verzweiflung. Drüben war der Waldsaum, da hatte er sie geküßt und leise in ihr Ohr gesagt: „Meine Heimat bist du!“ Sie fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen strömte. Sie hob den Kopf, sie durfte ja nicht mehr an ihn denken. Und doch wollte sie es bekennen bis zu ihrem Tode: dies war der seligste Augenblick gewesen, den sie gelebt.

Sie ging zurück. Sie wollte auf den Kirchhof zum

Vater. Sie ging rascher. Dort konnte sie vielleicht weinen, dort löste sich wohl der entsetzliche Druck. Dort war sie ihm näher, und sie wußte dort vielleicht, wie er heute zu ihr gesprochen haben würde.

Sie schüttelte den Kopf. Wenn der Vater gelebt hätte, würde er sie klar und streng angesehen haben, und vor diesen Augen wäre die Maste gefallen. Und sie wußte, er hätte den morschen Ast abgeschlagen, er hätte die Schande getragen, aber die Opferung seines Kindes hätte er niemals geduldet.

Die eiserne Pforte klang. Sie ging zwischen den schlichten Gräbern hindurch zum Grab des Vaters, das sich einfach und anspruchslos, wie er es gewollt, an die lange Reihe schloß.

Sie setzte sich nieder und sah auf die braune Erde, die unter der Hitze trocken bröckelte. Nur um die Blumenstauden waren dunkle, feuchte Ringe.

Erika legte die Hand auf das Grab, sie schloß die Augen, und sie sammelte ihre Gedanken, um mit aller Kraft und Glut ihres Herzens an den geliebten Vater zu denken.

„Vater, ich bin ganz verlassen! Vater, ich weiß nicht, ob ich stark genug bin, mich zu halten! Aber ich will es versuchen — trotz allem! Trotz allem! Ich will gegen alles Häßliche, was an mich herankriechen wird, kämpfen, ich will anständig und wahr bleiben, so wie du es gewollt hast. Und wenn ich zusammenbreche unter der Last, dann will ich aufstehen und mich weiterschleppen, ich will nicht klein und feige werden. Und wenn es so schwer ist, will ich denken, daß es süß ist, Opfer zu bringen, und daß es stolz macht, wenn man sie schweigend bringt.“ Sie beugte sich nieder und küßte die Blumen. „Sei bei mir, sei bei mir, Vater! Ich bin ja ganz allein!“

Das war wie ein Aufschrei, und die Tränen drangen empor und lösten den schweren Druck.

Sie weinte lange.

Der Abend verglühete am Horizont, und die Sommer-
nacht dämmerte herauf.

Da fühlte sie auf ihrer Schulter eine bebende Hand.
„Erika!“

Sie sprang auf, taumelte in seine Arme.

„Heinz!“ Für einen Augenblick versank alles Leid.

Dann riß sie sich los. Als flüchte sie vor ihm, eilte sie auf die andere Seite des Grabes. Sie zitterte und sah ihn angstvoll an.

„Heinz, geh, sprich nicht, ich fürchte mich vor dir, vor deiner Stimme, vor deinen Augen! Geh, Heinz, lieber Heinz — ich bitte dich!“

Er schüttelte den Kopf, seine Augen sahen gramvoll aus dem bleichen Gesicht. „Nein, ich gehe nicht. Du vernichtest mich, und ich will wissen warum. Ich wartete hier täglich auf dich, denn ich wußte, einmal würdest du kommen.“

Tränen traten in seine Augen und liefen langsam über seine Wangen.

Erika erschrak bis ins Herz. „Heinz!“ Sie sah ihn flehend an.

„Erika, hast du mich denn nicht mehr lieb?“

Ein dumpfes Achzen antwortete ihm.

Da sprang er über das Grab und faßte ihr Handgelenk. „Du hast mich lieb, leugne es nicht! Und du heiratest einen anderen. Weißt du, was solch eine Frau ist?“ Dann wurde seine Stimme ganz weich und zart. „Erika, nicht einen Augenblick habe ich den Glauben an dich verloren. Ich habe gewußt, daß dich nur ein zwingender Grund bestimmen konnte. Ach, manchmal kamen wilde, tückische Gedanken und wollten

dich anklagen und anschwärzen, aber ich habe nicht gewant! Ich habe nur vor Sehnsucht nach dir gezittert und mich gebäumt in Qual. Die Eifersucht hat mich fast wahnsinnig gemacht, wenn ich dachte: Nun küßt sie der andere! Und warum dies alles — Erika, warum?“

Sie legte die Hand vor die Augen. „Ich darf dich nicht sehen, ich darf dich nicht hören,“ murmelte sie.

„Erika, gib mir nur einen Funken Hoffnung, und ich entreiße dich ihm! Erlaube es mir, es soll mir nichts unmöglich sein.“

Da sah ihn Erika starr an. „Das ist zu spät, ich bin bereits seine Frau.“

Er wankte zurück, sein Gesicht verzerrte sich. Dann sank er auf den frischen Grabhügel und preßte die Stirn in die Hände. Seine Schultern zuckten, wie ein Krampf ging es durch seine Glieder. Er gab keinen Laut von sich, es war, als hätte ein brutaler Schlag ihn niedergeschmettert.

Erika sah mit verzweifelten Augen auf ihn. Sie rang die Hände, jeder Blutstropfen trieb sie zu ihm. Aber sie durfte ja nicht!

Und dann war es, als endete eine reine, sieghafte Gewalt den wirren Kampf in ihr. Sie ging leise auf ihn zu und glitt neben ihm auf den Grabhügel, und ihre Arme umklammerten ihn, und ihre Wange lag an seinem Haar.

Er zuckte in ihrem Arm und stöhnte schwer. „Warum — warum?“

Da fing sie leise an zu sprechen. „Dir allein bin ich Rechenschaft schuldig. Wenn du alles weißt, dann will ich von dir hören, ob ich recht getan.“

Und sie sagte ihm alles. Er hörte ihr zu, wie gelähmt von dem Bann der geliebten Stimme.

Sie nahm seine beiden Hände. „Habe ich recht getan, Heinz?“

Er hörte sie nicht. Er sah in die Ferne, und in seinen Augen sprühte kalter Haß. „Der Hund!“ murmelte er. „Der elende Schuft!“

Erika fuhr ihm mit der Hand über die Stirn. „Er ist ein Schwächling, ist deinen Zorn nicht wert. Laß ihn, aber sage mir, ob ich recht getan habe?“

Er ballte die Hand. „Erika, ich muß ihn haben — es gibt Mittel —“

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und sah ernst in seine heißen Augen. „Nein, Heinz, das tust du nicht!“

Da beugte er die Stirn und küßte ihre Hand.

„Habe ich recht getan?“

Er schüttelte wild den Kopf. „Nein — nein, du opferst dich diesem Elenden — du nimmst ein schmachvolles Leben auf dich — und du liebst doch mich!“

„Heinz, ich weiß, daß du mich verstehst. Was hättest du in meiner Lage getan, wenn das Schicksal von geliebten Menschen in deiner Hand gelegen hätte?“

Er senkte den Kopf. „Und an mich denkst du nicht?“

Sie schloß die Augen. Dann sagte sie leise: „An dich denke ich in Ewigkeit.“

Da nahm er sie in seine Arme und küßte sie, und nach einer langen Pause löste es sich mühsam von seinen Lippen: „Nein, du hast nicht recht getan, das durfte nicht sein, durfte niemals sein! Du weißt nicht, was du getan hast, du weißt noch nicht, was du auf dich nimmst!“

Sie schüttelte den Kopf.

Da sah er ihr in die Augen, ganz nah, ganz heiß. „Solange ich lebe, lasse ich die Hoffnung nicht. Mein

ist deine Seele, und du mußt den Weg zu mir zurückfinden — du mußt! Denn du gehörst zu mir und kannst dich nicht von mir lösen, selbst wenn du willst. Ich glaube an dich, an deine sieghafte Kraft, die wird das Schicksal meistern, und ich warte, Erika, ich warte!“

Er drückte wieder seinen Mund auf ihre Lippen, und sie fühlte, daß sie diesem Manne gehörte, daß er ihr Schicksal war.

Dann machte sie sich los. „Meide mich, Heinz, geh mir aus dem Wege, wo du kannst! Leb wohl! Geh, ich bitte dich, und komm niemals wieder!“

Er ließ sie langsam aus seinen Armen.

Sie sah noch einmal den trüben, glanzlosen Blick, dann sank sie auf das Grab des Vaters und drückte das Gesicht in die Erde, und alle die schweigenden schlichten Holzkreuze ringsum sahen in Erbarmen auf dies Menschenleid.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Zug donnerte durch die dunkle Nacht. Gespenstisch glitten die Dämme und Bäume, die ragenden Telegraphenstangen vorüber wie ein rasendes Heer phantastischer Gestalten. Dunkle Gehöfte mit blinkenden Lichtern, trauliche Dörfer um eine kleine Kirche geschart, dämmernde Berge mit ragenden Burgen. Alles verschwand, jagte dahin in rasender Hast. Zuweilen kam ein großer Bahnhof mit einer flutenden Lichtfülle, mit lautem Lärm. Erika hob dann die Augen und sah auf Wengern, der ihr gegenüber saß und mit halbgeschlossenen Lidern durchs Fenster blickte. „Wenn wir nur noch nicht aussteigen!“ dachte sie. „Wenn nur diese Fahrt tagelang, wochenlang so weiterginge!“ Bei jeder größeren Station klopfte ihr Herz, angstvoll sah

sie auf die stillschlummernde Dame, die in der gegenüberliegenden Ecke lehnte. „Wenn die uns nur nicht allein läßt! Wenn sie nur bleibt!“

Wengern sah auch oft zu der Dame hinüber, aber mit einem ärgerlichen, gereizten Gesichtsausdruck. Er beugte sich zu Erika herüber. „Zu dumm,“ sagte er halblaut, „auf der Hochzeitsreise hat man doch das Recht, allein zu sein.“

Sie dachte nur immer: „Nun bin ich ihm ausgeliefert!“ Und eine schüttelnde Angst war in ihr.

O Gott, wie furchtbar war das Leben, das nun kommen wird! Allein mit ihm zu jeder Stunde — er der nächste Mensch, der zu ihr gehörte, dieser Mensch, von dem sie nichts wußte, als daß er sie begehrte um jeden Preis!

Der Zug fuhr in eine weite Halle. Die Dame griff hastig nach ihrem Schirm. Sie neigte den Kopf flüchtig grüßend und stieg aus.

Wengern lächelte. „Na, gottlob!“ sagte er.

Erika saß ganz starr. „Wenn nur ein anderer einsteigen wollte, möglichst viele laute, lachende, schwatzende Menschen, damit ich Stimmen höre, damit ich nicht zu denken brauche!“

Angstvoll sah sie durch die offene Türe, aber die Menschen fluteten rasch vorüber. Dann fiel die Türe dröhnend ins Schloß. Erika fühlte dunkle Schleier vor ihren Blicken.

Wengern stand auf und setzte sich dicht an ihre Seite. Er legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie dicht an sich. „Erika, mein süßes kleines Mädel, nun hab' ich dich endlich! Wie habe ich mich nach dir gesehnt! Wie hast du es mir schwer gemacht, du stolzes Geschöpf! Aber um so herrlicher ist der Sieg. — Weißt du noch, wie du mich ins Gesicht geschlagen hast? Hier

auf die linke Wade! Weißt du, wie ich dir sagte, du müßtest das bezahlen?“ Er flüsterte dicht an ihrem Ohr, daß ihre Haare unter seinem heißen Atem zitterten. „Ich will gnädig sein — ich kann dir ja gar nicht zürnen, du Einzige. Zur Strafe sollst du nur die Stelle küssen!“ Er hielt ihr sein Gesicht hin und sah sie mit glühenden, lachenden Augen an. „Weißt du auch, daß du mich noch kein einziges Mal geküßt hast?“

Erika sah auf die glänzende Wade, die der krause graue Bart umrahmte. „Ich habe dir doch gesagt, daß ich dich nicht liebe —“

Er lachte leise auf. „Dummchen! Und ich habe dir gesagt, daß du es lernen wirst. Nun fängt der Unterricht an. Küsse mich, Erika!“

„Nein!“ sagte sie entsetzt.

Da sah er sie mit tückischen, drohenden Blicken an. „Denkst du vielleicht noch an den Unsinn mit der Verstandesheirat? Du bist meine Frau, und ich denke, du weißt, was das heißt!“

Er faßte ihre beiden Handgelenke und beugte sich über sie. Sie dachte in halber Ohnmacht: „Vielleicht erwürgt er mich! Vielleicht fährt jetzt unser Zug in einen anderen hinein, und dann ist alles aus!“

Sie horchte, ob nicht ein furchtbarer Stoß durch den gewaltigen Schlangenleib des Zuges fuhr. Wie schön wäre das!

„Küsse mich!“ sagte er gebieterisch über ihr.

Da hob sie den Kopf und drückte ihre kalten Lippen auf die heiße Wange.

Als hätte dieser scheue, widerwillige Kuß alle Leidenschaften in ihm ausgelöst, riß er sie in seine Arme und küßte sie wild, verzehrend, immer wieder, immer wieder.

Sie lag still und rührte sich nicht, und mit heißer

Inbrunst dachte sie: „Vielleicht kommt doch ein Zusammenstoß, denn dies kann ich nicht überleben, dies ist eine Schmach. An Heinz darf ich nie mehr denken, denn nun bin ich eine Ehrlose. Nun bin ich im Sumpf.“

„Sieh mich an!“ gebot er.

Sie öffnete die Augen und begegnete seinem schillernden Blick.

Er fuhr zurück. „Du hast Augen wie eine Tote,“ sagte er. „Du sollst mich nicht so kalt ansehen — leuchtend, lachend müssen deine Augen sein!“

Sie schüttelte den Kopf.

Da wurde er zornig. „Lache, daß ich deine weißen Zähne sehe!“

Da lachte Erika.

„So ist's recht! Immer sollst du lachen und glücklich sein. Und die Augen werden dir leuchten, und dein kleines, winziges Herzchen wird rascher klopfen. Ich will ein zärtliches Frauchen!“

Erika faltete die Hände über der Brust, und wie in ihren Kindertagen betete sie: „Lieber Gott, laß ein Unglück geschehen!“

Er küßte die geschlossenen Augen. „Die Augen hat Heinz geküßt —“ dachte sie müde.

Da fuhr der Zug in eine Halle. Wengern setzte sie vorsichtig aufrecht wie eine Puppe.

„Wir steigen hier aus, Erika. Mach dich zurecht!“

Sie sah gedankenlos aus dem Fenster. Sie stieg aus und ging wie im Traume über den langen Bahnsteig. Erst als sie dem neugierigen Blick eines Herrn begegnete, nahm sie sich zusammen und hob den Kopf. Sie lächelte verächtlich.

Wengern ging dicht an ihrer Seite. Neben ihrer aufrechten, stolzen Gestalt sah er klein und plump aus, und er empfand den Kontrast, er las ihn aus den Blicken

der Vorübergehenden, die über ihn hinweg auf Erika sahen, und ein stiller Ärger bohrte in ihm. Aber doch glitt sein Auge bewundernd über die feinen Linien ihrer Gestalt.

Zum ersten Male beachtete er ihre freie Kopfhaltung. „Sie läßt sich nicht ducken, sie hat Klasse!“ Und auf einmal fühlte er sich als Plebejer neben ihr. Sie hatte entschieden etwas Hochmütiges. Das kam ihr ihm gegenüber nicht zu, denn ihm verdankte sie das glänzende Leben, das auf sie wartete. Er war der Gebende, sie sollte klein und dankbar sein. Sie sollte einsehen lernen, daß das Geld eine Macht war, die alle Nacken beugte. Und auch ihr stolzer Nacken sollte sich beugen.

Er drückte dem Portier, der ihre Koffer zum Hotelautomobil trug, auffällig ein Goldstück in die Hand. Aber Erika sah über ihn hinweg. Er ärgerte sich wieder. Er würde ihr schon noch imponieren.

Als er ihr in dem weich rollenden Automobil gegenüber saß und ihr schönes, helles Gesicht sah mit den düsternen Augen und dem festgeschlossenen Mund, da siegte wieder seine Verliebtheit, und er griff nach ihrer Hand.

Erika ließ es geschehen, schlaff, leblos duldete ihre Hand den leidenschaftlichen Druck.

Dann stand Erika im Hotelzimmer, vor sich die geöffneten Koffer, aus denen die Kleider quollen. Und wie sie die beiden eleganten Koffer ansah, die so dicht und selbstverständlich nebeneinanderstanden, da wurde ihr grausam das Intime ihres künftigen Lebens klar. Unzertrennlich sollten sie sein, Tag und Nacht sollte sie ihn neben sich dulden, seinen Atem hören, vor seiner Leidenschaft zittern. Sie preßte die Fäuste an die Schläfen und sah sich verängstigt im Zimmer um. Noch war sie allein. Aber gleich würde er kommen und sie in seine Arme nehmen.

Da lachte sie grell auf. „Ich, Erita Farnhorst — ich soll dies erleben?“ Sie reckte sich auf. „Nein, ich kann es nicht, ich tue es nicht — mag kommen, was will. Lieber geh' ich in den Tod!“

Da hörte sie seine Stimme auf der Treppe. Sie zuckte zusammen und stürzte zur Tür. Besinnungslos, von einem tollen Entsetzen gefaßt, lief sie durch ein dunkles Zimmer, über einen breiten, menschenleeren Korridor, die Treppe hinab. Sie begegnete niemand. In seiner Loge saß der Portier und schlief. Dann war sie auf einer mattbeleuchteten Straße, und wie ein Jubeln zog es durch ihr Herz: „Frei bin ich — frei!“ Sie stürzte vorwärts, ziellos, nur mit dem brennenden Wunsche, diesem Manne zu entgehen, frei zu sein, immer mehr Raum zu legen zwischen sich und ihm, nicht mehr die gleiche Luft zu atmen, seine Nähe nicht mehr zu fühlen.

Wie ein Freudentaumel kam es über sie. „Jetzt bin ich wieder ich selbst, alles war ein häßlicher Traum, ich lasse mich nicht zerbrechen — ich will nicht!“

Sie breitete die Arme aus und atmete tief. Um sie war tiefe Stille, nur von fern hörte man zuweilen einen Wagen rollen, zuweilen begegnete ihr ein einsamer Nachtschwärmer, der sie erstaunt oder unverschämt ansah, einmal erscholl auch ein freches Wort. Aber es glitt an ihr ab, es drang nicht in ihr Bewußtsein, in ihrem Innern war eine helle Freude, eine selige Befreiung. Sie wußte nicht, wo sie war, sie kannte die Stadt nicht, die Straßen waren ihr fremd, die Häuser mit den geschlossenen Läden unheimlich.

Dann kamen dunkle, verschwiegene Anlagen. „Ob ich's wagen kann, hier auszuruhen? Er ist mir wohl nicht gefolgt, er kann mich nicht einholen.“

Da fühlte sie erst, daß ihre Kniee zitterten und daß

ihre Brust schwer nach Atem rang. Sie sank auf eine Bank, die feucht war vom Nachttau. Sie lehnte den Kopf gegen die kalte Lehne und bemühte sich langsam und regelmäßig zu atmen. Dann kamen die Gedanken, und wie sie sich in dem tiefen, schwarzen Dunkel umfah, kam auch das Entsetzen.

„So verlassen wie ich ist doch kein Mensch auf der Welt! — So einsam — so wund —“

Und ihre Gedanken suchten nach einem Menschen, an den sie sich klammern konnten in dieser dunklen Einsamkeit.

Sie preßte die Hände ineinander. „Ich darf ja nicht an dich denken, Heinz, und ich will auch nicht! Das ist ja ein Treubruch der Gedanken, und ich will doch anständig bleiben.“

Sie preßte den Kopf fester gegen das kalte Eisen der Lehne.

„Vater, an dich darf ich denken! Wie froh bin ich, daß du nicht weißt, daß dein Kind hier in Todesangst durch die Nacht heßt, daß ich einsam in einer fremden Stadt durch die Straßen irre, jeder Gefahr preisgegeben!“ Sie sah hinter sich ins Dunkel. „Gefahr — was ist mir Gefahr? Vor nichts fürchte ich mich so wie vor ihm, was mir auch geschehen mag.“

Sie lauschte angstvoll auf jeden Schritt in der Ferne. Wenn er sie suchte, wenn er die Polizei aufbot, wenn man Jagd auf sie machte — dann mußte sie ihm folgen, denn sie war seine Frau! Da durfte sie sich nicht weigern. Sie war ja an ihn gefesselt fürs Leben.

Ein Schaudern kroch über ihren Rücken. Aber einen Ausweg gab es, einen dunklen, schweren. Sie stahl sich leise davon aus dem Leben, sie betrog ihn um den Kaufpreis. Sie lachte leise. Wenn man sie dann aus dem Wasser zog, wenn er mit blassem, entsetztem

Gesicht vor ihrem Leichnam stand, dann hatte sie gesiegt, dann stimmte seine schlaue Rechnung nicht. Sie sah das Bild deutlich vor Augen: sein rundes, verblüfftes Gesicht und ihre bleichen Züge unter dem triefenden Haar. Das war dann ihr Triumph, ihr Triumph über die Gemeinheit, die sie hatte knechten wollen.

Sie fuhr sich über die Stirn. „Ich biege, aber breche nicht!“

Dann war der Zwiespalt wieder da. „Doch — ich breche ja zusammen unter der Last, die ich auf mich genommen, und die ich nicht weiter tragen kann. Ich habe meine Kraft überschätzt. Ich habe an des Vaters Grab gelobt, sie zu tragen mutig und stark, aber ich kann nicht, denn die Bürde ist nicht nur schwer, sie ist auch schmutzig. Ich will sterben, solange ich noch frei und rein bin.“

Sie erhob sich und ging durch die dunklen Anlagen. Zuweilen stießen ihre Füße gegen einen Stein, zuweilen blieb ihr Kleid an einem Zweig hängen.

„Jergendwo muß ich an Wasser kommen — irgendwo muß doch ein Fluß sein, eine Brücke. Dann setze ich mich noch einmal in das Dunkel und denke an Heinz — dann wird mir der Entschluß leicht.“

Ein rascher Schritt kam ihr entgegen. Sie erschraf und drückte sich gegen eine Mauer. „Wenn er mich sucht, wenn er mich findet! — Wo mag nur der Fluß sein? Wenn ich nur Wasser fände!“

Sie lief kreuz und quer durch die Straßen, aber überall hemmten Häuser den Blick. „Vielleicht bin ich ganz in der Nähe und weiß es nicht.“

Ein Schutzmann begegnete ihr, der sie scharf und streng musterte. Sie senkte den Blick. Sie schämte sich plötzlich. Aber dann war der Gedanke rasch über-

wunden — nur vorwärts, ehe er mich findet. Wie groß die Stadt war, wie fremd und wie kalt, die Straßen schienen alle gleich.

Aus einer Nebengasse scholl ein heiseres, trunkenes Johlen. Sie lief rascher. Da bogen dicht vor ihr zwei schwankende Gestalten in die Straße und sperrten ihr den Weg. Sie wich zur Seite, es schlug ihr ein widerlicher Schnapsdunst ins Gesicht. Der eine folgte schwankend ihren Bewegungen und breitete die Arme aus. „Schönes Fräulein —“

Der andere lachte und tappte auf sie zu. Da drehte sie um und lief den Weg zurück — entsetzt, angewidert. Hinter sich hörte sie die tappenden Schritte und dazwischen den lachenden, trunkenen Ruf: „Warten Sie doch, schönes Fräulein!“

Halb besinnungslos lief sie vorwärts, das Blut rauschte vor ihren Ohren, ihr Herz klopfte betäubend, die Kniee wankten und trugen sie kaum. Sie bog um eine Ecke, dann links wieder in eine enge Gasse, dann geradeaus — immer vorwärts.

Dann stand sie auf einem Platze, und in schlanker, unendlicher Schönheit hob sich vor ihr ein Dom. Ein dunkles Portal zwischen hellen Säulen, breite Stufen führten hinan.

Jetzt wurde Erika auf einmal ruhig. Hier war Schutz, hier war Friede. In diesen Dom wagte sich keine trunkene Begierde. Sie stieg die Stufen hinan und schritt in die Vorhalle, die sich hoch über ihr wölbte. Da brachen ihre Kräfte. Sie sank zu Boden, ihr Körper lag auf dem kühlen Stein, ihr Gesicht schmiegte sich gegen den groben Stein, der den Boden deckte. Sie dachte nur noch matt: „Hier ist Schutz vor allem!“

Dann schwanden ihre Sinne.

Ein helles, scharfes Knattern und Krachen, das in einem dumpfen Donnern verklang, weckte sie. Sie fuhr auf und sah sich angstvoll um. Es war schwarze Finsternis um sie, eine drückende Schwüle quoll durch das Portal und kämpfte mit der Röhle, die das Gestein ausatmete. Da zerriß ein bläulicher, zuckender Blitz die Dunkelheit, ein erneutes Krachen und fernes Rollen folgten.

Erika richtete sich auf und lehnte den Kopf an den Sockel einer Säule. Sie war wie zerschlagen, die Kälte der Steine drang durch ihre Kleider und machte sie frösteln, während die schwüle Luft heiß um ihre Stirne strich.

Wieder ein züngelnder Blitz. Hell und scharf traten die Säulen aus dem Dunkel, für einen Augenblick gewannen die Blüten der Kapitelle atmendes Leben, die grotesken Fratzen der Wasserspeier verzerrten sich, und die milden Züge der Heiligen neben dem Portal lächelten sanft. Dann wieder tiefe Nacht, nur das Donnern grollte über der Stadt.

Erika stützte die Stirn in die Hand und beobachtete das wechselnde, reizvolle und doch so unheimliche Spiel der Blitze.

Dann fuhr ein starker Windstoß über den freien Platz. Er fing sich in dem klaren Bau des Turmes und suchte fausend einen Ausweg. Es war Erika, als hörte sie die Glocken leise klingen, aber das betäubende Rasen des Donners verschlang jeden Ton.

Und Blitz auf Blitz zuckte hernieder und belebte das tote Gestein des Domes. Die entsetzliche Schwüle wich, ein klatschender Platzregen brach los, und die Tropfen sprühten nach allen Seiten.

Erika zitterte, die Zähne schlugen ihr aufeinander. Sie dachte nicht an ihr Geschick, sie sah nur mit großen

Augen in den wilden Gewittersturm da draußen. Es schien, als tanzte der Wind auf dem Platze vor dem Dome, als stöße er mit gewaltiger, wütender Wucht immer wieder gegen die festen Pfeiler, um sie zu stürzen, und im Turme pfiff er sein wildes Lied, das der Donner mit brausendem Orchester begleitete. Dann schien es, als würden die Atemzüge des Sturmes langsamer, der Regen fiel weicher, und schließlich lag eine süße Stille über dem weiten Platze, in die nur das leise Rieseln des Regens klang.

Erika stand auf, ihre Glieder waren steif und schwer, ihr Kopf schmerzte sie, mühsam zwang sie die Gedanken. „Ich muß klar werden, ich muß einen Entschluß fassen. Hier kann ich doch nicht bleiben, bis die Kirchgänger kommen, bis der Tag hell wird.“

Sie sah drüben über einem verschwommenen Dachfirst einen lichten Streifen — das war der neue Morgen.

„Ich muß einen Entschluß fassen, ich muß irgend etwas tun! — Aber was? Fliehen?“ Sie lachte. Sie war ja gebunden, man würde sie suchen und finden. Und dann, sie hatte ja gar kein Geld, sie konnte nicht einmal nach Hause fahren. Sie war in einer fremden Stadt, niemand kannte sie, niemand half ihr. Und wenn auch, was nützte es? Wengern würde sie ja doch zwingen zur Rückkehr. Er hatte den Bruder in der Hand und damit die ganze Schande der Familie. Er stürzte sie alle ins Elend. Und das hatte sie ja doch vermeiden wollen, dazu hatte sie ja das Opfer gebracht! Und nun — auf halbem Wege versagte sie!

Das Grauen schüttelte sie. Sie schlang die Arme um den schlanken Schaft einer Säule. „O mein Gott,“ murmelte sie, „o Gott — dies war das letzte Auflehnen — nun bin ich gebrochen! — Ich muß zurück zu ihm!“

— Sie schluchzte auf. „Nun soll endlich alles tot sein in mir!“

Langsam ging sie die Stufen hinab, der feine Regen rieselte noch und durchnäßte sie. Sie suchte das Hotel. Mit müden Schritten ging sie durch die Straßen, planlos, todmüde und erschöpft. „Wenn ich Wasser sehe, tue ich es doch noch, ich kann nicht anders!“

An den Gedanken klammerte sie sich.

Da stand sie plötzlich vor dem Hotel. Sie wartete, bis sich in dem gewaltigen Bau das Leben regte. Sie wartete in Demut wie eine Bettlerin. Und als der Portier gähmend aus seiner Loge trat, schritt sie an ihm vorüber, die breite Treppe hinan.

Wengern empfing sie schon auf dem Korridor. Er war angekleidet, schien überhaupt nicht zur Ruhe gegangen zu sein. Helle Freude strahlte aus seinem geröteten Gesicht. Er sagte ihr kein Wort des Vorwurfs.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Ich will mich selbst vergessen, will alles auslöschen, was war. Ich will ein ganz neues Leben anfangen, mit neuem Inhalt und neuen Voraussetzungen, will meine Gedanken hüten, damit sie nie mehr zurückschweifen ins Gewesene.“

Wengern war mit seiner jungen Frau sehr zufrieden. Überall, wohin sie kamen, fiel sie auf durch ihre Schönheit und ihr vornehmes Auftreten. Auf den Rennplätzen war sie eine elegante, im Ballsaal eine geradezu glänzende Erscheinung. Es wurde ihr viel gehuldigt, und manch ein Cavalier wagte, angesichts des ungleichen Paares, einen Vorstoß. Doch nicht das leiseste Entgegenkommen ermutigte ihn. Erika nahm die Bewunderung hin wie etwas Selbstverständliches, ihr unendlich Gleichgültiges.

Sie lebten viel auf Reisen, in der großen Welt, in der die alten Namen klingen, und in der das Geld der breite goldene Boden ist, auf dem das Leben sich aufbaut. Wengern wünschte mit seiner Frau zu glänzen. Er überschüttete sie mit Toiletten und Schmuck, und Erikas Lippen zuckten hochmütig, wenn sie an seiner Seite in eine Loge trat und alle Operngläser sich auf sie richteten. Sie sah seinen befriedigten Blick, der durch das Theater glitt, und sie dachte bitter: „Jetzt stellt er mich aus!“

Und wenn sie seinen raschen, gepreßten Atem neben sich hörte, wußte sie, daß die Bewunderung und der Neid in den Männeraugen seine Leidenschaft zu höheren Wellen aufpeitschte. Immer wieder kroch das eisige Grauen über sie hin, der Stel, aber sie preßte die Hände zusammen und dachte: „Es muß alles tot sein in mir — es muß! Ich will tun für ihn, was ich kann, ich will sein Vermögen glänzend zur Schau tragen, ich will mich schmücken, meine Schönheit pflegen. Seine Eitelkeit soll Triumphe feiern. Aber mehr kann ich nicht. Damit muß er sich begnügen! Hier ist die Grenze!“

Und sie spannte ihren kraftvollen Willen an bis zum äußersten. Sie zwang alles persönliche Leben in ihrer Brust nieder. Ich bin nicht mehr Erika Farnhorst, ich bin Erika Wengern. Das ist eine ganz andere. Das ist eine elegante Frau, die für ihre Toiletten lebt, und die die Küsse eines ungeliebten Mannes duldet.

Oft dachte sie: „Wenn nur die nächsten Jahre vorüber wären, wenn ich nur schon alt wäre und grau! Dann ist auch er alt geworden, seine Leidenschaft ist erkaltet, und ich kann mir den Frieden suchen im Leben, da meiner Jugend das Glück versagt ist. Frieden — Frieden!“ Sie berauschte sich an dem Worte, und

schmerzlich lächelnd wiederholte sie leise: „Frieden! Dann werde ich in einem einsamen Hause wohnen mitten in einem alten dichten Park, und ich werde nicht mehr an die Menschen denken, nur auf die Vögel will ich horchen, und Blumen will ich pflegen, tatenlos will ich mein Leben verdämmern bis zum Ende. Alles Leid will ich vergessen, alle getäuschten Hoffnungen, und in jeder Stunde will ich den Frieden genießen.“

Und sie sah die Jahre, die vor ihr lagen: Unruhe, Glanz, Geselligkeit, werbende Leidenschaft, Menschen — Menschen, eine endlose Kette gleichgültiger fremder Menschen, die an ihr vorüberglitten, Menschen, die ihr nichts zu geben hatten, Menschen, denen sie nichts war als die schöne Frau, mit der man flüchtige, angenehme Stunden verplaudert, Menschen, die niemals nach ihrem Innern fragen würden, die niemals vor ihr ihr Herz öffnen würden zu freudigem Geben und Nehmen, Menschen, die man nur in der Gesellschafts-toilette sah, die auch ihre Gefühle nur in Gesellschafts-toilette vorführten. Niemals zeigte man sich die Tiefen der Seele, nur den flachen, lauen Strom der erlaubten, flachen, lauen Gefühle, unter denen sich so vieles Elend birgt und so vieler Schmutz.

So blieb sie einsam im bewegtesten Kreise, ihre Augen suchten kein verwandtes Gesicht, sie blickten in die Ferne und suchten den Frieden. Nur zuweilen schüttelte es sie wie ein Wettersturm: „Gibt es wirklich kein Glück für mich? Ich will das Glück, das Glück will ich!“ Und dann sah sie wieder die ernstesten blauen Augen in einem leidvollen Gesicht — Heinz! Und ihre heiße Liebe flutete empor, immer und immer wieder. Die konnte nicht sterben. Und daneben glomm der Haß gegen den, der ihr Elend verschuldet.

Wenn sie an Hans dachte, wurde ihr Gesicht bleich,

und ihre Augen wurden weit. Sie fühlte, wie der Haß sich immer tiefer fraß, und je tiefer ihre Ehe sie demütigte, um so gewaltiger loberte der Haß.

Erika saß in dem prunkvollen, düsteren Eßzimmer eines alten Gutshauses, das zu Wengerns Besitzungen gehörte. Auf ihre Bitten hatte er eingewilligt, für ein paar Wochen aufs Land zu ziehen, denn er sah ein, daß Erika abgesspannt und nervös war. Es wurde ihm schwer, seinen gewohnten Kreis zu verlassen, seine schöne, vielbewunderte Frau in der Einsamkeit zu begraben. Aber andererseits reizte ihn ein völliges Alleinsein mit ihr, und deshalb gab er nach. Er ließ das alte Herrenhaus neu einrichten, und als Erika den uralten Park sah, da lächelte sie glücklich, und lebhaft wandte sie sich an ihren Mann: „Hier möchte ich wohl immer wohnen!“

Er schüttelte den Kopf. „Liebes Kind, solch eine junge Frau gehört nicht in die Einsamkeit.“

Da ließ sie den Kopf sinken, und leise sagte sie: „Aber wenn wir alt sind —“

Er lachte auf. „Dann vielleicht! Aber bis dahin will ich noch aus vielen neidischen Augen lesen, welch eine schöne, bezaubernde Frau ich habe! Ich weiß es ja, aber all die heißen Blicke der anderen müssen es mir bestätigen, ich muß wissen, daß ich beneidet werde, ich muß sehen, daß du gefällst, daß du die Schönste bist!“

Erika strich sich über die Stirn. Was wollte dieser Mann von ihr? Ihre Seele erreichte er ja nie, die blieb frei — auch in dieser Sklaverei.

Erika sah über das blinkende Silber des Teetisches und zog eine Vase mit Rosen näher zu sich heran. Wengern setzte sich ihr gegenüber. Er gewöhnte sich

allmählich an Erikas Kälte und Ruhe. Er hielt sie für herzlos und gleichmütig, er gab es auf, bei ihr die gleiche Leidenschaft zu wecken.

„Mein ist sie ja doch!“ dachte er triumphierend. Dieses Bewußtsein genügte ihm. „Sie hat eben kein Temperament. Aber das ist auch gut, das bewahrt sie vor Dummheiten. Sie ist schön, ist mein — und das ist die Hauptsache.“

Er griff nach den Brieffschaften, die neben seiner Tasse lagen. Er öffnete und las rasch. Dann ergriff er lebhaft Erikas Hand.

„Du, Erika, denke — Hans hat sich verlobt!“

Erika sah ihn gleichmütig an.

„Noch dazu mit meiner Base, mit Erna Landhof! Großartige Partie, sage ich dir! Das Mädel ist schwer reich! Ich habe selbst mal an sie gedacht, bevor ich dich kannte, dann aber hab' ich ihn scharf darauf gemacht, und der Schlaumeier hat angebissen. Na, es war Zeit, daß er sich rangierte, und es ist vernünftig, daß er sich so glänzend rangiert! Freust du dich nicht?“

Erika hob die Schultern. „Ich habe es gar nicht anders erwartet. Dies ist doch das übliche Ziel dieser Sorte von Menschen.“

Wengern wurde ärgerlich. „Na, ein armes Mädel hätte er doch nicht nehmen können. Du bist unvernünftig, du weißt doch, auf welchem Fuße dein edler Bruder lebt. Übrigens ist sie ganz nett.“

„Dann tut sie mir leid.“

Wengern lachte. „Oh, sie ist höllisch energisch. Sie wird ihn kurz halten.“

Erika erhob sich. Ihr war, als sei von einem ganz Fremden die Rede, und nur schattenhaft glitt durch ihre Seele der Gedanke: „Wie habe ich ihn einst liebgehabt!“ Sie trat an das Fenster und lehnte sich weit

hinaus. Nun war alles folgerichtig gekommen: das flotte Leben, die reiche Frau. Und nun? Sie würde ihn kurz halten, hatte ihr Mann gesagt. Nun würde er vielleicht büßen für seine leichtsinnigen Sünden. Vielleicht würde er auch weiter sündigen. Was ging es sie an.

Wengern trat neben sie. Sein rundes Gesicht strahlte in gutmütiger Freude. „Ich finde die Sache famos. Er ist ja kein Jugendheld, und die Geschichte mit den Wechsellern damals war ganz unglaublich. Aber sie hat mir ja dich eingebracht, und darum ist sie längst vergeben und vergessen. Übrigens wird ihn Erna schon klein kriegen. Die Landhofs können das Geld zusammenhalten, das ist ein Familienzug von ihnen. Bei uns konnten sie es immer besser unter die Leute bringen, darum hat auch all der gute Wein meinen Vater in ein frühes Grab gebracht, und meine Mutter hat sich aufgerieben in dem flotten Leben.“

Er wartete auf Antwort, aber Erika schwieg.

Schließlich fuhr er fort: „Er kommt wenigstens deiner Mutter von der Tasche. Und das ist die höchste Zeit. Sie hat ohnedies ihre Not, bis sie die Kleinen untergebracht haben wird. Ich habe ihr meine Hilfe angeboten und —“

Erika fuhr auf. „Nein, auf keinen Fall!“ sagte sie erregt.

Er sah sie ärgerlich an. „Herrgott, ein paar hundert Mark sind doch nicht der Rede wert!“

„Nein, das dulde ich nicht!“ Erika zitterte. „Auf keinen Fall sollst du meine Familie unterstützen! Du sollst mich nicht noch fester binden!“

Er biß sich auf die Lippe. „Ich wollte, ich hätte dir nichts gesagt. Was soll denn aus den beiden Jungen werden? Der Zuschuß ist doch minimal, den ihnen deine Mutter geben kann!“

„Sie sollen sich einschränken, aber nicht von dir abhängen. Sie sollen arbeiten, sollen —“

Wengern lachte spöttisch. „Ich dünkte, sie hätten ein schönes Beispiel!“

Erika sah ihn entsetzt an. Der Gedanke war ihr noch niemals gekommen. Wenn die beiden jüngeren Brüder dasselbe leichtsinnige Blut hatten wie Hans, wenn sie denselben Weg gingen! Obwohl sie den Jhren durch ihre Heirat fremd geworden war, quoll eine heiße zärtliche Angst in ihr auf. Nein, die beiden frischen, fröhlichen Jungen durften diesen Weg nicht gehen! Sie sollten werden, wie der Vater gewesen war. Und sie sah Ernst vor sich, sein schmales, energisches Gesicht. Ja, der erreichte das Ziel wohl, der brach nicht zusammen vor einem Hindernis. Aber Max, der war so weich, so schwach, für den gab es Versuchungen und Gefahren, denen er nicht gewachsen war.

Konnte sie ihn schützen? Ach, wie wenig konnte man doch einem Menschen helfen! Man konnte ihn wohl eine Weile halten und vorwärtschleppen, schließlich aber ging er doch an seiner inneren Unkraft zugrunde, wenn er nicht erstarbte im Lebenskampf.

Wer Kraft hat, der siegt, und das ist gut so, denn die Starken müssen das Leben tragen.

„Ich bin hart geworden,“ dachte Erika, und ihre Gedanken gingen weiter. Sie erschrak in tiefster Seele. „Dann war im letzten Grunde mein Opfer ein Unrecht an meiner Kraft, eine Sünde gegen das Leben, dem meine Kraft besser gedient hätte als der andere.“ Und auf einmal stand ein Wort vor ihrer Seele:

„Nur eine Sünde wird nie vergeben,
Die die treibende Kraft zerbricht,
Das ist die Sünde gegen das Leben —“

Sie zitterte. „Aber ich tat es ja nicht für ihn! Ich mußte ja die anderen retten!“

Nein — nein, ihr Opfer durfte nicht umsonst gewesen sein, sonst verlor ihr Leben den einzigen moralischen Halt, nur die rettende Tat konnte die Schmach der Ehe ohne Liebe löschen, konnte sie adeln und von der Erniedrigung reinigen.

„Ich habe mein junges Leben geopfert, ich habe mich selbst in den Schmutz gezogen, um andere vor dem Schmutz zu bewahren. War es recht, war es unrecht?“

Zum ersten Male packten sie die Zweifel an dem Wert ihrer Tat, ein wilder Tumult wogte in ihr. Ihr war, als sei ihr Lebensschiff steuerlos geworden.

Endlich zwang ihr Wille die wogenden Empfindungen zur Ruhe. „Ich habe getan, was ich tun mußte. Und ich werde mein Leben lang tun, was ich muß, die Retten tragen oder zerreißen — ich weiß es nicht.“

Ihr Mann lag auf dem Sofa und rauchte Zigaretten. Am Boden lagen Sportzeitungen zerstreut. Einen Augenblick packte sie ein jäher Born über dieses nutzlose, tatenlose Drohnenleben. Dann nahm sie sich zusammen.

„Heinrich, ich möchte in den nächsten Tagen nach Hause reisen, um mit der Mutter über die Zukunft der Jungen zu sprechen. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.“

Er richtete sich halb auf. „Aber das kann ich doch viel besser.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß es Mutter recht ist, wenn du dich in diese Angelegenheiten mischst.“

Er wollte auffahren, aber seine Gedanken glitten rasch ab. „Meinetwegen,“ sagte er.

Erika wandte sich zur Türe.

Da sprang er auf, umfaßte sie mit beiden Armen und zog sie neben sich auf das Sofa. Sie wehrte sich entfekt, aber seine leidenschaftliche Kraft zwang ihren Widerstand.

„Mein bist du — vergiß das nie!“ keuchte er heiser.

Sie erhob sich taumelnd, ihr war, als tanzten alle Möbel vor ihren Augen. Sie floh in das fernste Zimmer und verschloß die Türe angstvoll. Dann sank sie auf den Teppich und vergrub das Gesicht in die Arme, ein wildes Schluchzen überfiel sie.

„Ich kann nicht, ich kann nicht mehr, ich zerbreche!“ Und der Abscheu wuchs in ihr gegen den Mann, der sie mit triumphierendem Besitzergefühl in seinem Arm hielt, der ihren Mund küßte, obwohl ihre Lippen in Ekel zuckten. „Er ist ein Elender! Wie kann ein Mann ein Weib küssen, das ihn verabscheut!“ Sie preßte die Stirn in den Teppich. „Ich will aber nicht! Ich will mich wehren und empören, solange meine Kraft noch in mir ist! Ich kann ja gar nicht unterliegen, ich muß siegen, und ich will siegen!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine schwüle Sommernacht lag über dem Park, in dem die dunklen Bäume starr und regungslos standen, als warteten sie atemlos auf einen erlösenden Sturm, der die lastende Glut linderte. Es war ein schwüles, schweres Schweigen in der Natur, ein bangendes Warten auf eine nahende Gefahr.

Erika saß am Fenster und sah in den dunklen Park hinab. Die heiße Luft im Zimmer ließ sie nicht schlafen, der schwere Duft der Rosen und des Jasmins, der zu ihr hereindrang, erregte sie. Ruhelos war sie durch die weiten, prunkvollen Räume gewandert, in denen

sie eine Fremde war und bleiben würde, in denen nicht ein einziges Winkelchen von ihrem Wesen sprach. Alles hatten fremde Hände aufgestellt, fremder Geschmack hatte gewählt und bestimmt, sie kam und ging wie ein Gast, die Räume und Gegenstände traten nicht in Beziehung zu ihrer Persönlichkeit. Heimatlos war sie, rechtlos in den reichen Besitzungen des Gatten, ein schöner, seltener Gegenstand, den er erworben, und der sich anreichte an die lange Kette der Kostbarkeiten, die er besaß.

Sie saß am Fenster und wartete. Sie wartete auf das ferne Summen des Automobils. Wengern war noch nicht heimgekehrt. Vielleicht war das Automobil beschädigt, und er mußte auswärts übernachten.

Sie beugte sich in die Nacht hinaus und horchte. Aber die tiefe drückende Stille herrschte wie zuvor. Sicher war mit dem Automobil etwas passiert, oder — oder —? Ihr Herzschlag setzte aus, und dann begann das Herz rasend zu arbeiten. Oder —?

Oder er war verunglückt! Langsam fuhr sie sich mit der Hand über die Augen. Solche Unglücksfälle waren ja an der Tagesordnung, und ihr Mann fuhr stets ein rasendes Tempo. Vielleicht konnte da in der Nacht etwas geschehen sein, vielleicht —

Wieder horchte sie in die Nacht hinaus. Vielleicht lag er hilflos irgendwo, unfähig sich zu rühren, fern von jeder menschlichen Unterstützung. Sie erhob sich. Sie mußte die Diener wecken, sie mußte Telegramme aufgeben, man mußte nach ihm suchen.

Sie legte die Hand auf die Klingel, aber sie ließ sie wieder sinken. Wo war er denn? Sie wußte ja gar nicht, wohin er gefahren war. Sie konnte nicht aufs Geratewohl die Leute in die Nacht hinausjagen, sie mußte warten.

Und wieder saß sie am Fenster, und wieder schlich der Gedanke an sie heran: „Wenn er tot ist, bin ich frei —“

Es war, als kralkten sich ihre Gedanken an diesen Worten fest. Sie glitt von ihrem Sitz. Auf den Knieen lag sie vor dem Fenster, rang die Hände wie in wildem Gebet. „Dann bin ich frei! Ich will frei sein!“ Entsetzt hielt sie inne. Was hatte sie Grauensvolles gesagt?! Der sündige Wunsch war ein Verbrechen! Und doch, gewaltiger sammelten sich die Kräfte ihrer Seele zu einem heißen Flehen: „Laß mich frei sein!“

Und die Stunden rannen langsam dahin, die Nacht schlich träge vorwärts. Noch immer lag sie auf den Knieen, die Glieder schmerzten, der Kopf war ihr schwer und wüßt, die Augen brannten.

Ein dumpfes, surrendes Geräusch ließ sie plötzlich auffahren. Da kamen sie, da brachten sie ihn! Zitternd lehnte sie sich zum Fenster hinaus. Wie langsam der Chauffeur fuhr!

Das Automobil bog in den breiten Parkweg ein. Im fahlen Morgengrau schimmerten die Metallbesläge. Erika preßte die Hand aufs Herz. Sie konnte sich nicht rühren. Drunten hielt das Automobil, dicht vor der Treppe. Der Chauffeur sprang ab und stieg rasch die Treppe empor. Die elektrische Klingel gellte schrill durch das Haus.

Erika atmete kaum. Ihr Körper war erstarrt in atemlosem Lauschen. Dann hörte sie unten flüsternde Männerstimmen. Der Diener trat mit dem Chauffeur an das Gefährt. Dann sah Erika, wie sie einen schweren Körper vorsichtig aus dem Wagen hoben und langsam die Stufen emportrugen. Nur undeutlich erkannte sie die Umrisse.

Ein dumpfer Druck legte sich ihr auf den Kopf.

Mechanisch ging sie zur Türe und öffnete sie weit. Aus dem Treppenhaufe scholl das leuchende Atmen der Männer. Mühsam hielt sie sich aufrecht. Dann besann sie sich, es war ja dunkel, sie mußte leuchten. Zitternd zündete sie eine Kerze an und hob sie mit unsicherer Hand. Sie sah den Rücken des Chauffeurs, der sich unter der Last krümmte. Sie sah das glatte, ausdruckslose Gesicht des Dieners.

Dann öffnete sie die Lippen. „Ein Unglück?“ fragte sie heiser.

Der Diener schüttelte den Kopf, und ein verlegenes Lächeln kroch um seinen Mund.

„Was denn? Was ist?“

„Es ist etwas anderes, gnädige Frau.“

Sie beugte sich vor, sie verstand nicht. Das zuckende Licht huschte unsicher über Wengerns Körper, der Kopf pendelte haltlos hin und her.

Die Männer schritten rasch an ihr vorüber und legten den Herrn aufs Bett, dann ging der Chauffeur davon. Er griff nach seiner Mütze und sah an der jungen Frau vorüber, mit dem Armel wischte er sich rasch den Schweiß vom Gesicht. Seine Schritte verhallten.

Erika trat dicht an das Bett, der Diener wich zur Seite. Da hörte sie ein röchelndes Schnarchen, und ein widerlicher Dunst schlug ihr entgegen.

Sie richtete sich ruhig auf. „Sie können gehen!“

Der Diener ging und drückte die Türe leise ins Schloß, auch seine Augen hatten verlegen ihren Blick vermieden.

Das war es also! Betrunknen war er! Ihre Gedanken standen still und kamen über dies Wort nicht hinweg. Sie trat weit vom Bett zurück, bis ihr Rücken die Wand berührte. Ihr war, als müsse sie davonlaufen, bis dies

alles meilenweit hinter ihr lag. Doch ihre Augen hafteten auf der unförmigen Gestalt, die zusammengetrümmt in den weißen Rissen lag.

Also so sinnlos betrunken war er, daß man ihn schleppen mußte wie einen leblosen Gegenstand, daß er sich zum Gespött seiner Diener machte. Betrunken — daran hatte sie nicht gedacht, nie wäre ihr der Gedanke gekommen! Es war ihr bisher ganz selbstverständlich gewesen, daß Menschen ihrer Gesellschaftsklasse sich beherrschten in ihren Begierden und Instinkten. Sie hatte noch niemals einen so betrunkenen Menschen gesehen. Ihren Vater hatte sie stets nur nüchtern und beherrscht in jeder Lebenslage gekannt.

Aber der da drüben! Der war der Parvenü geblieben — trotz seines Luxus, trotz seiner Rennpferde und feudalen Güter; der kannte kein Maß, über den brach eine Begierde herein und knechtete ihn, und er wehrte sich nicht! Er gab allen Gelüsten nach und erlag ihnen. Das war ein Mensch ohne Selbstzucht und innere Kultur, ein Plebejer durch und durch.

Und an diesen Mann war sie gefesselt! Für ein langes Leben gefesselt! Der zerbrach sie und zog sie zu sich herab, und sie war ihm wehrlos preisgegeben, und sie würde wohl viele Nächte auf den Knien liegen mit dem wirren, sündigen Gebet: „Laß mich frei sein!“ Und er würde wiedertehren — betrunken. Und am anderen Tage würde er sie in seine Arme nehmen und sie küssen, und sie mußte es dulden. Ganz langsam, ganz schwer gingen ihre Herzschläge.

Sie trat dicht an das Bett. Das spielende Lichtflämmchen warf tanzende Reflexe auf das rote, gedunsene Gesicht, um das der wirre Bart stand. Die Lippen waren weit geöffnet und bläulich, mühsam, schnärcchend, rasselnd rang sich der Atem aus der

schwer arbeitenden Brust. Die Hände zuckten auf dem weißen Leinen, Schweißtropfen perlten auf der dunklen Haut, die schlaffen Muskeln zitterten bei jedem Atemzuge. Es war ein widerliches Bild, und der Ekel schüttelte die Frau, daß sie schwankte.

Dem war sie ausgeliefert — dem da! Und in ihrer Brust hob sich ein eisiges Gefühl, das sie ganz erfüllte, etwas Unheimliches war es, wie die Ahnung eines Verbrechens. Sie wich zurück, bis sie unter dem Kronleuchter stand, und langsam hob sie die Hand, und ihre Finger legten sich fest um den Gashahn. Ihre Augen waren starr auf das gedunsene Gesicht gerichtet. Ihre Lippen bewegten sich. Ein Druck — und sie war frei!

Sie überlegte. Sie mußte noch die Fenster schließen.

Mit fester Hand drehte sie den Gashahn auf. Regungslos stand sie. Die Augen bohrten sich in das widerliche Gesicht vor ihr. Da atmete sie den flauen, faden Gasgeruch, der Atem des Mannes ging schwer, die Frau rührte sich nicht.

„Ich werde zur Mörderin!“ Ein Zittern lief über ihre Gestalt. „Dann bin ich frei!“ Ein Leuchten brach aus ihren Augen.

Stärker quoll der Gasgeruch. Da hörte sie die Stimme des Vaters: „Bleib du selbst, steig nie in die Niederungen der Menschheit hinab!“

Sie zuckte zusammen und erwachte wie aus einem Taumel. Was wollte sie tun?

Sie preßte die Zähne in die Unterlippe und hob die Hand. Mit einem schnappenden Geräusch schloß sich der Hahn.

Dann ging sie hinaus.

Durch alle Zimmer lief sie mit flüchtigen Schritten, als sei ihr die Versuchung auf den Fersen, und es hallte von den Wänden: „Frei wärest du — frei!“

Immer rascher ging sie, sie fühlte, wenn sie noch einmal zurückkehrte und in dies wüste Gesicht sah, erlag sie der Versuchung.

Es war ihr, als zöge ein geheimer Bann sie zurück, der Gasgeruch war noch in ihrer Lunge, und ein Raunen war um sie, ein Wispern und Säufeln: „Es ist ja so einfach! Keiner weiß es! Keiner merkt es! Und du bist frei — frei!“

Was sind das für tolle Gewalten, die locken und reizen, bis die Tat getan?

Sie rang mit ihnen in schwerem Kampfe. Und sie bezwang sie. Sie ging in ihr Ankleidezimmer und legte sich angekleidet auf den Diwan nieder. Und die ungeheure Spannung der Nacht löste sich langsam.

Als Erika erwachte, lag die Sonne in zitternden Lichtflecken auf dem weißen Fell vor ihrem Lager. Sie erhob sich mühsam und klingelte. Das Mädchen erschien, und Erika sah ein spöttisches Blitzen in ihren Augen. Da wußte sie, daß die Ereignisse der Nacht Gesprächsthema in der Gesindestube waren. Aber es berührte sie nicht.

„Anna, packen Sie das Notwendigste für ein paar Tage in einen Koffer und bestellen Sie das Automobil. Ich will zum Frühzug am Bahnhof sein.“

Das Mädchen machte große Augen und verschwand. Nach einer kleinen Weile kam sie wieder. „Soll ich gnädige Frau begleiten?“

„Nein.“

Erika zog sich ohne Hast an, wie jemand, der sein Ziel fest im Auge hat und sich nicht davon abbringen lassen wird. Sie wollte nach Hause. Sie fühlte, daß sie nicht fähig war, ihrem Manne zu begegnen. Allzu heiß brannte die Empörung in ihr. Sie wollte zur Mutter, um über das Schicksal der Brüder zu sprechen.

Das war der angebliche Grund. Aber tief in ihrer Brust war eine weiche, heiße Sehnsucht nach der Mutterhand, die über ihre müde Stirn streicheln und die wilden Gedanken glätten würde. Sie sehnte sich nach der Mutter, nach Irmgard, nach dem stillen, dunklen Park und dem festen Haus mit den zwei Türmen.

Das war ihr Heimatboden, in dem alle ihre Gefühle wurzelten, der sie genährt hatte in ihrem jungen Wachstum. Dort würde sie den Weg zu sich selbst zurückfinden. Hier blieb sie ewig fremd. Ihre Wurzeln faßten nicht, sie war wie ein Baum, der niemals mehr blühen, niemals Früchte tragen konnte, sie mußte verdorren! Aus der Heimatluft wollte sie neue Kraft schöpfen zum Ertragen oder — zum Kampf. —

Als sie die grünlich blinkende Mosel wieder sah, wurden ihre Augen feucht. Und als sich die klöbigen Türme des alten Städtchens hoben, da schlug ihr Herz bis zum Halse. Eine zitternde Erwartung war in ihr. Ob sie ihn wieder sah?

„Heinz — Heinz!“ Der Name lag auf ihren Lippen und löste alle Sehnsucht und alle Liebe. Und die häßlichen Szenen, die sie erlebt, versanken.

Auf dem Bahnhof sah sie kein bekanntes Gesicht. Sie zog den Schleier tiefer und schritt rasch über den Bahnsteig. Da drängte sich ein Gepäckträger dicht an sie heran und nahm ihr die Tasche ab.

Sie lächelte. „Eine Droschke, Mathieu!“

Er nickte.

Die Droschke fuhr in schaukelndem Trott über das holperige Pflaster. Erika drückte sich tief in die Ecke, aber doch grüßten einige Bekannte überrascht. In dem Städtchen fiel jede fremde Erscheinung sofort auf.

Und dann fuhr sie durch seine Straße, an seinem

Hause mußte sie vorbei, und ihr Herz pochte ungestüm, ihr Blut stieg in einer heißen Woge in ihre Wangen, und sie fühlte, daß sie den Mann noch liebte mit jeder Fiber, daß jeder Nerv in ihr bebte in seliger Erwartung.

Und sie vergaß, daß sie ihre Liebe unterdrückt hatte, sie vergaß, daß sie an einen anderen Mann gebunden war. Ihr Herz drängte ihm entgegen wie in der glücklichsten Zeit ihres Lebens. Ihre Augen flogen über die graue Front des Hauses, sie suchten seine Fenster. Ob sie ihn sah? Ob er wohl zufällig am Fenster stand?

Da sah sie vor dem Hause zwei Pferde. Ein Bursche hielt sie und wartete wohl auf seinen Herrn. Sie beugte sich weit vor. Nun mußte er kommen. Doch das war ja der Braune nicht, und auch den Fuchs kannte sie nicht!

Da trat aus dem Hause ein Offizier mit einem jungen, bildhübschen Gesicht, aus dem ein Paar fröhliche Augen die fremde elegante Dame neugierig anblickten.

Erika lehnte sich zurück. Eine beklemmende Angst war in ihr. Er wohnte also nicht mehr in der alten Wohnung. Er war fortgezogen.

Der Wagen donnerte durch das Tor und fuhr auf die Landstraße hinaus. Aber Erika sah die Heimat nicht. Das Land schien ihr entseelt und tot. Wo war Heinz Hartwig? Die Frage brannte in ihr.

Und als sie daheim die Arme um Mutter und Schwester schlang, da konnte die Freude nicht mehr durchdringen, da war sie still und bellommen, denn die ungelöste Frage quälte sie, sie schwebte ihr auf den Lippen, und sie wagte sie doch nicht auszusprechen.

Mutter und Schwester fühlten bald das Fremde in Eritas Wesen. Sie empfanden das Unfreie ihrer

Freude, und wie ein Wall schob sich das Gefühl des Fremdseins zwischen sie.

Erika wollte in ihr Turmzimmer, sie hatte sich darauf gefreut, in dem kleinen Gemach zu schlafen und zu denken, daß alles nur ein wüster Traum gewesen, sie immer noch die stolze, frohe Erika Farnhorst sei, die morgen über die taufrische Waldschneise dem Geliebten entgegenritt.

Jrmgard legte den Arm um ihre Schulter. „Geh lieber nicht in dein altes Zimmer. Du logierst besser im Fremdenzimmer, da hast du das Badezimmer näher.“

Erika nickte. „Also ins Fremdenzimmer!“ dachte sie müde. „Auch hier fremd!“

Und als sie den Koffer auspackte, kreisten trostlose Gedanken in ihrem Kopfe: „Wohin gehöre ich eigentlich in der weiten Welt?“

Da hörte sie eine tiefe, leidenschaftsdurchbebtete Stimme: „Meine Heimat bist du!“

Wie hatte sie nur fragen können, wie hatte sie nur suchen können!

Jrmgard trat ein und sah ihr bewundernd zu, wie sie all die blinkenden Geräte auf dem Toilettentisch aufbaute.

„Jrmgard, sage mir, wo ist Hartwig?“

Die Schwester zuckte zusammen. „Er ist für ein Jahr beurlaubt — auf Reisen,“ sagte sie leise.

Erika wurde blaß bis in die Lippen, wandte sich ab und ordnete die Kämme und Bürsten.

„Seit einem halben Jahr etwa,“ sagte Jrmgard. „Ihr waret damals gerade in Norwegen. Er ist gleich abgereist, nachdem —“ Sie stockte. „Es war das Beste für uns alle,“ sagte sie leise. „Ich habe es jetzt auch verwunden. Du wohl auch?“

Erika nickte gedankenlos. Sie hätte am liebsten laut aufgeschrien: „Nein — nein! Ich verwinde es niemals, ich will ja gar nicht!“ Aber sie blieb ganz still, nur ihre Hände zitterten leicht, daß das Kristall leise klang.

Zimgard sprach weiter, und ihre weiche Stimme klang zärtlich und scheu. „Es ist mir schwer geworden, aber an dir habe ich mich ausgerichtet, Erika. Ich sah, daß du so rasch und mutig überwunden hast. Ich verstand ja deine Gründe nicht, und ich kenne sie auch heute nicht, aber ich denke mir manchmal, du hast Wengern geheiratet, um den Konflikt zwischen uns zu beseitigen. Und sieh, das gab auch mir Kraft. Ich dachte, ich wollte es dir gleich tun, und ich habe ehrlich gekämpft. Es war ja auch gar nicht so schwer, denn er liebte mich ja nicht. Nun bin ich klar, nun denke ich kaum mehr an ihn. Er war eben eine Jugendliebe, und die überwinden die meisten Menschen.“ — Sie lachte. Dann legte sie die Arme um Erikas Schultern. „Er war auch deine Jugendliebe, du bist auch darüber hinweggekommen!“

Erika machte sich von den Armen frei, dann sagte sie schwer, als sei es ein qualvolles Bekenntnis: „Ich liebe ihn und werde ihn immer lieben!“

Zimgard sah sie entsetzt an.

Da strich Erika hastig über ihr Haar. „Komm, laß uns hinuntergehen. Ich möchte mit Mutter allerhand besprechen.“

Zimgard folgte ihr, in ihren Augen standen drängende Fragen, aber Erika sah sie nicht mehr an.

Zimgard preßte die Lippen aufeinander. Wie fremd und kalt Erika war, wie kühl und leblos war ihr Gesicht geworden! Sie kannte sie gar nicht wieder. Sie verstand sie nicht mehr. Ein heftiger Groll regte

sich in ihr, und doch dämmerte ihr fern das Bewußtsein, daß die Schwester ein grausames Schicksal hinter dem kalten Gesichte barg.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sie saßen in dem kleinen Wohnzimmer neben dem Gartensaal um die rosa verschleierte Lampe, und es war fast wie in alten Zeiten, nur die tiefe, warme Stimme des Vaters fehlte in dem Raum, und Erika war es, als fehlte die Seele. Sie kämpfte gegen die Sehnsucht nach dem Vater, und ihr einsames Herz suchte den Weg zu den Menschen zurück, die zu ihr gehörten. Aber es war, als verstünden sie ihre Sprache nicht.

Über der Mutter Augen lag es wie ein Schleier. Ihr Blick strahlte nicht mehr auf in warmer Liebe, wenn er die Tochter traf. Die Heirat mit Wengern hatte ihr das Kind entfremdet, sie begriff Erika nicht mehr.

Ernst sah forschend auf die junge Frau, und wenn die Seide ihrer Röcke leise knisterte, dann lächelte er spöttisch und dachte: „Dies gehört zum Kaufpreis.“

Nur Max war lieb und voller Bewunderung für alles, was aus der eleganten Welt, in der die Schwester lebte, zu ihm drang. Seine weiche Natur vermied Konflikte und Erregungen. Erika hatte doch nichts Böses getan! Er begriff die kühle Reserve der anderen nicht.

Und Erika fühlte, daß sie mißachtet wurde. Dies Bewußtsein lähmte und vergiftete sie. Sie verachten mich, weil ich mich verkauft habe, und sie wissen nicht einmal warum. Und ihr war, als müsse sie aufstehen, wie eine Angeklagte vor ihren Richtern, und sich rein-

waschen von dem häßlichen Argwohn, als müsse sie ihnen langsam Wort für Wort die Gründe entgegen-schleudern, bis sie wieder aufrechten Hauptes unter ihnen leben konnte.

Aber sie schwieg. Ach, sie hatte diese Gedanken schon zu oft gedacht. Sie hatte ein Grauen vor den nutzlosen Grübeleien.

Max legte die Hand auf ihren Arm. „Erika, erzähle uns doch von euren Reisen, von eurem Leben, von dem Rennstall. In allen Zeitungen liest man davon, und ich bin dann immer ganz stolz.“

Erika schüttelte den Kopf. „Ich mag nicht gern erzählen, Max, ich bin ein bißchen matt, aber ich bin gekommen, um mit Mutter über die Zukunft zu reden.“

Die Mutter hob die sorgenvollen Augen und nickte. „Ja, wir müssen Entschlüsse fassen. Durch Hansens Verlobung ist mir eine große Sorge genommen. Er schreibt so rührend, der gute Junge, er hätte den Schritt getan, um uns zu entlasten. Hoffentlich wird er nun auch glücklich.“

Erika nickte flüchtig.

Die Mutter wartete auf ein Wort der Anerkennung von Erika. Dann fuhr sie hastig fort: „Was Ernst und Max anbetrifft, so hat mir Wengern seine Unterstützung angeboten. Ich habe ihn aber energisch zurückgewiesen. Ich hoffe nicht, daß er's auf deine Veranlassung getan hat.“

Erika errötete. „Nein, Mutter. Ich habe ihm das-selbe gesagt. Ich wünsche selbst nicht, ihn in irgend einer Weise in Anspruch zu nehmen.“

Die Mutter sah sie überrascht an. „Unsere Lage ist sehr schwierig seit Vaters Tod — und durch Hansens Leichtsinns.“ Sie stockte. „Und nun hat er, um seine Schuld wieder gutzumachen, seine Hilfe angeboten.“

Es handelt sich aber um das Vermögen seiner Frau, und daher widersteht es mir. Aber ich sehe keinen anderen Ausweg. Ernst und Max, beide haben den Wunsch, Offiziere zu werden —“

Da sprang Ernst heftig auf, sein Gesicht war ganz blaß. „Niemals nehme ich einen Heller von meines Bruders Frau! Was denkst der von mir! Wenn denn alles vor dem Gelde kriecht, ich krieche nicht!“

Erika stand auf, trat auf Ernst zu und faßte seinen Kopf zwischen beide Hände. „Ernst, Junge, das ist recht, wie freue ich mich —“

Er riß sich von ihr los, und seine Augen blitzten. „Was willst denn du?“ Er lachte höhnisch. „Von dem anderen habe ich es nicht anders erwartet, das mußte ja so kommen, aber du, Erika — du! Daß du das getan hast, daß du vor dem Geld kriechst — pfui!“

Erika taumelte zurück.

Er trat dicht an sie heran. „Nun habe ich dir meine Meinung gesagt, und das ist die Meinung von jedem anständigen Menschen. Du hast dich verkauft!“ Tränen traten ihm in die Augen. Mühsam rang er nach Worten. „Ich sage dir, ich will lieber zugrunde gehen, als deinesgleichen werden!“

Er stürzte zur Tür hinaus.

Erika setzte sich zitternd auf einen Stuhl. Sie konnte nicht mehr denken. Ihr war zumute, als hätte sie einer geschlagen. Im Zimmer war eine lastende Stille.

Da legte Max seinen Arm um Erikas Hals. „Ich weiß gar nicht, was Ernst hat. Ich finde es auch sehr nett von Hans, daß er uns helfen will. Ich möchte doch so gern Offizier werden.“

Erika machte sich frei. Sie sah in das weiche, gutmütige Gesicht und sagte hart: „Es wäre besser für dich,

du verachtetest mich auch so wie Ernst.“ Dann stand sie auf und ging hinaus.

Die Mutter brach in Tränen aus und lehnte den Kopf an Jrmels Schulter. Sie weinte hilflos.

„Ich glaube, Erika ist krank, Mutter. Niemand kann sie verstehen.“

Die Mutter nickte. „Ein Kind nach dem anderen löst sich los, bis man allein ist,“ sagte sie schmerzlich.

Jrmgard küßte den grauen Scheitel. „Ich bleibe bei dir, Mutter.“ —

Erika ging durch die sinkende Nacht zum Grabe des Vaters. Sie kam sich vor wie eine Ausgestoßene. Alle verachteten sie.

Nun, sie mußte es tragen, bis sie einen Weg gefunden, der sie aus dieser Niederung wieder aufwärts führte. Sie ersehnte den Kampf.

Sie lehnte sich an den schlichten Granitblock, der zu Häupten des Grabes stand, und sah auf die dunkle Erde nieder. Bitterer denn je fühlte sie ihre Verlassenheit.

Wenn der Vater noch bei ihr wäre, dann hätte sie in dieser Stunde einen Menschen, der ihre Kraft stählte und sie in den rechten Kampf wies. Aber sie war allein auf sich angewiesen, sie mußte selbständig einen Weg finden, der bergauf führte, denn sie konnte so nicht weiterleben, so gedemütigt und verachtet. Sie mußte ihr Selbstbewußtsein wieder erringen. Und daran wollte sie arbeiten. Sie mußte wieder stolz werden, sie mußte etwas leisten.

Sie richtete sich auf. Ja — Arbeit! Vielleicht gab ihr die Arbeit Befriedigung und Selbstachtung. Sie wollte sich einen Kreis suchen, in dem sie wirken konnte. Vielleicht konnte sie dann sogar zu Wengern zurückkehren und das Leben mit ihm ertragen, wenn sie ein Ziel hatte, das sie befriedigte. Die Arbeit würde sie

über die öden Stunden des Alleinseins trösten. Sie würde sie betäuben in den Augenblicken der Erregung. Sie würde die Gedanken ersticken an den Mann, der fern von ihr Vergessenheit suchte.

Die Arbeit sollte ihr Leben füllen, die Arbeit für andere.

Es fiel ihr ein, daß Wengern auch Fabriken besaß. Eine große Zahl Arbeiter war dort beschäftigt. Er kümmerte sich gar nicht um den Betrieb. Dies war Boden für ihre Tatkraft, hier konnte sie wirken. Sie konnte sich selbst vergessen über den anderen.

Wengern mußte ihr dies Arbeitsgebiet überlassen. Sie wollte ihn bitten, und es sollte ihre erste Bitte sein. Sie wollte ihm sagen, daß für eine Natur wie die ihre Ruhe und Satenlosigkeit zur Qual werden mußte, daß sie freudiger und zufriedener werden würde durch die Arbeit. Er mußte das verstehen und achten. Sie wollte auch ihn bitten, selbst eine geregelte Beschäftigung zu übernehmen, vielleicht ließ sich ihr Leben doch noch würdig gestalten auf dem Boden der Arbeit.

Sie sah zum Grabe nieder. „Vater, bist du zufrieden? Ich trage mein Los, so gut ich kann. Noch einmal will ich versuchen, es zum Guten zu wenden. Ich habe meine Freiheit verloren. Nun will ich mir eine Pflicht schaffen und sie mit ganzer Kraft erfüllen.“

Leichten Schrittes ging sie zwischen den Gräbern hindurch, dem Elternhause zu. Das neue Lebensziel lockte sie mächtig. Ihre Muskeln spannten sich in froher Erwartung der Betätigung.

Als sie das Haus düster und still vor sich liegen sah, schlich wieder ein heißes Weh durch ihre Brust. Die Heimat hatte sie verloren, wie die Menschen, die ihr nahe standen. Aber vielleicht konnte sie auch ihre Achtung

wieder erwerben, vielleicht würden sie doch noch einsehen lernen, daß sie nicht niedrig war.

Am anderen Morgen rüstete sie zur Abreise. Beim Frühstück fragte sie Ernst: „Nun, was hast du über deine Zukunft beschlossen?“

„Ich ersuche dich, meine Angelegenheiten nicht zu berühren,“ sagte er schroff.

Da wurde sie blaß und schwieg, und sie drängte zur Abreise.

Als sie im Wagen saß, atmete sie auf, sie wandte sich nicht mehr zurück, der Anblick der Heimat tat ihr weh. Nur vorwärts wollte sie sehen. Nichts sollte sie mehr beirren. Und als sie an Hartwigs Haus vorüberfuhr, war nur ein dumpfer Schmerz in ihrer Brust, und auch den sollte ihr die Arbeit überwinden helfen.

Wengern empfing sie mit stürmischer Zärtlichkeit. Er hatte wohl gefürchtet, sie würde länger fortbleiben. Er erwähnte mit keinem Worte jenen Abend, und auch Erika schwieg darüber. Es war ihr widerlich, die häßliche Szene zu erwähnen. Vielleicht kam auch dergleichen nicht wieder vor. Sie wollte mit dem besten Willen und den ehrlichsten Vorsätzen das neue Leben beginnen.

Wenige Stunden nach ihrer Ankunft wurde Wengern telegraphisch abgerufen, und mit lebhaftem Bedauern in der Stimme teilte er ihr mit, daß er auf zwei Tage verreisen müsse. Sie konnte ihm also noch nicht von ihren Plänen sprechen, und es war ihr lieb, denn sie wollte noch alles in Ruhe überlegen und mit einem klaren Vorschlag an ihn herantreten.

Als das Automobil abgefahren war, wechselte sie rasch die Toilette. Sie vertauschte das elegante Hauskleid mit einer einfachen Bluse und einem schlichten,

fuhfreien Rock. Als sie sich flüchtig im Spiegel sah, lächelte sie leicht, denn sie sah jugendlich und frisch aus. Die frohe Erregung hatte ihre Wangen gerötet, und ihre Augen strahlten in heller Satenlust.

Sie ging durch den Park zum Dorf hinab. Die roten Fabriksschote qualmten schwere, zähe Wolken über die Landschaft. Ein betäubender Lärm von arbeitenden, hastenden Maschinen scholl ihr entgegen, und als sie vor dem breiten Tore stehen blieb, sah sie in ein lebhaftes Getriebe von hochbepackten Wagen, stampfenden Pferden und hastenden Menschen.

Niemand beachtete sie, nur zuweilen zuckte ein neugieriger Blick zu ihr hinüber. Sie hätte stundenlang so stehen mögen, um diesem tätigen Leben zuzuschauen. Aber sie schämte sich plötzlich ihrer Untätigkeit angesichts dieser rastlosen, schwer arbeitenden Menschen, deren Muskeln sich spannten, und deren Gesichter heiß und erregt ausfahen. Dies war nicht das Feld ihrer Arbeit. Zu den Frauen und Kindern wollte sie gehen.

Auf der Dorfstraße balgte sich eine Herde Rinder. Sie trat heran und legte die Hand auf einen runden Kraustopf. Da stoben die Rinder entsetzt auseinander. Sie lächelte. Sie würden schon lernen, daß sie es gut mit ihnen meinte. Sie würden bald ihre Scheu überwinden.

Aus dem nächsten Hause trat eine große, starkknochige Frau, sie hatte eine schwere Holzbütte in den Händen, und die Sehnen der mageren Arme strafften sich bei der Anstrengung. Sie goß den trüben Inhalt der Bütte die Stufen hinab, und Erika mußte rasch zur Seite weichen. Doch sie grüßte freundlich zu der Frau hinauf. Die dankte mürrisch und trat zurück. Erika erschrak, aber sie nahm ihren Mut zusammen und trat auf die feuchten Stufen.

Die Frau drehte sich argwöhnisch um. „Was beliebt?“

Erika trat unter die Türe. „Ich weiß nicht, ob Sie mich kennen. Ich bin Frau Wengern.“

Die Frau nickte verdrossen.

„Ich möchte die Leute hier gern näher kennen lernen, möchte sie besuchen, und da Ihr Haus gerade das erste im Dorf —“

Die Frau musterte sie argwöhnisch, und es war Erika, als zude ein häßlicher Hohn um den harten Mund. „Ich kann Sie nicht hereinführen, denn ich habe nur die Küche und eine Kammer für mich und meine drei Kinder. Das ist ja auch genug für eine arme Witwe.“

„Ach, Sie sind Witwe? Ist Ihr Mann schon lange gestorben?“

„Seit zwei Jahren schon.“

Erika fragte in herzlicher Teilnahme weiter: „Woran ist Ihr Mann gestorben?“

Die Frau schoß einen tückischen Blick über sie hin. „Wenn Sie schon danach fragen — Herr Wengern hat ihn mit dem Automobil überfahren.“

Erika stieß einen leisen Schreckensruf aus, sie mußte sich an die Wand lehnen, so zitterte sie.

Die Frau nickte mit schwerem Kopf. „Ja, und nachher haben sie vor Gericht herausgefunden, daß er betrunken war. Es kann ja schon sein, daß er etwas über den Durst getrunken hatte. Unserems hatte ja kein anderes Vergnügen, und es war ja auch gerade Zahltag. Wie sie ihn mir gebracht haben, lebte er schon nicht mehr.“ Sie strich sich energisch über die Schürze. „Na, tot ist tot! Aber daß ich Herrn Wengern nicht gern sehen mag, werden Sie wohl verstehen!“

Erika senkte den Kopf wie unter einer Anklage. „Aber er hilft Ihnen doch?“

Die Frau zuckte verächtlich die Achseln. „Er hat es ja dazu.“

Der Ton der Frau empörte Erika. Doch sie konnte mit diesem verbitterten, einsamen Weibe nicht rechten. „Vielleicht kann ich Ihnen beispringen?“

Die Frau rührte sich nicht und sah sie nur lauern an.

Erika griff in die Tasche, zaghaft und zögernd. Sie hatte das Gefühl einer Herzensroheit. Dann gab sie der Frau einige Goldstücke. Ihr war sehr unbehaglich zumute. Sie dachte, die Frau würde ihr das Geld in heller Verachtung vor die Füße schleudern.

Aber die hagere, braune Hand zuckte an der Schürze, dann griff sie hastig, gierig zu.

Da wandte sich Erika und ging. Sie wartete nicht mehr auf ein Wort des Dankes.

Sie ging die heiße, sonnige Dorfstraße hinab. In ihr war eine große Traurigkeit. Sie wagte gar nicht, in das nächste Haus zu treten, denn sie erwartete, wieder verjagt zu werden. Der peinliche Eindruck schmerzte sie und lähmte ihre frohe Tatkraft. Sie nahm ihren ganzen Willen zusammen, um darüber hinwegzukommen, aber es war wie ein düsterer Schatten über ihr.

Erst vor dem letzten Hause blieb sie wieder stehen, und als sie über die Schwelle trat, klopfte ihr Herz ängstlich. Was wollte sie bei diesen Menschen? Konnten die ihr Wollen verstehen, oder würden sie die reiche Frau verhöhnen, die plötzlich Samariterlaunen hegte? Sie fühlte, daß ihre Freudigkeit immer mehr schwand, aber dann schämte sie sich. Wie konnte sie nur so rasch den Mut verlieren! Enttäuschungen gab es bei jedem Werk.

Sie klopfte an die Türe. Eine tiefe Stille herrschte. Sie klopfte lauter. Da antwortete eine matte Stimme

ein unverständliches Wort, und Erika trat ein in dem sichereren Bewußtsein: hier kannst du helfen!

Eine trübe Dämmerung umfing sie. Heiße, dumpfe Luft schlug ihr entgegen, gemischt mit dem scharfen Geruch von angebrannter Milch. Erika konnte nichts unterscheiden. Da scholl aus der fernsten Ecke das helle, durchdringende Weinen eines kleinen Kindes, dazwischen ein dumpfer Jammerlaut.

Erika stieß den Laden auf und trat in die Stube zurück. Da sah sie ein zerwühltes, schmutziges Bett, auf dessen buntem Kopfkissen der fieberheiße Kopf eines Weibes lag. Wirre Haarsträhnen lagen um das Gesicht; von dem mageren Körper waren die schweren Rissen zurückgeschoben. Die Brust atmete hastig. Die braunen, rissigen Lippen schmachtetten halb geöffnet. Die bläulichen Augenlider waren geschlossen.

Erika trat dicht an das Bett und sah voll tiefen Mitleids in das heiße Gesicht, und dann ging sie schnell in die kleine Küche und schöpfte aus einem Eimer Wasser. Sie kniete vor dem Bett nieder, schob den Arm unter das heiße Kissen, und vorsichtig hielt sie das Glas an die lechzenden Lippen. Die Kranke zuckte zusammen, dann trank sie gierig. Die braunen Lippen bewegten sich, und die Lider zuckten. Erika ließ sie zurücksinken. Erleichtert atmete die Frau.

Da fing das Kind wieder an zu weinen in marterschütternden Tönen, Erika hob es aus der plumpen Wiege. Es war ein ganz kleines, elendes Kind, es mochte erst einige Tage alt sein. Erika sah zärtlich auf das Geschöpfchen herab, und eine warme Zärtlichkeit stieg in ihr auf.

Sie schlug das Kind in ein frisches Leinen, das sie aus einem Wäschehaufen zog, der unordentlich in der Ecke lag, dann wiegte sie es leise summend im Arm.

Das Kind schwieg und bewegte das Mündchen. Erika war so glücklich wie seit langer Zeit nicht.

Da schlug die Kranke die Augen auf, und ein plötzlicher Schrecken ging über ihr Gesicht.

Erika faßte ihre Hand. „Bitte, erschrecken Sie nicht! Ich will ein wenig bei Ihnen bleiben, weil Sie so allein sind. Kann ich Ihnen etwas helfen, kann ich Ihnen etwas geben?“

Die Kranke schüttelte den Kopf. „So eine feine Dame!“ murmelte sie.

Erika lachte leise. „Ach, denken Sie doch nicht daran!“ Sie nahm ein Tuch und trocknete vorsichtig die Stirn der Kranken. „Sind Sie schon lange krank?“

Die Frau wies mit den Augen nach dem Kinde. „Seit dem da —“

Erika streichelte das zarte Kinderköpfchen. „Haben Sie keinen Arzt?“

Die Frau lächelte trübe. „Das ist doch nicht der Mühe wert — wegen so etwas.“

„Aber Sie haben doch Fieber, es muß doch jemand nach Ihnen sehen!“

Die Frau schüttelte eigensinnig den Kopf.

„Sie können unmöglich allein hier liegen bleiben. Wo ist Ihr Mann? Pfl egt Sie keine Nachbarin?“

„Mein Mann ist in der Fabrik, und die Nachbarinnen haben selber Arbeit genug. Es wird schon so wieder gut.“

Da fing das Kind wieder an zu weinen.

„Es hat Hunger,“ sagte die Frau bekümmert. „Mein Mann kommt erst in zwei Stunden heim. Dann macht er die Flasche zurecht.“

„Ich will es gern tun,“ sagte Erika rasch und freudig.

Die Frau bewegte abwehrend den Kopf, und dann stöhnte sie auf, schloß die Augen und lag apathisch da.

Nur die glühenden Hände bewegten sich auf der Decke.

Erika sah angstvoll in das entstellte Gesicht. Aber dann kam eine ruhige Besonnenheit über sie. Sie legte ein nasses Tuch auf die brennende Stirn. Dann ging sie in die Küche, und auf dem kleinen Herd machte sie Feuer an, schnell und geschickt, und die kleine Flamme fuhr in das dürre Holz und leckte über den Boden des Topfes. Sie goß die Milch hinein, dann fand sie die Flasche und säuberte sie. Und bald trank das Kind in behaglichen, durstigen Zügen und schlief auf ihrem Schoße ein.

Erika fühlte, wie die Tränen ihr in die Augen stiegen und auf das winzige, rührende Kinder Gesichtchen tropften. Und sie dachte: „Wie muß das süß sein, ein eigenes Kind in den Armen zu halten und geliebte Züge in dem winzigen Gesichtchen zu suchen! Das ist Glück! Aber ich darf das nie erleben — es wäre ja entsehrlich, Sünde am Leben —“

Die Frau wälzte sich stöhnend, sie sprach wirre, sinnlose Worte.

„Ich muß sofort zum Arzt schicken,“ dachte Erika. Sie legte das Kind in die Wiege und machte eine frische Kompresse, dann lief sie in das Nachbarhaus.

Mit großen, verwunderten Augen sah ihr eine junge Frau entgegen.

„Bitte, gehen Sie für ein Weilchen zu der kranken Frau nebenan. Ich will rasch einen Arzt holen lassen.“

Die Frau folgte ihr, sie hatte sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt.

Erika ging eilig die Dorfstraße zurück, sie sah die erstaunten Blicke nicht, sie war nur von einem einzigen Gedanken erfüllt.

Als sie den Park erreicht hatte, fing sie an zu laufen,

und atemlos kam sie an. Sie schickte sofort zum Arzte, dann befahl sie der Jungfer, Leinen und Lebensmittel einzupacken. „Aber rasch — rasch, Anna. Es ist jemand krank — wir müssen helfen!“

„Wer denn, gnädige Frau?“

„Eine Frau im Dorfe.“

Da hob Anna hochmütig die Nase, aber Erika trieb sie zur Eile, und bald folgte ihr Anna mit einem gefüllten Korbe die Dorfstraße hinab.

Die Kranke lag noch immer mit geschlossenen Lidern. Am Kopfende saß die Nachbarin, die Hände im Schoße gefaltet.

Anna trat ans Fenster. „Was ist das für eine Luft!“ murmelte sie.

Erika warf ihr einen zornigen Blick zu. „Sie können gehen,“ sagte sie kurz.

Die Nachbarin blieb neugierig an der Türe stehen und sah habgierig auf den gefüllten Korb. Da fuhr schon das Automobil mit dem Arzt vor. Die Frau ging eilig davon, und Erika trat unter die Türe.

Ein junger, schlanker Mensch sprang aus dem Gefährt. Er sah Erika überrascht an. „Gnädige Frau — Sie selbst?“ Dann stellte er sich vor. „Doktor Friedrichs.“

Erika reichte ihm die Hand. „Herr Doktor, ich glaube, Sie sind sehr nötig hier. Durch einen Zufall kam ich hierher.“

Die Augen des jungen Arztes hingen in Bewunderung an dem schönen, erregten Gesicht. Dann folgte er ihr in die Stube.

„Ich will Ihnen helfen, Herr Doktor, wenn Sie mich brauchen.“

Einen Augenblick zögerte er und sah auf die weiße Hand. Dann beugte er sich über das Bett und untersuchte die Kranke. Mit ruhiger, sachlicher Stimme

gab er Erika seine Anweisungen, und ihre Augen strahlten vor Glück.

„Helfen darf ich — helfen!“ dachte sie. „Nun wird alles gut, nun wird das Leben doch noch schön!“

„Es war die höchste Zeit, daß ich kam,“ sagte Doktor Friedrichs. „Wir müssen jemand suchen, der die Pflege übernimmt.“

„Ich!“ sagte Erika.

„Gnädige Frau, das geht nicht. Die Nachtwache muß jemand anders übernehmen.“

„Nein — nein, ich will es tun. Bitte, lassen Sie mich hier!“

Der Arzt sah sie mit ernstestn Augen an. „Wollen Sie wirklich, gnädige Frau?“

„Ich habe ja so viel Zeit,“ sagte Erika, „denken Sie nicht, daß es nur eine Laune ist!“

Er schüttelte den Kopf und ging.

Mit lautlosen Schritten glitt sie zwischen dem Bett und der Wiege hin und her, und die stille Freudigkeit in ihrem Herzen wuchs, und sie dachte: „Vielleicht habe ich all das Schwere erleben müssen, um das Leid der anderen Menschen zu begreifen. Vielleicht mußte ich auf das eigene Glück verzichten, um mit ungeteilter Kraft helfen zu können. Dies soll mein Lebensinhalt werden!“

Als die Fabriksglocke erscholl, und der Mann seine breite Gestalt zur Türe hereinschob, war Erika in dem Stübchen schon heimisch. Eine freundliche Ordnung herrschte. Das Kind schlief, und die Kranke lag zwischen frischen, kühlen Leinen.

Erika reichte dem Manne die Hand. Er wischte seine klobige Faust erst an dem Arbeitskittel ab, bevor er ihre Rechte ergriff. „Ich will Ihnen helfen, solange es Ihrer Frau noch schlecht geht. Bitte, lassen Sie sich durch mich nicht stören.“

Er sah scheu zu ihr auf, dann setzte er sich auf die äußerste Kante eines Stuhles, ungelent und unbeholfen, als sei er ein Fremder im eigenen Hause.

Erika sah, daß ihre Gegenwart ihn beklemmte. Sie setzte sich still ans Bett und wechselte die Kompressen.

Der Mann atmete bekloffen, der Stuhl knarrte bei jeder Bewegung seines schweren Körpers. Und dann wimmerte die Kranke leise, als täte der Ton ihren Nerven weh.

Der Mann seufzte und stand vorsichtig auf. „Ich kann wohl nichts helfen?“ fragte er verlegen.

Erika schüttelte den Kopf.

Er ging, und sein tappender Schritt verklang im Flur.

Vor dem Fenster scholl das neugierige und aufgeregte Wispern und Tuscheln von Frauenstimmen. Zuweilen hob sich eine der Frauen auf die Fußspitzen und spähte in das Zimmer, um zu sehen, wie die vornehme Dame am Bette der armen Arbeitersfrau saß.

Erika wandte sich seufzend ab. Es war ihr unsäglich peinlich, sich beobachtet und belauert zu wissen. Aber allmählich vergaß sie die gaffenden Augen, denn die Kranke forderte ihre ganze Aufmerksamkeit.

Es war eine schwere Nacht. Die Frau raste in wilden Fieberphantasien. Erika brauchte oft ihre ganze Körperkraft, um sie im Bette festzuhalten, und manymal war es wie ein Ringen zwischen den beiden. Unaufhörlich kamen die wirren Reden über die heißen Lippen, und die Hände spielten auf der Decke ein unheimliches Spiel. Das Fieber raste in dem Körper mit fürchterlicher Gewalt, und oft meinte Erika die Nähe des fremden, schweigenden Gastes zu fühlen, der am Bette stand und wartete, bis seine Stunde kam.

Dann packte sie eine tödliche Angst. Sie sah sich

erschreckt in dem fremden kahlen Zimmer um und sehnte sich nach einem Wort des Trostes und der Ermutigung.

Endlich schob der Mann seinen blonden Kopf durch die Türspalte und blickte mit verängstigten Augen auf sein Weib. Erika nickte ihm zu, und er ging beruhigt wieder davon.

Erst gegen Morgen wurde die Kranke ruhiger. Als der erste, fahle Dämmerchein durchs Fenster kam, stand Doktor Friedrichs am Bette und befühlte den Puls der Frau. Erika sah ihn mit angstvollen Augen an.

„Wir können sie schon durchkriegen. Aber jetzt müssen Sie an sich denken, gnädige Frau.“

Erika schüttelte den Kopf. „Bitte, lassen Sie mich hier, ich bin vollkommen frisch.“

Und sie blieb. Sie wusch das glühende Gesicht der Frau. Sie badete das Kind und wiegte es in ihren Armen. Der Mann ging zur Arbeit, und auf der Straße wurde es lebendig. In kleinen Trupps gingen die Arbeiter mit hallenden Schritten zur Fabrik, und da war auch nicht einer, der nicht den Kopf zur Seite wandte und auf das kleine Haus sah, in dem die Frau des Herrn war.

Erika schossen die Tränen in die Augen. „Ach, sie wissen es alle! Warum beobachten sie mich so?“ Sie trat tief in den Hintergrund des Zimmers.

Wengern berichtete telegraphisch seine Rückkunft. Erika hatte gerade noch Zeit gehabt, nach Hause zu eilen und sich umzuziehen. Der Kranken ging es besser. Doktor Friedrichs hatte eine Krankenschwester aus dem Städtchen für die zweite Nachtwache geschickt.

Zum ersten Male freute sich Erika auf Wengerns Heimkehr. Ihr Herz war voller Bitten und Pläne.

Und als das Auto vorfuhr, stand sie erwartungsvoll auf der Treppe und sah ihm entgegen.

Er trat eilig auf sie zu, war mit Blumen und Geschenken beladen, und die heiße Wiedersehensfreude brach ihm aus den Augen.

Erika schob alles beiseite. Mit fliegenden Worten erzählte sie ihm ihr Erlebnis. „Heinrich, ich habe eine große Bitte an dich. Du darfst sie mir nicht abschlagen. Ich freue mich so darauf. Ich möchte gern ein Heim gründen für Wöchnerinnen und ein Heim für Kinder, damit die armen kleinen Geschöpfe gepflegt und gehütet werden, wenn die Eltern arbeiten gehen. Und ein Krankenhaus für deine Arbeiter.“ Als sie sein amüsiertes Lächeln sah, erschrak sie. „Ich bitte dich, schlage mir's nicht ab. Ich brauche das zu meinem Glück. Ich kann so nicht weiterleben.“

Er zog sie dicht an sich heran. Seine Augen glänzten. „Welch eine niedliche Samariterin du bist, Kleine! Ich glaub's beinahe, daß die Rolle dir reizend steht!“

Sie erblaßte. „Nein, so nicht!“

Er lächelte überlegen. „Ich kenne solche Ideen. Nein, Kindchen, zur Krankenschwester bist du nicht geboren. Du gehörst nicht in die Armeleutestuben mit deinem stolzen Gesicht. Und wenn auch — du bist nur für mich da, nur für mich sollst du da sein. Ich will dich mit niemand teilen, am wenigsten mit der Bande da unten im Dorfe.“

Erika wand sich aus seinen Armen. „Ich bitte dich,“ sagte sie noch einmal, „erfülle mir den Wunsch. Du weißt nicht, was für mich davon abhängt.“

Da wurde er ärgerlich. „Erika, laß den Unsinn! Derartige Launen unterdrücke in Zukunft. Ich habe keine Lust, mich und meine Frau lächerlich zu machen, weil du dir in dieser Rolle gefällst. Wenn du absolut

deinem Wohltätigkeitsgefühl frönen willst, dann lasse dich in der Stadt in ein Komitee wählen, da kannst du genug Gutes tun. Und nun ist die dumme Sache erledigt, nun komm und sei lieb zu deinem Manne.“

Er wollte sie umarmen und küssen. Sie merkte, daß er wieder getrunken hatte. Da stieß sie ihn vor die Brust, daß er taumelte, und stürzte davon. Ein ersticker Fluch scholl hinter ihr her.

Erika schloß sich in ihr Ankleidezimmer ein, und als seine Hand an dem Schloß rüttelte, blieb sie ganz still.

„Öffne!“ gebot er herrisch.

Sie hörte seinen schweren Atem. „Nein,“ sagte sie ruhig.

„Wenn nicht die Dienstboten wären, ich schlage die Türe ein!“ sagte er leuchend.

„Du, was du willst, du kannst mich töten, aber küssen wirst du mich nie mehr!“

Er lachte hohnvoll und ging. —

Am nächsten Morgen, als Erika die Treppe herabkam, stand Wengern mit finsterem Gesicht vor den gepackten Koffern. Anna und der Diener liefen eilfertig durch die Räume.

„Was ist?“ fragte Erika.

„Wir reisen mit dem Mittagszug. Die Landluft bekommt, wie es scheint, deinen Nerven schlecht.“

Erika erschrak.

„Es tut dir wohl leid?“ fragte Wengern höhnisch.

„Nein,“ sagte Erika, „es ist mir gleichgültig.“

Sechszwanzigstes Kapitel.

Wieder begann ein wechselvolles Leben. Sie reisten nach Ostende, und Erika führte wieder ihre Toiletten zur Schau. Aber sie war nicht mehr müde

und apathisch wie in der ersten Zeit ihrer Ehe. Sie war aus der stillen Resignation erwacht, von Tag zu Tag wuchs ein neuer sieghafter Wille in ihrer Brust.

Das Bewußtsein ihrer ungebrochenen Kraft rang sich ans Licht. Sie wollte ihr Leben retten aus dem Sumpf, in dem es zu ersticken drohte. Den letzten Weg, die Arbeit, hatte er ihr versagt. Nun wollte sie die Freiheit! Mit aller Kraft drängte sie aus der Sklaverei. Mochte geschehen, was wollte, sie ertrug die Schmach nicht mehr.

Das Opfer ihrer Persönlichkeit war eine Sünde gewesen am Leben, an ihr selbst. Täglich sah sie klarer, täglich erwachte ein Stück ihres früheren Ich und verlangte sein Recht. Und mit wachen, klaren Augen sah sie das Leben an, und was sie während der letzten Monate dunkel geahnt, wurde ihr zur Gewißheit. Ihr Opfer lag hinter ihr, und wenn jetzt noch die Schmach über ihre Familie hereinbrach, mußten sie es tragen. Sie mußten alle daran arbeiten, ihre Ehre wieder zu retten.

Hans hatte Wengerns Base geheiratet. Nun war er selbst reich und unabhängig. Nun mochte er sich mit ihrem Manne auseinandersetzen — Mann gegen Mann — für sie war kein Raum zwischen den beiden. Er mochte nun die Folgen seiner Schuld tragen, und Wengern mochte tun, was ihm beliebte. Sie aber befreite sich und wurde wieder sie selbst. Sie fühlte, wie ihre Kraft wuchs, wie sie dem neuen Leben entgegendrängte.

Ihr Widerwille gegen Wengern verstärkte sich immer mehr, nur mit Aufbietung aller Selbstüberwindung ertrug sie seine Nähe, und je mehr sie sich von ihm zurückzog, um so häufiger brachten Diener und Chauffeur ihn betrunken nach Hause.

Dies drängte, zwang sie zum raschen Entschluß.

Und sie trat vor ihren Mann. Wie ein fremder, gleichgültiger Mensch erschien er ihr, der nichts mit ihr gemein hatte, keinen Gedanken, keine Empfindung, keine Lebensanschauung. Sie fühlte klar die gewaltige Kluft, die sich niemals geschlossen hatte, sich niemals schließen würde.

„Heinrich, ich möchte dir sagen, daß ich von dir gehen will für immer. Ich ertrage dies Leben nicht mehr, ich gehe daran zugrunde. Ich kann dich nicht lieben, ich kann mit dir nicht leben. Erspare mir Worte und Erklärungen. Ich habe nur die eine Bitte: Gib mich frei!“

Von unten herauf sah er ihr ins Gesicht, tückisch, boshaft. „Was sagst du da?“ fragte er leise.

„Ich will gehen.“

„Ah, jetzt, wo ich den Hans, den sauberen Bengel, gerettet habe, jetzt, da er meine Base geheiratet hat, jetzt, da mir die Hände gebunden sind, da ich wehrlos bin ihnen gegenüber, da ich mich selbst mit einer Anzeige bloßstellen würde — jetzt willst du gehen! Sagtest du nicht so?“

„Ja, das ist mein fester Entschluß.“

Er faßte ihr Handgelenk mit brutalem Griff. „Nein, mein Liebchen, so haben wir nicht gewettet. Du bleibst!“

„Nein,“ sagte Erika, „ich gehe.“

„Sage mir, daß du bleibst,“ wiederholte er mit versagender Stimme.

„Nein!“

Da stieg ein schnaufendes Stöhnen aus seiner Brust. Seine Augen quollen vor, sein Mund verzerrte sich, er griff hinter sich, wo auf dem Rauchtische eine Reitpeitsche lag. Er hielt sie in zuckender Hand.

Erika sah ihm ruhig in die Augen. „Ich gehe von dir. Du wirst mich nicht halten.“

Da zischte die Peitsche über ihr Gesicht, unter dem Hieb brach sie zusammen.

Als sie zu sich kam, war ihr erster Gedanke: „Jetzt erst habe ich alle Schmach auskostet!“

Ein brennender Schmerz war auf ihrem Gesicht und trieb ihr die Tränen in die Augen. Anna beugte sich über sie und erneuerte die kalte Kompresse. Sie lag regungslos, alles war tot in ihr, sie schämte sich nicht einmal vor dem Mädchen, das den schmachvollen Peitschenstriemen sah. Leise sagte sie: „Anna, packen Sie das Allernötigste.“

Das Mädchen gehorchte geräuschlos.

Erika erhob sich. Sie wählte ihr einfachstes Kleid. Als sie sich im Spiegel sah, senkte sie den Kopf. Auch der dichteste Schleier vermochte dies Schandmal nicht zu bedecken.

Keine Stunde blieb sie länger. Die Freiheit stand dicht vor ihr. Und vor ihrer Seele stand das Wort: „Nur eine Sünde wird nie vergeben, das ist die Sünde gegen das Leben —“ Sie atmete tief auf und dehnte ihre Glieder.

Da trat Wengern bei ihr ein. Er zitterte am ganzen Leibe. Er kniete vor Erika nieder. Sie wich voll Abscheu zurück.

„Verzeih mir,“ stöhnte er, „ich bitte dich! Bleib bei mir! Ich will dir gestatten, was du willst, nur bleib bei mir!“

Erika schüttelte den Kopf. „Es war ein Unrecht, daß ich deine Frau geworden bin. Ich will es gutmachen.“

Sie schritt an ihm vorüber, und als die Türe hinter ihr ins Schloß fiel, hob sie den Kopf und atmete tief auf.

Sie lehrte heim, nicht demütig mit gesenktem Blick, sondern mit frei erhobener Stirn. Und als sie durch das Städtchen fuhr, sah sie eine schlanke, hohe Gestalt über den Marktplatz schreiten. Der Mann wandte den Kopf und sah sie an, und ihre Augen tauchten ineinander und grüßten sich in schwerem Ernst.

Erika hob die Hand und winkte. Aus des Mannes Augen brach ein sieghaftes Leuchten, freier hob er die Stirn. Erika errötete und lächelte ihm zu.

Dann war sie vorüber.

Und abends, als sie um die Lampe saßen, da sprach sie ihre Beichte mit klarer, heller Stimme, und in ihrem Wesen war nichts von Reue, nur junge Kraft leuchtete aus ihren Augen.

„Ich habe ein großes Unrecht getan, indem ich den tiefen Sinn des Lebens mißverstand. Ich glaubte das Rechte zu tun, ich glaubte mein Ich verleugnen zu dürfen, um euch schwere Tage zu ersparen. Ich habe es gebüßt, und ich habe erkannt, daß es besser ist, ein großes Leid zu tragen, als sich selbst zu verraten und zu verkaufen in eine Knechtschaft, die den seelischen Tod bedeutet. Jetzt aber habe ich mich durchgerungen, weil ich die Kraft zum Sieg gewaltig in mir branden fühlte. Ich habe lange nach Auswegen und anderen Lösungen gesucht, aber nun weiß ich, daß dies der einzig rechte Kampf gewesen ist, der mich freimacht. Und nun bin ich wieder bei euch.“

Es war, als sei das Schicksal mit schweren Schritten durch das Zimmer gegangen. Die Mutter beugte sich und küßte Erikas schimmerndes Haar. „Am Sarge des Vaters habe ich gebetet, daß ihr werden möchtet wie er. Erika, du bist von seiner Art.“

Ernst drückte sein Gesicht an Erikas Wange. „Verzeih mir!“

Dann war es wieder still, man hörte nur den tiefen Atem der Menschen.

Nur die Augen der Mutter waren matt und glanzlos, und unter unfäglichen Schmerzen begrub sie den Glauben an den Sohn.

Die Nacht schlief Erika in ihrem Turmstübchen unter seligen Träumen ein, und die Bäume des alten Parkes raunten ihr das tiefe, stille Heimatlied zu.

Erika blieb in der Heimat. Sie nahm mit freudiger Selbstverständlichkeit ihre Mädchenpflichten wieder auf. Sie arbeitete mit Eifer und Befriedigung, und abends war sie still und müde. Das war solch eine köstliche Müdigkeit, wie sie sie nie gekannt hatte in ihrem hastigen, wilden Genußleben.

Sie wollte ihre endgültige Scheidung abwarten, und dann wollte sie sich einen Wirkungskreis suchen. Bis dahin half sie der Mutter und Schwester an der Ausstattung für die Brüder.

Max hatte sich entschlossen, die Zulage von Hans anzunehmen. Schweigend nahmen alle seine Erklärung entgegen.

Ernst war fest geblieben. „Ich komme durch auch mit weniger, und wir wollen sehen, wer es weiter bringt.“

Dabei blieb er, und er sah seiner Zukunft freudig entgegen.

In dem alten Hause scholl wieder helles Lachen und leises Singen. Das kraftvolle, treibende Leben war wiedergekehrt.

Erika lebte auf und genoß die Heimat zu jeder Stunde, ihre Ehe lag hinter ihr wie ein wüster Fiebertraum. Und das Auge der Mutter ruhte wieder warm auf ihr, und Jrmgard schmiegte sich hingebend an die

Schwester. Die Tage waren erfüllt von Arbeit und Freude.

Und je mehr alle Qual und Schmerz aus ihrem Leben schwand, um so stärker hob sich die Liebe. Die alte, traute Umgebung weckte sie, sie löste sich wie aus schwerer Fessel.

Erika ging täglich die grüne Waldschneise hinab und wartete auf das Glück.

Und eine lange, bange Wartezeit verstrich. Eine Zeit, in der ihr reiner Glaube wieder erstarkte und ihr Wille zum Glück sich mächtig hob. Sie wußte ja, daß Hartwig wieder in der Garnison weilte, sie wußte, daß er auf den Tag ihrer Freiheit wartete und auf ihr Wort, das ihn rief.

Und das Glück kam. Ihre Scheidung war ausgesprochen worden.

Da schrieb sie ihm ein einziges Wort: „Komm!“ —

Es war ein milder, farbenfroher Herbsttag. Da erhielt Erika ein Telegramm: „Heute bin ich bei Dir!“

Da erhob sich in ihrer Brust ein Singen und Klingen, und gewaltige Akkorde bebten hinein, wie eine Ewigkeitsmelodie durchbrauste es sie. Sie dachte keinen klaren Gedanken. Es wurde ganz still in ihr — Feiertag nach heißem Kampf.

Sie wußte, er würde den alten, lieben Weg wählen, ihr Finden sollte keine Zeugen haben.

Sie ging die grüne Waldschneise hinab. Da sah sie ihn kommen. Sie blieb stehen — bebend, überwältigt vom Glück.

Die ersten Augen leuchteten ihr entgegen aus einem Gesicht, das schweres Leid gezeichnet hatte.

Und dann hielt er sie in seinen Armen, sie fühlte die Allgewalt der Liebe, die um sie gebangt hatte in

langen, qualvollen Jahren, sie fühlte, daß sie den rechten Weg gegangen war.

„Erika, ich wußte, daß du noch den Weg zu mir finden würdest, ich wußte, daß du dich retten würdest, ich habe an dich geglaubt zu jeder Stunde, und ich habe gewartet, daß du mich rufen würdest, wenn du den Kampf ausgekämpft hättest!“

Und als er sie geküßt, legte sie ihre beiden Hände um seinen Kopf und sagte: „Meine Heimat bist du!“

G u b e.





Die Dame in Schwarz.

Ein Eisenbahnabenteuer von B. Birkenau.

Mit Bildern von
J. Mukarovsky.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Wer mit dem D-Zug fahren will, tut gut daran, lieber eine Viertelstunde vor Abgangszeit auf dem Bahnsteig zu sein als eine halbe Minute zu spät. Es sollen ja auch D-Züge manchmal Verspätungen haben, aber ein guter Fensterfix ist ganz gewiß nur im ersteren Falle zu erreichen.

Das ist mein Glaubenssatz. Deshalb traf ich als einer unter den ersten Reisenden auf dem Bahnhof ein.

Ich bin sonst nicht so. Ich will das ausdrücklich feststellen, um nicht in einen schlimmen Verdacht zu kommen, als ob —

Nun, man wird ja hören.

Also ich schlenderte vor der Bahnsteigsperrre auf und ab. Da traf mich zum ersten Male ein Blick aus ihren dunklen, feuchtschimmernden Augen. Schließlich bin ich erst fünfunddreißig. Der Blick hatte mich gepackt.

Nun ging ich noch langsamer auf und ab. Einmal — zweimal. Ich sah mir die elegante, äußerst zierliche Gestalt mit den Augen eines Kenners an. Da ich nicht die geringste Veranlagung zu lyrischen Ergüssen besitze, so kann ich leider keine richtigen Vergleiche machen. Vielleicht genügt es aber doch, wenn ich versichere, daß die Erscheinung einen äußerst pikanten Reiz hatte,

einen Schick und eine Grazie, die angeboren sein mußten.

Das klingt wahrscheinlich ziemlich prosaisch, aber jeder macht eben seine Sache, so gut er es versteht.

Ihre Blicke hatten mich wiederum gestreift, und ich hatte mich nicht geirrt, als ich das leichte, durchaus nicht zürnende Lächeln mit meiner Person in Übereinstimmung zu bringen versuchte.

Ein Abenteuer!

Schließlich bin ich noch ledig, und die Dame war es gewiß auch, oder sie war vielleicht auch Witwe, denn sie trug Trauerkleidung. Das Schwarz ließ aber ihr goldblondes Haar noch verführerischer erscheinen. Ihre Lippen hatten ein feuchtes Rot gleich dem von reifen Erdbeeren und dünkten mich küßedurstig.

In diesem Augenblicke hätte ich auf die Liebe beim ersten Blick die fürchterlichsten Eide geschworen, trotzdem im Strafgesetzbuch für Meineid mindestens ein Jahr Zuchthaus vorgesehen ist.

Die Schranke wurde geöffnet.

Ich ging dicht hinter der Dame in Schwarz, die sich einen kurzen Augenblick nach mir umwendete.

„Halle?“ fragte sie den Schaffner.

„Der erste Wagen.“

Halle war auch mein Reiseziel, und da der Zug von Berlin bis Halle ohne Anhalten fuhr, so hatten sich in meinen Gedanken schon die kühnsten Pläne und Hoffnungen entwickelt. Ich hatte mit hundert überhaftenden Möglichkeiten die Chancen einer ungezwungenen, zufällig erscheinenden Anknüpfung erwogen.

Natürlich folgte ich der Dame in Schwarz auf Schritt und Tritt, die mich jetzt aber gar nicht mehr zu bemerken schien.

Sie trug eine kleine Handtasche. Bei dem Erklettern der hohen Stufen, die mir noch niemals so lebens-



gefährlich hoch erschienen waren als jetzt, glitt sie aus. Glücklicherweise konnte ich sie sofort unterstützen.

Das war der Moment! Ich glaube, Busch hat diese Worte einmal gebraucht.

Die Dame in Trauer dankte mir mit einem Nicken des königlich stolzen Hauptes für meine Hilfeleistung. Ich aber gebrauchte sehr scharfe, kritische Äußerungen über die Rücksichtslosigkeit der Eisenbahnverwaltung, die an ihre Passagiere die Zumutung stellen möchte, mit einem Schritt Montblanchöhen zu erklettern.

Da sahen mich ihre Augen an. Ich werde den Blick nie vergessen.

„Oh, es war nicht so schlimm!“ flüsterte sie.

Und dann begann das Vorpostengeplänkel.

Zuerst geschieht die Aufklärung des Gefechtsfeldes durch Reiterpatrouillen. Ich habe ein Manöver mitgemacht und muß es wissen.

In meinem Falle waren es die Fragen nach dem Woher und Wohin.

Sie fuhr nach Halle. Ich auch. Ich heuchelte eine besondere Freude darüber und ein noch größeres Erstaunen, daß wir uns in die gleiche Wagenabteilung verirrt hatten.

Die Fortsetzung gab sich dann von selbst. Die Dame in Schwarz hatte in Berlin eine Tante begraben. Ich erfuhr nun in aller Ausführlichkeit und mit den wichtigsten Einzelheiten, die zu schildern nur ein Weib vermag, wie jene Tante gestorben war. Mir war die ganze Sache ziemlich gleichgültig, ich äußerte aber doch bald Erstaunen, bald Teilnahme, bald Bewunderung, was eben in der jeweiligen Lage schicklich war.

Mit etwas mehr Interesse vernahm ich lediglich die Nachricht, daß die Dame in Schwarz von jener Tante fünfzigtausend Mark geerbt hatte. Mir war sie dadurch plötzlich noch viel sympathischer geworden, und ihr volles, wie aus schimmernden Sonnenfäden gesponnenes Haar erschien mir noch weit reizvoller.

Eine mit fünfzigtausend Mark beerbte Tante erzielt ungeahnte Wirkungen.

„War die Tante so reich gewesen?“ forschte ich mit gesteigerter Teilnahme.

„Reich war sie eigentlich nicht,“ entgegnete mein Gegenüber, „aber sie war in einer Lebensversicherung. Ich weiß es noch, daß ich zu Agathe — so hieß die Tante — öfters gesagt hatte, sie möchte ihr Geld doch praktischer verwenden. Jetzt urteile ich natürlich anders. Schließlich kann mir das doch kein Mensch verdenken, wenn ich mich über die fünfzigtausend Mark freue. Nicht wahr?“

„Nein — durchaus nicht! Im Gegenteil. Ich freue mich auch. Für Sie natürlich!“

Sie lachte. Dabei schimmerten Perlzähnen zwischen dem Rot der Lippen, und das Lachen klang wie Silberglöckchen.

„Das ist so komisch! Ich hatte ihr immer abgeraten, sich in eine Lebensversicherung aufnehmen zu lassen. Wenn sie meinem Rate gefolgt wäre, so hätte ich wahrscheinlich gar nichts geerbt.“

Um ganz tiefsinnig zu erscheinen, tat ich den Ausdruck: „Ja, so eine Lebensversicherung ist eine sehr wichtige Sache!“

Sie zuckte mit den Schultern, spitzte wie schmollend die Lippen und meinte dann: „Das sagt man so! Ich bin überzeugt, Sie selbst sind in keiner Versicherung.“

„Diesmal haben Sie recht geraten.“

„Sehen Sie! Dabei sprechen Sie so begeistert davon, als wären Sie ganz fest davon überzeugt.“

„Das bin ich auch.“

In dieser Weise entwickelte sich das Gespräch weiter. Der Ton nahm eine immer vertraulichere Wen-

nung an, wie es bei zweien der Fall ist, die sich schon lange kennen.

So waren wir schließlich auf einem Bickzackkurs



von der toten Tante zur Lebensversicherung, vom Gelde auf Berlin, von den hohen Preisen auf die Wohnungen und schließlich zu uns selbst gekommen.

Das gab mir die Möglichkeit, darüber etwas Bestimmtes zu erfahren, wer sie war.

„Wir plaudern nun schon so vergnügt, wir haben bereits die halbe Fahrt bis Halle hinter uns, wir kennen uns — ich darf dies doch sagen — schon sehr gut und haben uns bisher ausgezeichnet verstanden. Im Grunde genommen wissen wir aber beide nichts.“

Ich nannte zugleich meinen Namen und überreichte, um ja ein volles Vertrauen zu gewinnen, meine Visitenkarte.

„Meta Schöpp!“ erwiderte sie.

Sonst nichts. Sie hatte diesen Namen mit einem leichten Erröten genannt, das selbst ein Herz aus Nordpoleis zum Schmelzen gebracht hätte.

Meta!

Ich hatte diesen Namen bisher nicht ausstehen können. Aber in jener Wagenabteilung des D-Zuges Berlin—Halle fand ich den Namen allerliebste.

Aus dem Geplänkel war bald ein regelrechtes Gefecht geworden.

Der Feind schien allmählich dem erdrückenden Ansturm zu weichen und nur noch mit den letzten Reserven einen scheinbaren Widerstand zu versuchen, um den Rückzug zu decken.

Mit immer größerer Sicherheit hatte ich das Gespräch auf die Liebe gebracht, und ich gestehe, daß ich selbst über meine Beredsamkeit erstaunt war.

Natürlich sprach ich in eigener Sache. Nur damit läßt sich die flammende Begeisterung erklären.

Das Abenteuer war da!

Als wir in Halle einfuhren, als ich ihr dabei behilflich war, das Jackett anzuziehen, da hatten meine Lippen ganz leicht das goldene Haar im Nacken gestreift.

Sie hatte es gefühlt, denn sie wandte mir ihr Ge-

sicht zu und ließ mich den trunkenen, bezaubernden Blick empfinden.

„Was haben Sie getan, Sie Böser!“ flüsterte sie.

„Oh, nichts!“ stammelte ich, ganz in dem Banne ihres Wesens. „Aber Sie haben mich toll gemacht. Was ich von Liebe so begeistert gepriesen, das hat ja nur Ihnen gegolten. Haben Sie das nicht empfunden?“

Das Gespräch war so leise geführt worden, daß die zwei weiteren Wageninsassen kaum ein Wort verstanden haben konnten.

Sie zürnte mir nicht über meine Kühnheit. Mit einer weichen Stimme — mir war es damals, als läge ein Bittern darin — antwortete sie ganz leise: „Sie dürfen das nicht. Ich glaube, ich könnte Ihnen nicht so böse sein, wie ich es doch sollte.“

„Meta!“

„Still!“

„Halle! Zehn Minuten Aufenthalt!“ schrie der Schaffner und eilte den Zug entlang.

Um uns war das übliche Tohuwabohu, wie es in jeder Bahnhofshalle bei Ankunft eines Zuges ist.

Aber ich hatte auf nichts geachtet. Ich hatte ihre Handtasche genommen, war ihr vorausgegangen und reichte ihr meine Hand hin, damit sie beim Aussteigen nicht wieder straucheln sollte.

Meine Hand mochte dabei die ihre zärtlicher und inniger gedrückt haben, als es notwendig gewesen wäre.

„Ha — endlich! Oh! Ich hatte es ja längst geahnt! Deshalb hattest du von deiner Ankunft nichts geschrieben! So betrügst du mich!“

So fauchte plötzlich eine Stimme hinter mir*).

Eigentlich interesselos, nur durch den Lärm so un-

*) Siehe das Titelbild.

mittelbar hinter mir aufmerksam gemacht, hatte ich umgeschaut und in ein dunkelrotes, wütendes Gesicht gesehen.

Nun fauchte dieses fremde Gesicht mit den funkelnden Augen und dem schwarzen Knebelbarte mich selbst an: „Mein Herr, ich fordere Genugtuung! Sie sind —“

Was ich nach seiner Ansicht sein sollte, hatte er nicht verraten. Ich hörte jetzt nur die sehr erschreckte Stimme meiner Dame in Schwarz.

„Aber Alfred! Du bist hier auf dem Bahnhofe! Wie konntest du nur von meiner Ankunft wissen?“

„Das fragst du mich? Das glaube ich dir, daß du mich hier nicht sehen wolltest — in Begleitung dieses — dieses Herrn da!“

Die ganze Lage war mir immer noch etwas rätselhaft. Ich konnte deshalb nicht gerade das klügste Gesicht machen, wenn er sich nur um so wütender wieder an mich wendete.

„Ein Schuldgeständnis kann nicht deutlicher zum Ausdruck kommen!“ zischte er. „Oh — ich muß mich beherrschen, sonst — sonst — —“

Ich hatte noch kein Wort gesagt; aber es stiegen in mir bereits die schlimmsten Ahnungen auf.

Und meine Dame in Schwarz konnte lächeln! Aber es war ein so seltsames, eigenes Lächeln, das nur mir allein zu gelten schien. Mir war es trotzdem unverständlich.

Zu dem Manne mit dem schwarzen Knebelbarte sagte sie mit ruhiger Beherrschung, um die ich sie bewundert: „Aber Alfred, was soll dieser Herr nur von dir denken?“

„Das ist mir ganz gleichgültig!“

Da traf mich ein Blick aus ihren Augen, ein so

zärtlicher und flehender zugleich, daß ihm niemand widerstehen konnte. Dieser Blick schien zu sagen: Es geschieht nur um deinetwillen!

Laut aber erklärte sie: „Verzeihen Sie, Herr Birkenau! Das ist mein Gatte, wie Sie sich wohl schon haben überzeugen können, ein sehr eifersüchtiger und mißtrauischer Herr!“

„So!“ pustete Herr Schöpp. „Wer würde auch dazu schweigen? Dieser Herr ist mit dir gereift. Er hat dir die Hand gedrückt, wie es nur ein Liebhaber tut und —“

„So schweig doch! Alle Leute sehen bereits auf uns.“

„Ich will aber nicht schweigen! Durchaus nicht! Ich will wissen, was dieser Herr von dir gewollt hat!“

Ich stand dabei und hielt immer noch die gelbe Handtasche. Ich wußte selbst nicht, was ich hätte antworten sollen. Ja, was hatte ich gewollt? Diese Frage konnte ich doch diesem eifersüchtigen Othello, der vor Zorn ein brennendrotes Gesicht hatte, nicht beantworten.

Meine Dame in Schwarz lächelte wieder. Mit einer Geistesgegenwart, die mir damals wundersam erschien, antwortete sie: „Oh, ich — ich habe ihn nur zur Aufnahme in unsere Lebensversicherungsgesellschaft bestimmt.“

„Das ist nicht wahr! Er ist dein Liebhaber! Ich ruhe nicht, bis ihr beide vor Gericht seid.“

„Aber ich versichere dir —“

Und dabei traf mich abermals der schmelzende, feuchte, bittende Blick.

Herr Schöpp wütete: „Ihr wollt mich beide betrügen! Mein Herr — mein Herr, sagen Sie die Wahrheit!“

Ich verspürte einen leisen Druck ihrer Hand.

„Aber natürlich! Ich hatte mich immer schon in eine Versicherung aufnehmen lassen wollen. Die gnädige Frau hat mich erst vollends davon überzeugt, daß — daß —“

Seine buschigen Augenbrauen zuckten, seine Stimme klang etwas beruhigter, aber es grollte darin immer noch das Mißtrauen des gereizten Löwen. „Wie wollen Sie das beweisen?“

„Aber Alfred! Mäßige dich doch hier! Wir können ja die Versicherung in der Bahnhofrestauration vollends abschließen.“

„Ja! Aber sofort!“ hastete er. „Ich glaube es noch immer nicht! Ich lasse mich aber nicht betrügen!“

In der Bahnhofrestauration in Halle wurde dann mein Leben auf die Summe von vierzigtausend Mark versichert.

Erst als ich alle Anträge unterzeichnet hatte, gestand mir dieser Herr Schöpp zu, daß ich ein ehrlicher Mann sei, den er wirklich grundlos in Verdacht gehabt habe. Zum Zeichen seines Vertrauens drückte er mir recht kräftig die Hand.

Niemals aber habe ich vergessen, wie mir meine Dame in Schwarz beim Abschied zuraunte: „Nicht böse sein! Auf Wiedersehen!“

Ich bin also jetzt auf Todesfall versichert, habe die erste Prämie pünktlich bezahlt und hoffe nun auf ein Wiedersehen mit der Dame in Schwarz.

Ich sollte meine Hoffnung bald erfüllt sehen.

Ich wartete auf den Zug in Dresden.

Mit einem schrillen Pfeifen war die Lokomotive eingefahren.

Aus einem Abteil erster Klasse kam meine Dame

in Schwarz. Sie wurde sehr galant von einem jungen Herrn unterstüzt.

Da entspann sich abermals eine Eifersuchtszene,



die mir in den Einzelheiten außerordentlich bekannt erschien. Ich schätze, daß der Passagier erster Klasse sein Leben mindestens auf achtzigtausend Mark versichern mußte.

Das eine aber beobachtete ich mit aller Gewißheit, daß dieser schreckliche Herr Schöpp jetzt einen braunen Vollbart trug und mit dem aus Halle nicht die geringste Ähnlichkeit hatte.

Daraufhin hat es mich dann nicht mehr gewundert, daß meine Dame in Schwarz an mir vorüberging und mich gar nicht mehr wiedererkannte. Aber den feuchten, bezaubernden Blick habe ich wiedergesehen, nur hat er dem jungen Herrn aus der Wagenabteilung erster Klasse gegolten.

Wenn meine Erben einmal meine Lebensversicherung einkassieren werden, dann sollen sie durch diese Geschichte erfahren, wem sie das schöne Erbe eigentlich verdanken.

Jener Dame in Schwarz mit dem bezaubernden Blick und den vielen als Ehegatten amtierenden Versicherungsagenten.





Das Erwachen Asiens.

Von Th. Seelmann.

Mit 7 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Asien, die Wiege der Kultur, ist im Begriff, aus dem tiefen Schlaf, der seine Völker Jahrtausende umfassen hielt, zu erwachen. Japan hat sich bereits die Stellung einer Großmacht errungen, China geht langsam, aber doch offensichtlich daran, sich durch den Ausbau von Eisenbahnlinien und die Modernisierung seiner Armee wirtschaftlich und militärisch zu reorganisieren, die innerasiatischen Gebiete und Sibirien werden durch Rußland mehr und mehr aufgeschlossen und ihre Bodenschätze der Ausbeutung zugänglich gemacht, und in Indien wächst stetig unter den Eingeborenen eine Bewegung, durch die das englische Joch abgeschüttelt und der englische Kolonialbesitz der angestammten Bevölkerung zurückgegeben werden soll.

Wie sehr alle Verhältnisse gegenwärtig im Fluß sind, und mit welcher erstaunlicher Schnelligkeit sich die Wandlungen zur Erweckung der vorhandenen Kräfte vollziehen, zeigt am besten die Einwirkung der Japaner auf Korea. Korea, das „Land der Morgenfrische“, wie es die Eingeborenen schönrednerisch nennen, wird dank des japanischen Eingreifens jetzt wirklich von einem frischen Morgenhauch durchweht. Die Japaner sind in Korea allmächtig, aber die Vorteile, die die Aufrüttelung für das koreanische Volk mit sich bringt, berechtigen sie auch zu diesem Übergewicht.

Schon wenn man im südlichsten Hafen Koreas, in Fusan, landet, erkennt man das wohlthätige Walten Japans. Neu-Fusan, die japanische Niederlassung, wurde zwar schon vor dreißig Jahren den Japanern durch Vertrag geöffnet, aber die massenhafte Festsetzung japanischer Ansiedler erfolgte doch erst seit dem Jahre 1905, als Korea die Regelung der inneren Angelegenheiten einem japanischen Generalgouverneur überließ. Neu-Fusan sticht heute durch seine Reinlichkeit, seine schmucken Gebäude und geschäftliche Betriebsamkeit in angenehmster Weise von den dürftigen und verfallenen Lehmhütten Alt-Fusans ab, wo die Koreaner ansässig sind. Japanisch ist der kleine Dampfer, der den Reisenden vom Anlegeplatz für die Seedampfer in einer halben Stunde nach dem Bahnhof trägt, Japaner sind auch die Straßenhändler bei der Bahnstation, die Bier, Zigaretten und Früchte anbieten, und aus Japanern besteht das Zugpersonal der Bahn, die durch eine Landschaft mit steilen, fast kahlen Bergen, dann durch eine gut angebaute Ebene in elfstündiger Fahrt nach der Hauptstadt Söul führt.

Söul, das mitten in einem Kranze von Hügeln liegt, ist von einer turmgekrönten, 22 Kilometer langen Stadtmauer umgürtet, die über das bergige Gelände hinwegläuft und große Felderflächen in sich schließt. In Söul wohnen gegen 30,000 Japaner. Sie haben sich in allen Teilen der Stadt eingeknistet, ihre Hauptmasse sitzt aber am Fuß des etwa 300 Meter hohen Namsanberges, der unmittelbar aus der Stadt aufsteigt. In diesem Stadtviertel befinden sich auch der Palast des Generalresidenten, die Post, die Verwaltungsgebäude, die Schulen und Hospitäler, die von den Japanern geschaffen worden sind.

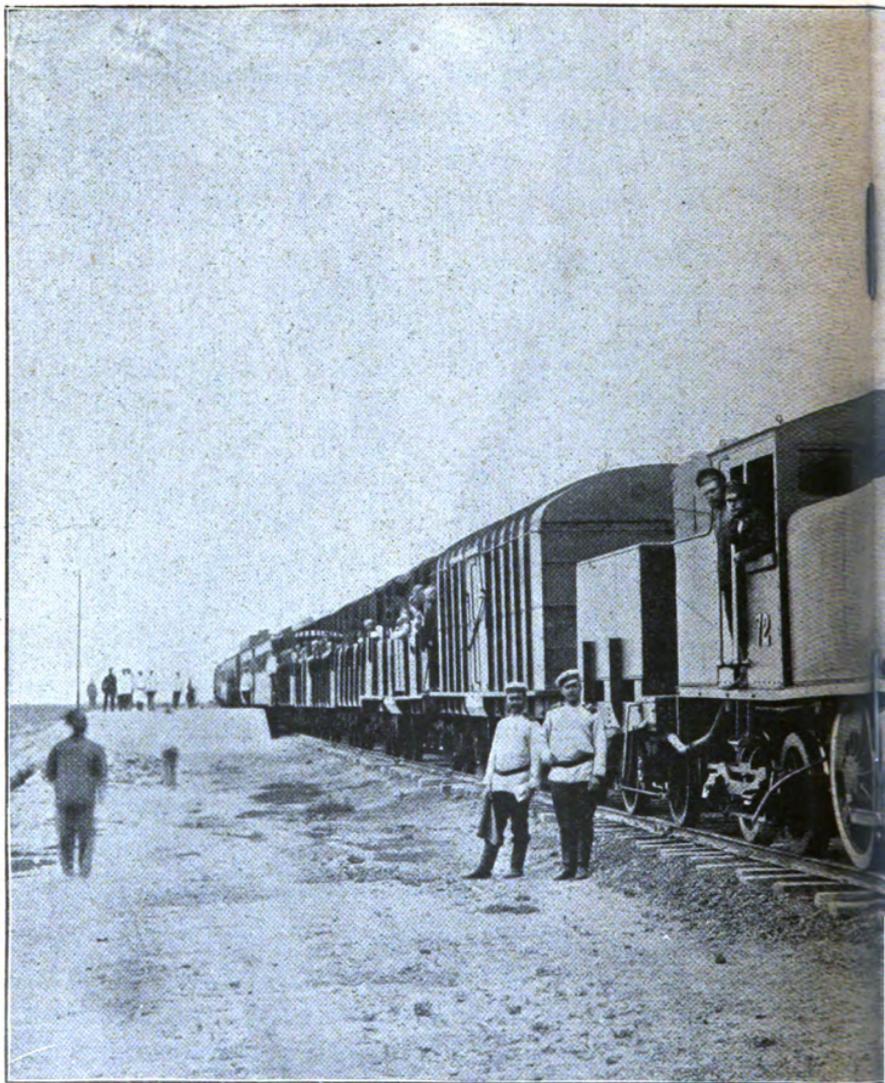
Sofort nach der Besitzergreifung begannen die

Japaner mit dem Bau von Eisenbahnlinien, wie sie auch auf die Verbesserung der früher wahrhaft elenden Landstraßen bedacht waren. Dann führten sie eine neue Währung ein, die den Umlauf von Millionen

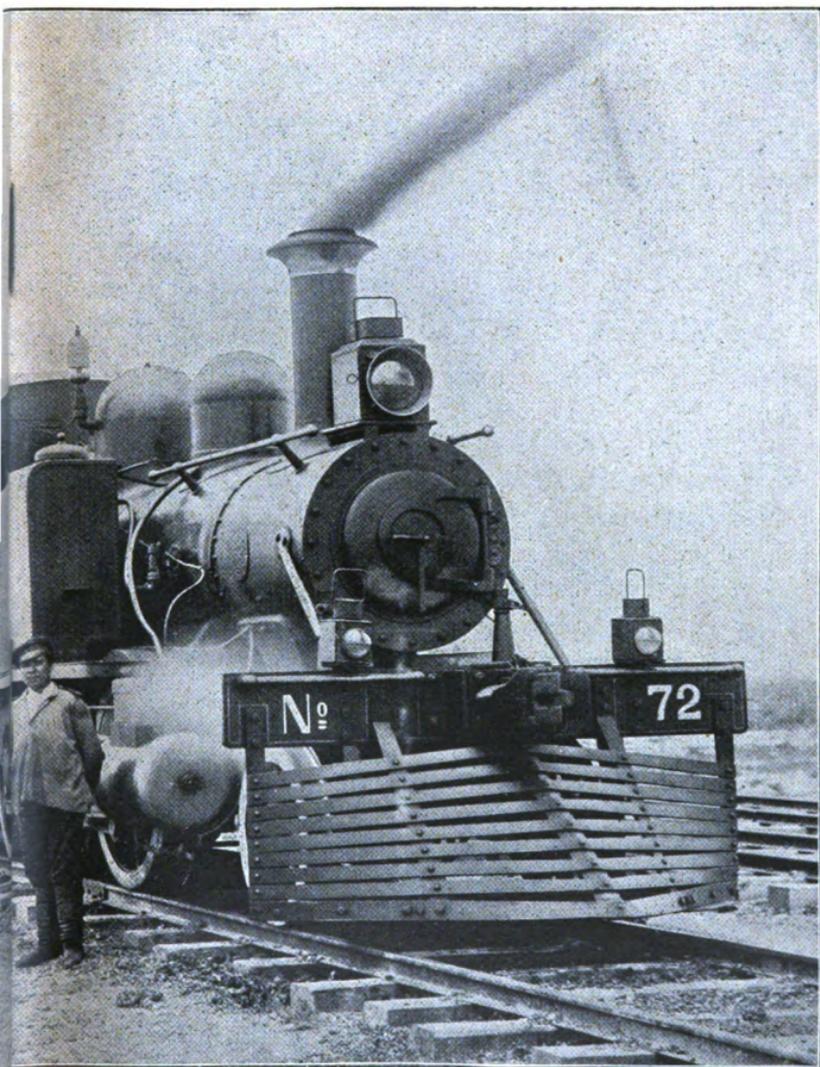


Koreanische Bauern auf dem Hühnerhof.

minderwertiger Münzen unterdrückte. Mit der Gründung der Bank Dai Ichi Ginkoh wurde für die Regierung ein Zentralorgan auf dem Gebiete des Finanzwesens ins Leben gerufen, an das sich zur Stärkung des Kredits Kreditverbände und ähnliche gemeinnützige Unternehmungen schlossen. Dazu wurden landwirtschaftliche Versuchstationen errichtet, zur He-



Zug der großen sibir



...hen Überlandbahn.

bung des Handels zollfreie Transitlager angelegt und die verlotterte Landpolizei in fortschrittlichem Sinne umgestaltet.

Hand in Hand damit ging die militärische Festigung



Koreanische Bauernfrauen kehren vom Markt zurück.

der errungenen Stellung. An Stelle der operettenhaften koreanischen Soldateska trat wohlgeschultes japanisches Militär, das in Söul und anderen Garnisonsorten untergebracht ist. Zwei überaus starke Seefestungen an der koreanischen Küste sehen der Vollendung entgegen. Die eine wird in Port Lazareff,

die andere in Chin-hai erbaut. Port Lazareff an der Ostküste und an der Bucht von Gensan hat eine sehr günstige strategische Lage. Wiederholt wurde es während des russisch-japanischen Krieges, als man



Eine Schule in Korea.

eine Verbindung zwischen Port Arthur und Wladivostok herstellen wollte, von den russischen Schiffen als Zufluchtsort benützt. Beinahe noch wichtiger wird aber als Stützpunkt Chin-hai sein, das an der Südspitze Koreas in der Nähe von Masampho liegt und nur 20 Seemeilen von Tsushima entfernt ist. Hier versuchte im Jahr 1899 Rußland Fuß zu fassen.

Indem Japan jetzt Chin-hai befestigt, macht es mit den schon bestehenden Befestigungen in Tsushima, Sasebo und in der Straße von Schimonoseki das japanische Binnenmeer fast unangreifbar.

Wenn auch nur widerwillig und zum Teil noch einen fanatischen Haß gegen die Japaner bekundend, schießt sich doch die einheimische Bevölkerung an, die Bahnen, die ihr die Eindringlinge weisen, allmählich zu beschreiten. Der Koreaner ist von Charakter äußerst phlegmatisch. Man hat gesagt, daß wenn die Erde einen fertigen Reiskuchen hervorbrächte und fertige Kleider an den Bäumen wüchsen, der Koreaner doch nur dann glücklich sein würde, wenn ihm ein Diener den Kuchen aufhiebe und ihm ein anderer Diener die Kleider von den Bäumen schnitte. Auch ist es zuweilen der Fall, daß man auf dem Felde fünf Männer mit einem einzigen Spaten arbeiten sieht, aber dieser Trägheit, so weit sie auch verbreitet ist, stehen doch in den nördlichen Landstrichen unter den Bauern Arbeitsamkeit und Strebamkeit gegenüber. Ist die Feldarbeit beendet, dann liebt es allerdings auch hier der Bauer in dem langen weißen Rock und mit dem winzigen Hut aus Gaze auf dem Kopf aus der zwei und drei Fuß langen Pfeife stundenlang zu schmauchen, ohne ein Wort zu sprechen.

Dagegen ist den Frauen fast überall Fleiß und Unverdroffenheit eigen. Sie verrichten die ganze Hausarbeit, helfen auf dem Felde mit, wandern nach den Städten, um auf den Märkten die Landeserträgnisse zu verkaufen, und treten dann heiter plaudernd den Rückweg an, um auf dem Kopf das in der Stadt erstandene Hausgerät nach Haus zu tragen. Obwohl die Kinderpflege noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, schlafen doch beispielsweise die Säuglinge auf dem



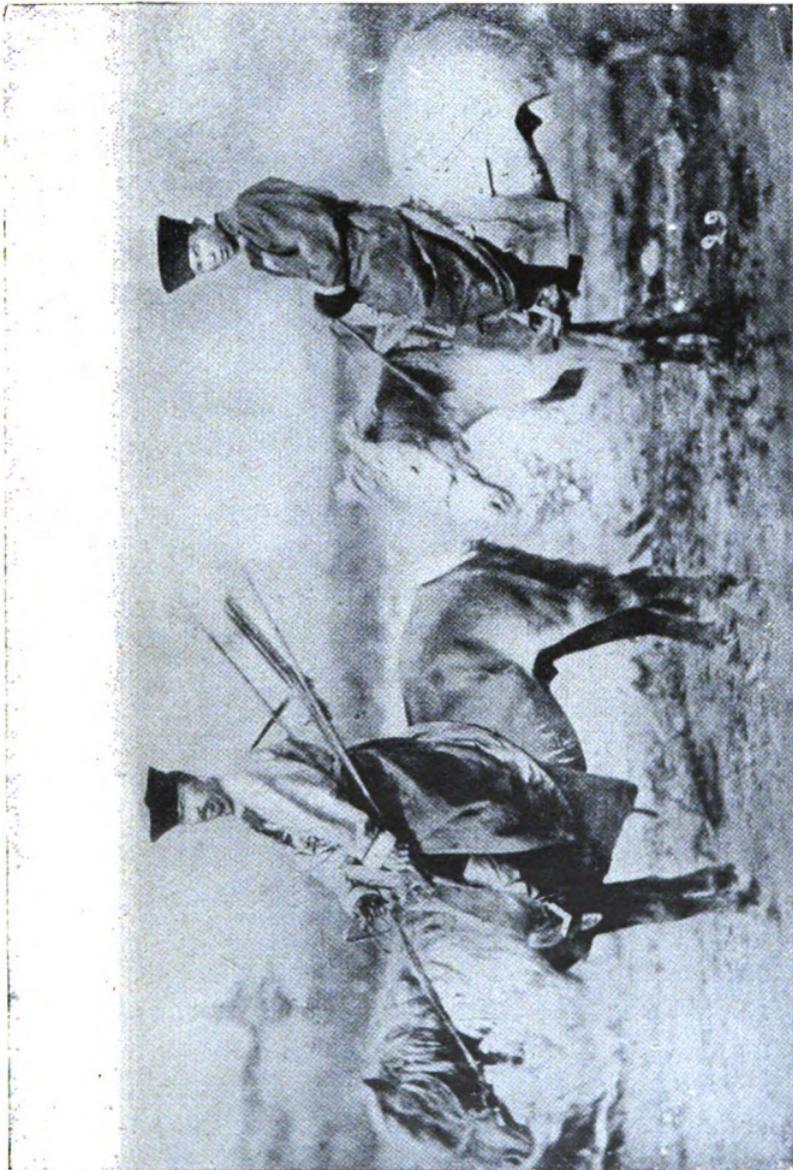
Moderne chinesische Infanterie.

nackten Erdboden, sind die Koreanerinnen in ihrer Art liebevolle Mütter. Dabei sind sie den Neuerungen weitaus geneigter als die Männer. Die von den

Japanern eingerichteten Schulen werden daher auch viel zahlreicher von den Mädchen als von dem männlichen Geschlecht besucht. —

Das Aufleben Chinas bezieht sich in erster Linie auf die moderne Ausbildung seiner Streitkräfte. Durch das Edikt vom 15. Juli 1909 übernahm der Kaiser den Oberbefehl über die Armee und Marine, betraute den Regenten mit seiner Vertretung und schuf eine beratende Behörde, den Chün-ke-chu, woraus sich der Generalstab entwickeln soll. Dem Kriegsministerium untersteht ein Generalstabsdepartement, Tjan-mon-chu, und ein Marinedepartement, Hai-chün-chu. Die Aufstellung, Ausbildung und Besoldung der in den Provinzen garnisonierenden Truppen erfolgt nach den Weisungen des Kriegsministeriums durch die Gouverneure. Nach dem über die Wehrordnung erlassenen kaiserlichen Edikt sollen die in einer Provinz liegenden Truppen in dieser selbst angeworben werden. Die Truppen dienen als Tschang-ge-ging drei Jahre bei der Fahne, drei Jahre in der Reserve, Hsü-ge-ging, und vier Jahre bei der Landwehr, Hou-ge-ging.

Bis zum Jahre 1912 sollen 36 Divisionen errichtet werden. Davon sind bis jetzt 8 vollständig gebildet. Die 1., 5. und 6. Division steht unter einem Generalinspekteur in Peking. Jede Division besteht aus 2 Infanteriebrigaden mit je 2 Regimentern. Außerdem gehört zu einer Division 1 Regiment Kavallerie, 1 Regiment Artillerie, 1 Pionier- und 1 Trainbataillon. Die Friedensstärke beträgt rund 11,000 Offiziere und Mannschaften, 2000 Pferde und Maultiere und 54 Geschütze. Die Bewaffnung besteht vorwiegend in Mausergewehren und Mauserkarabinern. Die Artillerie hat meist deutsche und japanische, vereinzelt auch französische Geschütze.



Irreguläre chinesische Kavalleristen.

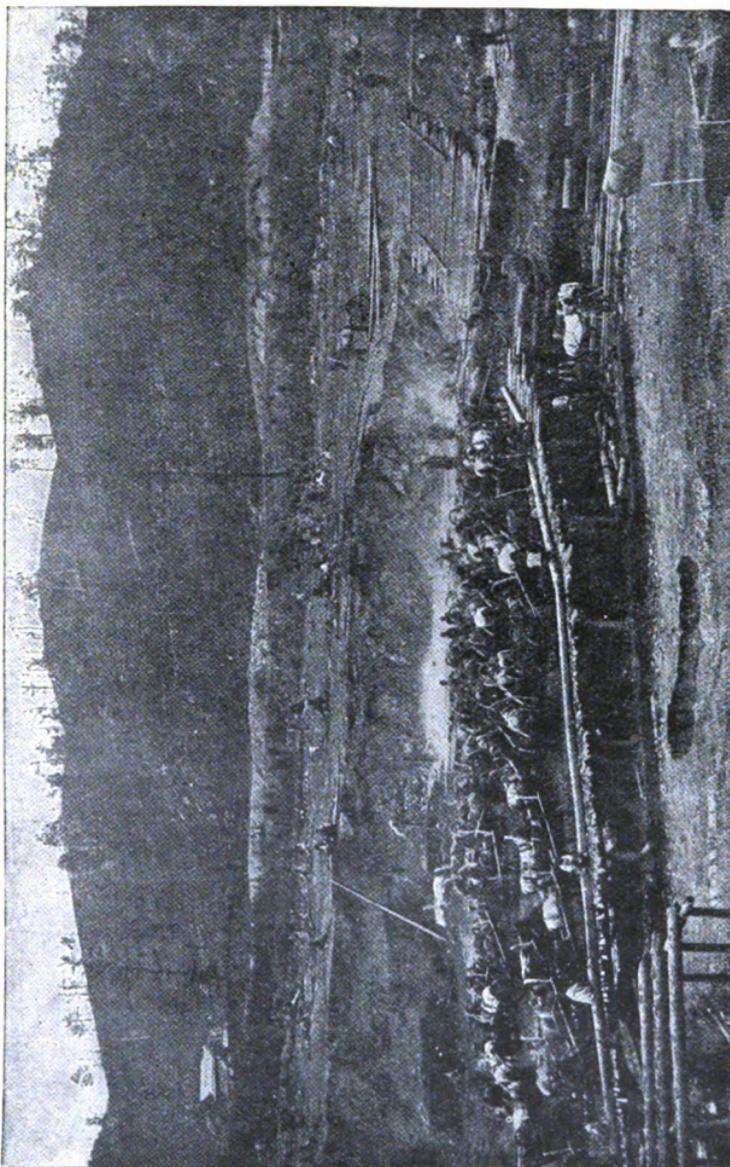
Die Offiziere der Truppen gehen aus Militärschulen hervor, deren unterste Form, die Kadettenschule, fast schon in allen Provinzen besteht. Schulen

der Mittelstufe sind im Herbst 1909 in Peking, Nanking, Wutschang und Hsingansu eröffnet worden. Außerdem senden alle Provinzen Militärschüler zur fünfjährigen Ausbildung nach Japan.

In der ursprünglichen Verfassung sind noch die im ganzen Reich zerstreuten mandschurischen Bannerorganisationen geblieben. Jedes Lager dieser irregulären Truppen zählt 301 Infanteristen und 181 Kavalleristen. Die Bewaffnung besteht aus Speeren, Bogen und Pfeil.

Auch auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens bestrebt sich China nach langem Zaudern fortzuschreiten. In der vielumstrittenen Mandschurei begegnet es sich bei seinen Plänen mit den Russen und Japanern. Die Hauptlinie, die hier in Betracht kommt, ist die große sibirische Überlandbahn, die von den Russen über Tjitikat und Charbin bis nach Wladiwostok geführt worden ist. Der mandschurische Teil von Mandschuria bis zur Ostgrenze der Mandschurei wird von der „Russischen Gesellschaft der Chinesischen Ostbahn“ verwaltet. Von Charbin zweigt sich nach Süden in der Richtung auf Mukden und Peking eine Seitenlinie ab, deren nördlicher Teil im Besitz der Russen ist, während der südliche Teil bis nach Port Arthur den Japanern gehört. Die Japaner besitzen ferner die Bahnlinie, welche von Mukden über Antung durch ganz Korea bis Seoul läuft. Dagegen ist die Bahn von Mukden nach Tientsin und Peking chinesisch. Ebenso wird sich die Bahn in chinesischen Händen befinden, die von Peking nordwestlich durch die Mongolei nach Sibirien geplant und wovon die Teilstrecke von Peking bis Kalgan an der großen Mauer kürzlich eröffnet worden ist.

Von Peking nach Süden sollen zwei Linien geführt werden, von denen die eine über Tientsin nach Shanghai



Eine sibirische Goldmine.

und die andere über Raifong nach Hankau am Jangtsekiang verlaufen soll.

Hiermit sind aber die ostasiatischen Eisenbahn-
1910. XIII.

projekte noch nicht erschöpft. Rußland ist mit der Legung einer Linie beschäftigt, die von der großen sibirischen Überlandbahn östlich von Tschita abzweigt, zuerst den Schilka, dann bis Chabarowsk den Amur entlang geht, um sich darauf nach Süden zu wenden und in Wladiwostok einzumünden. Der westliche Teil dieser Bahn, der den Namen Amurbahn führt, ist bereits fertiggestellt. Endlich beabsichtigt eine amerikanische Gesellschaft, eine Bahn von Nigun am Amur über Tschitschikar nach Niutschwang zu bauen.

Alle diese Bahnen werden zum wirtschaftlichen Aufschwung der durchschnittlichen Gebiete, zur Ausbeutung der vorhandenen Naturschätze und damit zur Hebung der Bevölkerung beitragen. Welche Aussichten nach der wirtschaftlichen Seite hin hier bestehen, läßt die große sibirische Überlandbahn ahnen. So sind Kohlen in großen Lagern fast in dem ganzen Gebiet von den Kirgisensteppen bis zum Ussuri vorhanden. Bei Ekibastouz in den Kirgisensteppen sind zwei ungeheure Kohlenflöze von 27 und 40 Meter Mächtigkeit nachgewiesen worden. In den Gouvernements Jenisseisk und Irkutsk liegen 19 Flöze von 32 Meter Mächtigkeit. Die drei im Betriebe befindlichen Gruben haben eine monatliche Förderung von 5000 Tonnen. Ebenso birgt das Amurgebiet bedeutende Kohlenflöze. Ferner sind reiche Lager von Eisenerzen häufig. Allein das Lager von Irba im Gouvernement Irkutsk wird auf 8 Millionen Tonnen geschätzt. Bei Balega und Nertschinsk in Transbaikalien hat man Erzlager von 34 und 60 Meter Mächtigkeit entdeckt. Auch Kupfer, Silber und Gold sind in ansehnlicher Menge vorhanden. Gold findet sich namentlich bei Oletminsk und Witimsk an der oberen Lena und bei Minusinsk und Ransk in Transbaikalien vor. Einige dieser Gold-

lagerstätten werden bereits von ameritanischen Gesellschaften abgebaut.

Tiefgehende Umwälzungen sind ohne Zweifel in Vorderindien im Anzug. Die Engländer haben hier unbestreitbar Großes geschaffen, aber jetzt verlangt der führende Teil der Bevölkerung, die sich auf 300 Millionen Köpfe beläuft, Mitwirkung an der Verwaltung und überhaupt vollständige Gleichberechtigung mit den Engländern. Der Bund der „Swadeschi“ (Heimatschutz) tagt alljährlich in einer der großen Städte, und seine Wortführer fordern offen und versteckt zum Sturz der englischen Herrschaft auf.

Noch vor wenigen Jahrzehnten ließen auch bedeutsame Vorgänge auf asiatischem Boden Europa so gut wie unberührt. Heute aber bringen es der gesteigerte Weltverkehr und die vielfachen Wechselbeziehungen der Völker mit sich, daß die Bewegungen im fernen Asien sofort auch in der einen oder anderen Weise auf Europa einen fühlbaren Rückschlag ausüben.





Ein tapferes Mädel.

Novelle von W. Harb.

(Nachdruck verboten.)

Röln, 30. April.

Was — gleich vom Abend des ersten Reisetages eine lange Epistel? Ich höre Dich erstaunt die Hände zusammenschlagen. In der That, ich wundere mich über mich selbst, beste Lotte. Daß der Mensch nach so langen Reises Strapazen, unvergeßlichen Eindrücken und herrlichen Erlebnissen noch abends zehn Uhr im Hotel frisch und spring-lebendig wie 'ne Forelle Reiseberichte schreiben kann — den ersten pflichtschuldigst an die Eltern, aber den zweiten an Dich, liebstes Herzblatt — hätte ich wirklich selbst nicht für möglich gehalten. Oder hat man nur solche Spannkraft, wenn man mit neunzehn Lenzen mutterseelenallein den schönen Tag genießt, den einzigen, der mir beschert ist, bevor sich mir die Tore meines Gefängnisses öffnen? Oder —? Ja, ich will's Dir nur gleich beichten, liebste Lotte: in mir zittert noch die Erregung eines großen Erlebnisses nach! Eines ganz großen! Du hattest recht, als Du, kleine Hellscherin, mir beim Abschied sagtest: „Paß auf, Ilse, du erlebst was! Du bist so eine!“

Doch hübsch nach der Reihe. Also ich sitze hier im eleganten Großstadthotel — viel zu elegant für mich, und ich zittere für meinen armen Geldbeutel, der

morgen früh für den Leichtsinn seiner Besitzerin bluten und büßen muß — und der sehr patente und sehr zukommende Herr Ober hat mir das feinste Hotelschreibpapier zur Verfügung gestellt. Er scheint mich für was besonders Nobles und Feines zu halten, keinesfalls aber wohl für ein armes und — o Ironie des Schicksals! — adeliges Fräulein, das allen Stolz und alles Pochen auf sein blaues Blut und eine glänzendere Vergangenheit längst unter die Füße gezwungen hat und im Begriff ist, der Not gehorchend, eine simple Stütze zu werden, eines jener höchst nützlichen, vielseitig verwendbaren, aber allseitig bedauerten Wesen, ein Aschenputtel der modernen Gesellschaft! Ach, beste Lotte, da bin ich schon wieder bei dem Thema, das wir beiden schiffbrüchigen Existenzen bis ins Endlose miteinander durchgehechelt haben, wenn wir in Deinem Stübchen saßen auf dem steifbeinigen und steiflehnigen Prunksofa, dem einzigen Überbleibsel aus besseren Zeiten! Er ist mir immer vorgekommen wie eine Planke vom zerborstenen Schiff, auf die wir uns gerettet hätten, und um uns brauste das wilde Weltmeer. Wenn ich Dich nicht gehabt hätte in der schlimmen Zeit, Deinen Trost, Deinen lieben Rat, Deine Liebe!

Ich will aber nicht sentimental werden, gerade heute nicht, denn heute ist ein goldener Tag gewesen. Und ich will lustig sein und will den Kopf oben behalten und beherzigen, was mein guter Papa — wie er mir vor der Seele steht mit seinen abgehärmten Zügen und seinen sorgenvollen Augen! — sagte, als er mich aus seinen Armen ließ: „Nun Gott befohlen, Ischen, mein Augentrost, meine verständige Älteste, und Kopf hoch! Es werden schon wieder bessere Zeiten kommen!“ Wenn er's nur selber glaubte, der

Gute! Es schnitt mir tief ins Herz, als ich ihm bei diesen Worten in die treuen Augen sah. Und dann erst meine teure, süße Mama! Was die gelitten hat und beständig leidet, daran darf ich gar nicht denken, sonst heule ich sofort ein paar Taschentücher naß und höre gar nicht wieder auf. — Auch eben tat ich's im geheimen ein paar Minuten, als der Herr Ober gerade nicht in meiner Nähe war. Du mußt recht, recht lieb und nett gegen meine Mama sein, liebste Lotte, solange ich draußen in der Welt bin bei den fremden Leuten! Wie alt sie geworden ist in den letzten schrecklichen Monaten — ihr schönes dunkles Haar hat lauter weiße Fäden.

Weißt Du, was mich eben aufgerichtet und erquickt hat, als ich mit dem Taschentuch vor den Augen dasaß und achtgab, daß mir die Tropfen nicht von oben in meine saubere Handschrift fielen, auf die ich noch immer so kindisch stolz bin? Mein Blick fiel von ungefähr auf die Wand mir gegenüber, und da hing ein großes buntes Bild, durchaus kein Kunstwerk, aber gut gemeint und für mich und meinen Kummer ausgesucht passend. Eine abgehärmte Frau sitzt da mit einem unvernünftigen Haufen Kinder in einem ärmlichen Zimmer und empfängt durch den eintretenden Postboten eine Freudenbotschaft. „Ist die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten,“ steht in großen Buchstaben darunter. Wie dies unscheinbare Bild in das vornehme Hotel und gerade an diesen Platz dicht vor meiner Nase gekommen ist, weiß ich nicht, ich bilde mir aber ein, der liebe Gott habe es extra für mich da hingängen lassen. Ach ja! Wenn doch eine solche Freudenbotschaft auch bei uns einkehrte, Wiesenstraße 11, zwei Treppen! Wenn ich doch solche Freude auf die Gesichter meiner lieben Eltern zaubern könnte — das

wäre doch mein höchster Wunsch, liebe Lotte, und ich bitte Gott täglich darum. Jedenfalls — das Bild hat mich nicht wenig getröstet. Ist die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten!

Ich habe den Oberkellner denn auch, als er sich in meiner Nähe zu tun machte und nach meinen Befehlen fragte, wieder mit ganz blanken Augen angeguckt. In meinem Taschenspiegelchen sah ich, daß sie noch bliken und mutig in die böse Welt hineinschauen konnten. Ja, das Spiegelchen sagte mir noch mehr, wenn ich's auch nicht so unverschämt und eingebildet befragte wie die böse Königin-Mutter in Schneewittchen: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ — Lotte, ich habe viele Fehler, das weiß ich, aber übermäßig eitel bin ich nicht, und auf die Schönheit des Fräzchens bau' ich nicht allzuviel. Jedoch — auch der Spiegel machte mir neuen Mut. Er sagte ganz leise, so leise, daß es der Oberkellner nicht hören konnte: „Schäme dich, Ilse! Du bist jung, du bist hübsch, du hast noch eine Zukunft vor dir! Wer weiß, was das Leben für dich noch aufbewahrt hat — vielleicht was Wunderschönes. Vertraue nur!“

Sieh, Lotte, da wurde ich wieder die alte Ilse, die nicht unterzukriegen ist. Wie schön ist es doch, daß ich Dich habe, mein Herz, und Dir alle meine Gedanken und Gefühle übermitteln darf! Wie einsam wäre ich sonst! Den Eltern darf ich so was ja gar nicht schreiben. Denen zwitschere ich eine ganz andere Musik vor. Die halten mich gewiß für ein leichtsinniges Ding, dem nichts tief geht. Mögen sie — wenn mein Gezwitscher ihnen nur ein wenig Sonnenschein ins Dunkel bringt. Ist nicht unsere Freundschaft schon ein großes, großes Gnadengeschenk, liebe Lotte?

Der Herr Ober legte mir das Fremdenbuch vor, und ich mußte aus dem Intognito heraus und mich darin verewigen. Ich mag diese Hotelbücher nicht, denn sie sind so neugierig und zudringlich. Ich schwankte erst, was ich eintragen sollte: mein schlichtes Pseudonym, unter welchem verborgen ich mich von jetzt ab vertriehen will, oder meinen alten guten Namen, der zu meiner glanzlosen Existenz nicht mehr paßt. Ach was, sagte ich mir, während sich der Herr Ober eine Weile diskret zurückzog, heute bist du noch, was du einstmals warst, und schrieb mit lecken großen Buchstaben unter das Gewimmel der fremden Namen: Ilse v. Arnstein-Leflingen. Das Fräulein Ilse Hartmann, das morgen früh seinen Weg fortsetzt, kommt immer noch früh genug zum Vorschein. Heute — wie schwach wir Menschen doch sind, Lotte! — heute wollte ich noch oben schwimmen, denn heute war ein goldener Tag gewesen. Der Herr Ober nahm mir das Buch wieder fort, sah verstohlen hinein und machte mir dann eine ganz besonders respektvolle Verbeugung.

So, nun zappelst Du natürlich schon vor Neugier, zu erfahren, was ich denn eigentlich Großes und Feenhaftes erlebt habe und warum heute ein goldener Tag gewesen ist. Du kannst nämlich ganz fabelhaft neugierig aussehen, Liebste, obgleich Du dagegen immer streitest. Wenn ich auch viele Meilen von Dir entfernt sitze und der Fernseher für den praktischen Gebrauch leider immer noch nicht erfunden ist, sehe ich Dein gespanntes Gesichtchen doch deutlich vor mir: die Augen groß aufgemacht, als könnten sie nicht mehr länger warten, der Mund halb geöffnet, als müsse die Neuigkeit da hineinspazieren, das Näschen witternd in der Luft, vor allem die Ohren gespitzt wie der seligen Groß-

mama Schoßhund — kurz, das ganze Gesicht ein einziges Fragezeichen.

Ja — es war ein Mann! Und was für einer!

Alha! sagst Du. Dacht' ich's doch!

Nun höre zu.

Als ich zum letzten Male heute früh Dein treues Herz an dem meinigen klopfen gefühlt hatte und nach all den aufregenden Abschiedsszenen in den Zug gestiegen war, heulte ich die ersten Stunden, die ja mit Eisenbahnfahrt ausgefüllt waren, leise vor mir hin, was ich ungeniert und ausgiebig tun konnte, weil keines Fremden Gegenwart mir Zwang auferlegte. Ich dachte weder an die Zukunft, die düster genug vor mir liegt, noch sah ich auf die Schönheit der Welt, die wir durchfuhren. Ich mußte nur immer an das Daheim bei Vater und Mutter und bei den kleinen Geschwistern zurückdenken, und wie doch alles so schrecklich war. Alles, was unsere Familie gelitten hat, alle Demütigungen und Zurücksetzungen, alles Einschränken und Einleben in die neuen engen Verhältnisse machte mein Geist noch einmal durch. Ach Lotte, so viel Herzeleid und Not habe ich den stummen Wänden meines Abteils anvertraut, daß ich glaube, es ist ein Teil daran hängen geblieben. Wenigstens wurde mir leichter zumut, als ich durch das Fenster die Türme der alten Stadt Mainz auftauchen sah und der Rheinstrom sichtbar wurde. Hier wollte ich ja aussteigen und — ein gewiß auch in meiner Lage nicht ganz verdammenswerter Luxuswunsch — langsam an den rebenumkränzten Ufern des alten deutschen Stromes hinunterschwimmen. Das sollte mein letztes Vergnügen sein, dann wollte ich in meinen Pflichten untertauchen. Möglichst sorglos, möglichst froh und empfänglich wollte ich diese schöne Welt, die ich noch nicht kannte, auf

mich wirken lassen. Ich hatte den Himmel für diese Fahrt um einen ganz strahlenden, warmen Frühlingstag angefleht, und siehe da, es ward so, es kam ein wunderbarer, ein goldener.

Dieser Wunsch wird dir also erfüllt, sagte ich aufmunternd zu mir selber. Nun sei dafür dankbar, Ilse. Nun mach ein Gesicht, das zu der schönen Welt paßt, und nimm so viel davon mit, wie du kriegen kannst. Vielleicht mußt du später davon zehren.

Und richtig, Lotte, es ging. Man kann doch viel, wenn man aufrichtig will.

Bevor wir im Bahnhof einfuhren, hatte ich mein Haar geordnet, meine Augen blank gepuht und mir den Schleier für die Dampferfahrt über dem Hut befestigt. In meinem Reisekostüm, das auch noch aus den fetten Jahren stammt, sah ich gewiß viel mehr nach einer großen Dame aus als nach einer angehenden Stütze. Du wenigstens behauptest ja, liebe Lotte, es stände mir keck — totschick, sagtest Du, glaub' ich.

Ach, Du Liebste, wie gern hätte ich Dich nun bei mir gehabt, als ich auf dem weißen stolzen Schiff, das wie ein Schwan so sicher und ruhig den breiten schimmernden Strom hinabglitt, in der warmen Sonne auf einem Korbstuhl hingelagert, langsam dahinfuhr. In fatten Zügen nahm ich die Schönheit der wechselnden Bilder in mich auf, nicht fragend, wie das alles heißt, was mein Auge traf, sondern nur genießend, in Form und Farbe schwelgend.

Dabei habe ich aber doch zuweilen auch an Dich gedacht. Da sitzt sie nun, sprach ich bei mir, die liebe Seelentrösterin und Genossin, vor ihrem ungezogenen Haufen in dem alten Schulgebäude und singt mit ihnen: „A a a, der Sommer, der ist da,“ und hat doch nichts von all der Sommerschönheit, die hier von jedem

burggekrönten Felsen glänzt. Ilse, wie hast du's doch gut, daß du das genießen darfst! Du tatest mir herzlich leid, meine liebe Lotte, Du bist auch zu was Besserem geboren. Dir hat man's wahrlich nicht an der Wiege gesungen, daß Deine lieben Eltern so früh dahingingen und Dir die Aufgabe zurückließen, Dich selbst, so gut es geht, durchs Leben zu schlagen. Aber da mache ich Dich schon wieder traurig und wollte doch von dem goldenen Tage reden. Es soll auch für heute die letzte Anwandlung gewesen sein, liebe Lotte. Feierlich verbanne ich alle Trauergeister und verwünsche sie in den tiefsten Grund unserer stampfenden und fauchenden Schiffsmaschine, daß sie mit dem schwarzen Rauch in alle Winde davonziehen. Paß auf, Lotte, wir beide, wir zwingen's! Für uns steht noch was aus! Du bleibst nicht auf Deinem Ratheder sitzen, und ich werde keine ewige Stütze sein. Wir verpuppen uns nach diesem Raupenzustand und steigen als zwei schillernde Schmetterlinge, Du, Lotte Horst, Elementarlehrerin der dritten Vorschulklasse, und ich, Ilse Hartmann, Stütze der Schloßfrau auf Schloß Gröne im Westfalenland, einst empor. Wir sind überhaupt nur zwei verwunschene Prinzessinnen.

Wenigstens heute bin ich's. Goldig flutet der Tag, kein Wölkchen am blauen Himmel, mit hellgrünem Schimmer die ersten Felsen leise überwoben.

Jetzt kommt's, Lotte, das Große, das Schöne, mit dem das Leben so karg ist. Eigentlich sollte ich's nicht schreiben, denn es läßt sich nur empfinden und schlecht in Worte kleiden. Eigentlich sollte ich's tief im Herzen verbergen, denn es gehört zu den Dingen, die man nicht hervorzerret ans helle Licht, die am besten verborgen bleiben im Schatz der Erinnerung. Eigentlich sollte ich mich auch nicht darüber freuen und darüber

jubeln, sondern traurig sein. Ich weiß auch wirklich nicht, ob ich lustig oder traurig bin. Es ist ein Weh in mir, das jubeln möchte, und eine Seligkeit, die sich in Tränen hervordrängt. Denn, liebste Lotte, nur einen Tag lang, einen einzigen wonnigen, ist das Glück bei mir gewesen und hat seine ganze Fülle über mich ausgegossen, so strahlend, daß ich glaube, dieser eine Tag reicht hin, um mein übriges Leben zu vergolden. Jetzt ist er aus, der goldige Tag, und aus muß sein, was er gebracht hat — ja, Lotte, es muß!

Ich habe diesen Tag mit einem Manne verlebt, dessen Bild nie aus meiner Seele weichen wird. Liebste Lotte, ich weiß, was ich Dir jetzt schreibe, das ist bei Dir gut verwahrt. Nicht Vater, nicht Mutter, du allein darfst es wissen. Wie er ausah? Ernst, groß, männlich und fest. Etwas so Gewinnendes, Gutes und Liebes wie in seinem Antlitz habe ich nie auf Menschenstirnen leuchten sehen. Ob Du ihn hübsch finden würdest, weiß ich nicht. Wie alt? Zwischen fünfunddreißig und vierzig sicher. Treue blaue Augen, Bart und Haare blond, ein Germanentypus, aber doch nicht von der gewöhnlichen Art. Da hast Du ihn, Lotte, besser kann ich ihn Dir nicht beschreiben.

„Ihse,“ hör' ich Dich ganz aus der Ferne, „dir ist nichts weiter begegnet, als was jungen heißen Seelen eben just zu passieren pflegt: du hast dich Hals über Kopf, ja bis über beide Ohren, unheilbar — oder was man sonst zu sagen pflegt — verliebt!“ Ich höre Dich schulmeisterlich: „Das weht einen an, man weiß nicht woher. Das kommt davon, wenn junge unbedachtsame Mädchen allein“ und so weiter und so weiter. Nein, Lotte, es war doch viel mehr. Ich fühle es, in dieser Begegnung gipfelt mein Leben. Ganz verstehen wirst Du mich nicht, so sehr Du Dir auch Mühe gibst.

Vielleicht wird es Dir so am klarsten: ich habe einmal gelesen, daß jedes Menschen Ergänzung, die für ihn bestimmte und genau passende Seele, irgendwo auf der Erde für ihn existiert. Daß diese beiden sich finden, ist unwahrscheinlich und äußerst selten. Lotte, dieses zweite Ich, das fühle ich, das habe ich gefunden.

Ich komme Dir überspannt, phantastisch vor. Du meinst, in ähnlichen Übertreibungen ergeben sich alle Verliebten, wenn sie von dem Gegenstand ihrer Neigung erzählen. Ach, Du Hühnchen, Du ahnungsloses, in Herzenssachen gänzlich unbewandertes Menschenkind! Du kannst ja gar nicht urteilen! Aber ich verzichte auf alle weiteren Versuche, Dir den Zustand meines Herzens deutlich zu machen. Ich lasse Dich bei Deinem Glauben.

Was wir redeten? Verlange nicht zuviel. Unsere Gespräche wiedergeben, hieße daselbe fordern, wie etwa eine schöne Sinfonie, nachdem der letzte Ton verklungen ist, aus dem Gedächtnis wiederholen. Musik, Traum, Rausch war alles.

Ein ganz unbedeutender Anlaß machte uns bekannt. Nichts spielt ja im Leben eine größere Rolle und hat wichtigere Folgen als der Gast, der unangemeldet durch alle Türen tritt, der Herr Zufall. Diesmal suchte sich der Herr für seine Streiche den Hut meines Reisebegleiters aus, riß ihn durch einen seiner allzeit gehorsamen Diener, einen heimtückischen Windstoß, von seinem Kopfe und wehte ihn direkt in meinen Schoß. Rein Zirkusjongleur kann sein Ziel besser treffen. Es war der einzige heftige Windstoß, den ich während der ganzen Reise verspürt habe, so ruhig war es sonst. Also doch wohl ein Stoß des Schicksals.

Der Hut vermittelte unsere Bekanntschaft. Erst standen wir nebeneinander an der Schiffsbrüstung und

schaute gemeinsam die Wellen und die Vögel und die Berge an. Dann zog er wie selbstverständlich seinen Klappstuhl neben meinen Korbsessel, und da blieb er sitzen, Stunde um Stunde, ohne anders einmal aufzustehen, als um mir und sich eine Erfrischung zu besorgen.

Er wußte wunderbar zu erzählen, und die Augen glänzten ihm dabei. Er hatte viel gesehen und viel erlebt. Auch jetzt befand er sich auf einer größeren Reise und wollte erst nach Wochen zurückkehren in seine Heimat. Ich hörte zu — gebannt und verzaubert. Am schönsten war es, wenn er von inneren Erlebnissen, von seinen Ansichten und Anschauungen sprach. Er hatte eine feine, zarte und doch so klare Art. Ich habe nicht halb so viel geredet wie er und sicher nicht ein Viertel so geistreich. Oft glaubte ich in seinen Ausführungen meine eigensten, allerinnersten Gedanken wiederzuerkennen. Dies oder das hast du ja gerade so auch schon einmal gedacht, sagte ich mir. Nur hast du es nie so anmutig und deutlich zutage gefördert.

Zweierlei kann ich Dir genauer berichten, liebe Lotte.

Nachdem wir eine Weile miteinander geredet hatten, wollte er, wie es ja üblich ist, sich vorstellen. Aber als er dazu Anstalten machte, wehrte ich ab.

Ich hatte nämlich im geheimen schon Angst davor gehabt, Lotte. Betrügen und ihm einen falschen Namen nennen, unter dem ich von nun ab in der Welt herumreise, um ein trockenes Plätzchen für mich zu haben und mein Brot zu verdienen, das wollte und konnte ich nicht. Und meinen wahren Namen sagen — um alles in der Welt nicht. Wenn er das war, für das ich ihn seinem Benehmen nach hielt, für einen Mann, der in jener Welt Bescheid weiß, zu der wir auch einst gehörten — vielleicht hätte er gestutzt, vielleicht unliebsam gefragt, vielleicht sich abgewandt.

Der kurze Glückstraum wäre allzu schnell zu Ende gewesen. Der Name Arnstein-Leflingen hat einen üblen Klang in der Welt. Man hat ihn mit Schmutz beworfen und in den Staub gezogen. Und der Staub und Schmutz ist weithin geflogen, und die schmutzigsten Zeitungen haben ihn in ihren Spalten mit Behagen ihren sensationslüsternen Lesern aufgetischt. Ach, Lotte, es ist unsagbar schwer, das Haupt senken zu müssen, wenn der eigene Name genannt wird.

„Bitte,“ sagte ich zu meinem Begleiter, „lassen wir einmal die vorgeschriebenen Förmlichkeiten beiseite. Geben wir uns ohne den gesellschaftlichen Firlefanz — er stört mich heute.“

Er sah mich sinnend an. „Wenn Sie es denn so wollen -- vielleicht haben Sie recht. Man kommt sich näher ohne das.“

Wie er das sagte, Lotte, und wie er mich dabei ansah — ich mußte erröten.

Die Vorstellung unterblieb also. Und wir kamen uns näher. Wie ein Strom floß es herüber von ihm zu mir und von mir zu ihm. Es war, als seien wir elektrisch verbunden. Die Welt, die schönen Berge mit ihren Zinnen und Weingärten versanken um uns her, oder vielmehr, sie gaben nur den schweigenden Rahmen ab. Ebensogut hätte ich mit ihm im gelben Wüstenlande sitzen können oder irgendwo sonst — wir wären die gleichen gewesen.

Ach Lotte, die schöne Zeit ging rasch dahin. Der goldene Tag neigte sich dem Ende zu. Schon schiedte sich die Sonne, die mir heute so hell geleuchtet hatte, an, hinter den Eifelbergen zur Ruhe zu gehen.

Und da kam das zweite, das Du hören sollst. Ich habe es am besten behalten.

„Ich fürchte, ich kann Sie nicht wieder vergessen,“

sagte er. Er nahm meine Hand, und ich ließ sie ihm, als verstünde sich das ganz von selbst.

Ich sah ihm freimütig und ohne dumme Biedererei in die Augen. „Sie haben mich reich gemacht,“ antwortete ich.

„Sagen Sie mir wenigstens Ihren Vornamen,“ bat er.

„Ich heiße Ilse.“

„Nun denn, Ilse, Prinzessin Ilse, es fehlt nicht viel, dann stellte ich schon heute an Sie die Frage, die ein Mann sonst nur an ein Mädchen richtet, wenn er es länger kennt. Darf ich? Soll ich das Glück festhalten?“

Ich schüttelte stumm den Kopf. Jetzt ward mir unsäglich weh. „Nein,“ sprach ich fast hart.

„Ich muß Sie aber wiedersehen, Ilse. Wann und wo kann das sein?“

„Niemals und nirgends.“

Er sah mich betroffen an. „Wie soll ich das verstehen? Habe ich mich so getäuscht?“

„Sie haben sich nicht getäuscht, aber es kann trotzdem nicht sein.“ Ich nahm alle meine Kraft zusammen und atmete tief auf. „Zwischen uns steht das, was man das eiserne Schicksal nennt. Dringen Sie nicht in mich, ich könnte es Ihnen doch nicht sagen.“ Ich fühlte, wie sich meine Augen mit Tränen füllten.

Konnte ich anders, Lotte? Konnte ich ihm sagen: „Mein Vater ist der in den Augen der Welt geächtete und verfeimte Major v. Arnstein-Leklingen, dem man Unredlichkeiten in seiner Dienstführung nachgesagt hat, der als schwer Angeeschuldigter vor dem Gericht gestanden hat und nur freigesprochen wurde, weil man ihm nichts direkt nachweisen konnte? Der einen wenig ehrenvollen Abschied aus der Armee nehmen mußte und nun in einer solchen Notlage lebt, daß seine

Tochter hingehen muß und bei anderen Leuten in untergeordneter Stellung sich ihr Brot verdienen, damit sie den kleinen Geschwistern die schmalen Bissen nicht noch schmaler macht? Hier sitzt diese Tochter vor Ihnen. Was hilft es, wenn diese gute Tochter Ihnen sagt, daß sie selbst ihren Vater für unschuldig, für verleumdet, für ein Opfer verhängnisvoller Mißverständnisse und Verkettungen hält? Wenden Sie sich nur ab von ihr, mein Herr, wie von ihrer besiedelten Familie!“

Hättest Du das fertig gebracht, Lotte?

Er würde gegangen sein — blutenden Herzens, das weiß ich, aber er würde gegangen sein.

So sollte der Traum nicht enden. Der goldene Tag mußte ein freundliches Abendrot haben.

Er bettelte, er flehte — ich blieb aber fest, Lotte. Es könne, es dürfe nicht so schlimm sein, wie ich mir einbilde. Er fühle sich stark genug, alle Fesseln zu sprengen.

Ich schwieg. Über diesen Punkt kommt sicherlich kein Mann hinweg.

Der Kölner Dom stand wie eine scharfe Silhouette am dunklen Abendhimmel. Man traf Vorbereitungen, das Schiff mit Seilen an der Landungsbrücke zu befestigen. Die Menschenmenge drängte vorwärts. Wir allein blieben noch zurück.

„Es darf nicht aus sein, Ilse! — Ich werde nicht ruhen, bis ich Ihre Spur habe.“

„Sie werden wie ein Ehrenmann handeln und mich meine Wege gehen lassen. Hinter der Landungsbrücke trennen wir uns. Glauben Sie mir, es wird mir ebenso schwer wie Ihnen.“

Er hielt meine Hand fest in der seinigen.

„Und nicht die leiseste Hoffnung, Ilse? Die Zeit ändert so manches!“

„Ich werde Sie nie vergessen.“

Wenn die Menschen nicht gewesen wären, er hätte mich jetzt sicher stürmisch in seine Arme gezogen. Ich sah es ihm an den Augen an, die heiß und versengend auf mich niederbrannten.

„Meinen Sie denn, daß ich Sie je vergessen kann? Das Leben wird mir wertlos sein, bis ich Sie wiedergefunden habe. Istse, eine leise Hoffnung nur — so zart und dämmernd wie das lichtschwache Fünkchen dort am Abendhimmel, das verheißungsvoll herübergrüßt.“

„Nun denn,“ hab' ich da gesagt, „schreiben Sie mir nach zwei Jahren unter ‚Istse‘ postlagernd nach Mainz. Ich werde mir den Brief holen, wenn ich nicht schon tot bin. Und ich werde Ihnen antworten — entweder, daß ein furchtbares Geschick uns nach wie vor trennt, oder —“

„Oder?“ jauchzte er. „Istse — daß du dann mein sein willst?“

„Wenn Ihre Liebe dann noch vorhanden sein wird —“

„Sie wird es!“

Wir überschritten die Landungsbrücke zuletzt.

Auf dem Kölner Straßenpflaster reichten wir uns noch einmal die Hände. Es war uns, als könnten wir nicht voneinander.

„Ich hoffe,“ war sein letztes Wort.

Er ist mir nicht gefolgt. Er ist ein Ehrenmann durch und durch. —

Der Oberkellner reicht mir soeben auf meinen Befehl ein paar Marken. Er ist gewiß erstaunt, daß man so hartnäckig und bis tief hinein in die Nacht schreiben kann. Es sind nicht mehr viele Gäste im Zimmer. Der Zeiger der Uhr über dem Büfett zeigt bald auf Mitternacht.

Leb wohl denn, meine süße Lotti, und denk zuweilen an mich. Ich hab' es nötig, daß Du mich mit Deiner Liebe auch in die grauen Tage begleitest, die nun kommen werden. Grüß mir den Vater und die Mutter, meinen Bruder Alfred und meine kleine Schwester Hildegard. Sag ihnen, Du habest von mir einen langen lustigen Brief erhalten. Es war ja doch auch manches lustig darin — gelt? Deine Ilse.

P. S. Glaubst Du, daß ich nach zwei Jahren einen Brief haben werde in Mainz? Ich glaub's nicht, obgleich ich fühle, daß ich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Aber die Zeit ändert manches, hat er richtig bemerkt. Ach, Lotte, wenn sie doch nur das Geschick meines armen Papas ändern möchte!

* * *

Schloß Gröne, 12. Mai.

Du liebe, gute Lotte! Wie danke ich Dir, daß Du meine Eltern so fleißig besucht hast! Mutter schrieb mir, es sei ihr bei Deinem Kommen gewesen, als habe die Sonne versucht, einmal wieder bei ihr hineinzuscheinen. Wie fandest Du sie? Waren sie sehr, sehr niedergebeugt? Ach, die Armen! Denk Dir, Papas heißes Bemühen um eine Wiederaufnahme der Untersuchung scheint vergebens gewesen zu sein. Nun wird es bei ihnen noch dunkler werden.

Weißt Du, was damals, als die Sache bekannt wurde, ein paar Leutnants unserer alten Garnison gesagt haben sollen? An Stelle des Majors schösse ich mir einfach eine Kugel vor den Kopf!! Ich verstehe das, Lotte, vielleicht von Leuten, die keine Religion und keinen Halt haben — oder auch bei solchen, die in ihrem Schuldgefühl ersticken. Aber ein Mann wie mein Papa, der nicht nur den Mut hat, mit dem

Säbel auf die Feinde loszugehen, sondern auch Stärke und Gottvertrauen genug, um dem Unglück die Stirn zu bieten, der wird das nie tun. Schon um der Seinen willen nicht, denen er jetzt doppelt nötig ist. Gerade seine Gelassenheit und Geduld im Leiden ist mir ein Zeugnis für seine Unschuld, wenn ich noch eines nötig hätte. Räme sie nur an den Tag! Es wär' der froheste Tag meines Lebens.

Ob ich noch an die goldige Zeit auf dem Rheindampfer denke, fragst Du in Deinem lieben Briefe. Du bist naiv, Lotte. Ich werde daran noch denken, wenn ich mit vier Rissen hinterm Rücken als altjüngferliche Stricktante hinterm Ofen sitze, die Wärme flasche unter den Füßen und den Mops auf dem Schoß. Dann werden mir seine Worte noch in den Ohren klingen, und ich werde beglückt vor mich hin lächeln, wenn die Jugend sich liebt, und leise für mich sagen: „Macht ihr's nur, so gut ihr's könnt. So wie ich es hatte, bekommt ihr's doch nicht. Es war einmal, es war einmal!“

Nun soll ich Dir selbstredend von Schloß Gröne erzählen und von dem, was ich darin zu tun habe. Liebe Lotte, Du wirst natürlich Papa und Mama mein Jammerlied nicht vorsingen. Es geht nach der Melodie: „Ach du lieber Augustin, alles ist hin, hin, hin!“ Die Eltern glauben, ich hab's hier ganz gut. Der liebe Papa hat mich fürsorglich für mindestens ein Vierteljahr an die Kette gelegt — könnte ich früher kündigen, ich tät's sofort. Und wenn ich austneifen könnte und wüßte nur, wohin mit mir, dann hätte ich Schloß Gröne und seine Bewohner längst im Rücken.

Wenn Du mit Deinen hoffnungsvollen Sprößlingen, die Deiner mütterlichen Zuchttrute anvertraut sind, das schöne Lied einübst: „Hopp, hopp, hopp,

Pferdchen, lauf Galopp!“ dann, liebe Lotte, denk an mich. Solch ein Pferdchen bin ich hier. Treppauf, treppab, zu jeder Arbeit gut — fehlt nur noch die Peitsche.

Na, ich bin eben 'ne Stütze und kann's vielleicht nicht besser verlangen. Ich hätte nur nie geglaubt, daß es für einen einzelnen Menschen in einem einzelnen Haushalt so viel zu stützen gibt. Lotte, ein paarmal, wenn's mit meiner Kraft zu Ende gehen wollte, hab' ich gedacht: Bald hab' ich selber 'ne Stütze nötig, sonst fall' ich um.

Wir hielten früher zwei Mädchen und eine Köchin. Die haben's gut gehabt bei meiner Mutter. Aßen sich dicke Backen an und plakten in den Taillennähten. Wir haben sie auch nie als Wesen niederer Ordnung angesehen, gegen die wir uns etwas herausnehmen durften. Wehe uns Rangen, wenn wir das gewagt hätten! Ach, unser schöner Haushalt in Vaters alter Garnison! Wie friedlich und harmonisch ging alles darin zu! Auch jetzt ist es ja sicher unter Mutters sanftem Zepter nicht anders, nur daß wir keine zwei Mädchen und keine Köchin mehr haben. Dafür hat sich ein ungebetener griesgrämiger Gast eingefunden, der Kummer. Der sitzt im Wohnzimmer breit auf dem Sofa, nimmt frech mit Platz am Mittagstisch und streut ein bitteres Salz auf jeden Bissen, legt sich mit ins Bett, macht in der Nacht den greulichsten Rumor und verscheucht den erquickenden Schlaf, und morgens, wenn man aufstehen will, begrüßt er jeden Hausgenossen zuerst mit seinem bleichen Faltengesicht. Brr!

Ich kann keinen vernünftigen Brief schreiben, Lotte. Vernünftige und gefezte Leute fangen beim A an und endigen beim B. Mir läuft die Feder immer davon und macht Seitensprünge nach rechts und links. Aber

Jetzt nehme ich sie fest zwischen die Finger und bringe ihr Ordnung und Ruhe bei.

Ich habe nämlich wirklich einen Augenblick Ruhe zum Schreiben. Die kleinsten Kinder sind zu Bett, die großen sind mit meiner „Herrschaft“ ausgefahren und kommen erst spät zurück, und die mittlere Sorte ist draußen im Garten. Was sie da treiben, mögen die Götter wissen. Sie haben mir heilig versprochen, keinen Unfug zu machen, auch wenn ich sie eine halbe Stunde nicht beaufsichtige. Diese drei Sorten Kinder gibt's nämlich hier. Ich wüßte nicht zu sagen, welche mir das Leben am wenigsten sauer machen. Jedesmal drei gehören zusammen und bilden eine Gruppe für sich. Erste Gruppe: Uda, Renate, Ernestried — Kinder der ersten Frau des Barons Mönk. Er hat jetzt die dritte, meine gnädige Ungnädige. Das Bild der ersten hängt unten im Prunksalon in Lebensgröße. Sie ist im Ballkleid gemalt, eine stolze Schönheit mit einem abstoßend hochmütigen Zug um den Mund. Ihre drei Kinder, im Alter von einundzwanzig bis achtzehn, haben alle diesen gleichen Zug, aber nicht nur um den Mund, sondern auch im Herzen.

Die zweite Sorte — ich hab' sie schon tausendmal ins Pfefferland gewünscht, aber es hat nichts geholfen — besteht aus drei Rangen, für die eigentlich ein kräftiger Prügelmmeister extra angestellt werden müßte. Mit denen schlage ich mich täglich herum, ähnlich wie mit den blutsaugerischen Mücken und Stechfliegen, die es hier in unglaublicher Menge gibt. Natürlich ein Kampf, bei dem es Wunden und Denktettel setzt. Kurt, ein Bengel von fünfzehn Jahren, gehört nach meiner Meinung in ein Korrektionshaus, Bodo braucht bei einem auf dem Kriegspfad befindlichen Indianer nicht mehr in die Lehre zu gehen, und die zwölfjährige Wald-

traut hat nur aus Versehen Mädchenkleider angetriegt. Lotte, was die drei zusammen anstellen, Du glaubst es nicht! Eine Räuberbande in den böhmischen Wäldern ist gegen sie eine patriarchalische Hirtenfamilie.

Folgt Sorte Nummer drei, Helmut, Eleonora und das Nesthätchen Eberhard. Jahre: vier, drei und eins. Ach, wie reizend! höre ich Dich ausrufen, denn ich weiß, wie gern Du kleine Kinder hast. Hättest Du doch Dein Wort zurück, Lotte! Hier liegen die gefährlichsten Fußangeln meiner Stützentätigkeit. Hier bin ich schon hundertmal gestrauchelt, gefallen und tapfer wieder aufgestanden, denn ich mach's meiner Gnädigen, die an den drei Puppen einen wahren Narren gefressen hat, nie recht. Man kriegt hier ein dickes Fell, Lotte, und das mag für den mir bevorstehenden Lebenskampf ja gut sein, aber manchmal könnt' ich aus der Haut fahren. Die Gnädige probiert an diesen dreien ihre Verziehungskünste. Ich hab' keinen prophetischen Blick, Lotte, aber was aus diesen dreien wird, weiß ich trotzdem — Lämmel werden's. Lämmel ist der Lieblingsausdruck meines alten Barons. Gegen mich hat er freilich dies Wort noch nie gebraucht — vielleicht machst Du Dich nach meiner Beschreibung auch schon auf so was gefaßt, Lotte — im Gegentheil, gegen das weibliche Geschlecht ist Herr v. Mönk zeitlebens — sagen wir allzu liebenswürdig gewesen. Fürchte aber nichts für mich, Liebste, er ist jetzt ungefährlich. Er wird im Rollstuhl gefahren und geht nur täglich eine halbe Stunde auf Krücken. Ich beneide den Diener nicht, der ihn begleitet. So gern ich ihm seine gesunden Glieder gönnen würde, eines dabei ist mir doch recht: ich brauche ihm seine Socken nicht zu stopfen, denn er reißt keine Kaput. Die übrigen Beinhüllen der Familie, kurze und lange, derbe und

feine, schwarze und farbige, liegen auf meinem Arbeitstisch. So, nun weißt Du, warum dieser Brief absolut nicht länger werden kann. Außerdem ertönt aus dem Garten ein schreckliches Gebrüll. Der Stimme nach ist es Bodo. Ich muß hinab und Frieden stiften.

Deine auf Dornen gebettete Ilse.

* * *

Schloß Gröne, 22. Mai.

Meine süße Lotte, Du hast morgen Geburtstag. Wie gern schriebe ich Dir den allerlängsten und allerherzlichsten Brief. Es geht aber nicht. Dieser kurze Gruß, in den ich alle meine Liebe und alle meine Wünsche für Dich lege, muß Dir genügen. Wenn ich Dir mehr schreiben könnte und dürfte, es würde Dich in keine Festtagsstimmung versetzen. Grüße mir die Eltern und Geschwister. Deine abgehezte Ilse.

* * *

Schloß Gröne, 26. Mai.

Du bedauerst mich, Lotte, Du möchtest mir meine Last gern einmal abnehmen oder sie mit mir teilen — Du bist gut. Aber bange zu sein für meine Gesundheit, das brauchst Du nicht. Unkraut vergeht nicht. Ich bin manchmal todmüde, todunglücklich, ich habe fünf Pfund abgenommen, aber ich bin kerngesund. Nur meine armen Hände, auf deren Schlankheit und Weiße ich einstmals so stolz war, die dauern mich. Krebsrot, steinhart, zerstückelt und verbrannt, mit Pflastern bedeckt — nächstens lass' ich sie photographieren von Kurt, der eine Kamera hat und wahllos jedes Objekt aufnimmt, und schick' sie Dir.

Du willst also vor allem gern wissen, wie meine Ankunft und Aufnahme hier gewesen ist, und was ich

mit meinen Quälgeistern sonst erlebt habe. Du sollst einen sehr ausführlichen Brief haben, mein Herz, denn — staune, aber mach den Mund hübsch wieder zu — ich habe einen freien — dreimal unterstrichen — Nachmittag. Ein Sonntagnachmittag, den ich anwenden kann, wie ich will, und den ich zunächst zum Schreiben benütze. Vielleicht gehe ich nachher in den Wald, suche mir ein einsames Plätzchen, wo das Kraut Vergessenheit wächst, mache die Augen zu und schlafe und träume. Was sollte ich auch sonst hier mit meinem „freien“ Nachmittag anfangen? Verkehr und Freunde hab' ich nicht, suche ich nicht — mit wem, Lotte? In der Umgegend liegen nur Güter und Dörfer, und die habe ich bisher nur von weitem gesehen. Auf den Gütern sitzen meine ehemaligen Standesgenossen, für die ich Luft bin, und in den Dörfern Bauern. Und doch schreie ich förmlich nach einem Menschen, dem ich alles in den Schoß schütten, an dessen Brust ich mich ausweinen könnte. Lotte, wärest Du doch auf eine Stunde hier! Ich bin todunglücklich, Lotte, viel, viel unglücklicher, als Du denkst. —

So, meine liebe Maus, jetzt ist mir wieder besser. Ich danke Dir vieltausendmal, daß Du mir Dein liebes Bild mitgeschickt hast. Wenn ich das vor mich hinstelle und die Bilder meiner Eltern und Geschwister daneben, dann sauge ich aus all den freundlichen Gesichtern neue Lebenskraft. Du schreibst, mein Vater hätte es doch nicht zugeben sollen, daß ich eine solche Stelle übernehme. Meine Beste, Du bist wohl momentan verdreht, wie unser alter Mathematiklehrer zu sagen pflegte. Was hätte ich denn tun sollen? Untätig den Jammer im Hause mit ansehen? Die Prinzeß spielen und möglichst hochnasig die allgemeine Nichtachtung der edlen Mitmenschen ignorieren? Mein Vater hat

sich lange genug gesträubt, bis er Ja und Amen sagte zu den demokratischen Neigungen seiner aus der Art geschlagenen Tochter. Ich sollte was anderes ergreifen. „Was?“ fragte ich. „Ich bin zu allem zu dumm. Ich kann ein bißchen nähen, ein bißchen sticken, ein bißchen Klavier spielen, ein bißchen singen, ein bißchen malen — ich kann von allen schönen Dingen, mit denen andere Leute sich Geld erwerben, ein bißchen. Nur tanzen und flirten mit den Leutnanten und anderen Löwen der Gesellschaft, mich in der neuesten Mode präsentieren und mich bis zum Hahnenschrei amüsieren — das kann ich. Nicht böse sein, Väterchen,“ sagte ich, als ich sah, daß er traurig wurde, „ich bin selber schuld. Einen höheren Bildungsdrang habe ich leider nie in mir verspürt. Zu etwas wird es aber reichen — zur Stütze. Stütze kann jede werden, dazu braucht's nichts weiter als eine tüchtige Portion ‚Du dich‘, einen langen, langen, langen Geduldfaden, der nie abreißt, und ein zolldickes Fell. Was ich davon noch nicht habe, werde ich mir nach und nach anschaffen.“ Nein, Lotte, ich habe es ganz recht gemacht, meinen Fähigkeiten nach stehe ich auf dem richtigen Platz.

Liebe Lotte, der Mensch muß zufrieden sein. Ich lerne hier wirklich eine Masse. Dinge, um die ich mich früher nie gekümmert habe, gehen mir so fix von der Hand, als ob ich mein Lebtag nichts anderes getrieben hätte. Ich bilde mich hier zur perfekten Hausfrau aus, und wer mich mal kriegt, der wird nicht betrogen. Willst du, dummes Herz, wohl ruhig sein? Wirklich, Lotte, das klopfende sehnsüchtige Ding unter meiner Bluse läßt sich schon wieder einmal von dem Heimweh nach einem gewissen goldigen Tage ertappen.

Lotte, zuweilen male ich mir aus, wie es sein wird, wenn wir beide — Du mußt natürlich mit — in zwei

Jahren zum Schalter des Hauptpostamts Mainz ziehen werden. „Ist etwas da unter Ilse?“ frage ich dann den Beamten. Er kramt in seinem Briefhaufen, zuckt die Achseln und sagt: „Bedaure, nein, Fräulein!“ Und dann gehen wir beide wieder nach Hause, Du mich tröstend und streichelnd, und ich wieder um eine Portion Lebensweisheit weiser. „Aber,“ werde ich dann auftrumpfen, „den goldenen Tag habe ich doch gehabt. Der bleibt mein unveräußerliches Eigentum.“ Nicht wahr, Lotte?

Also ich habe heute meinen freien Nachmittag wie ein Dienstmädchen, das mit seinem Schatz ausgehen kann.

„Heute nachmittag haben Sie frei, Fräulein,“ sagte Frau Euphemia v. Mönk zu mir.

Ich verbeugte mich kurz und schob ab. Ich verschwand schnell irgendwohin, nur von der Bildfläche, denn es konnte doch sein, daß es der Freifrau wieder leid wurde. Wozu hat eine Stütze einen freien Tag nötig? Die Dienstboten, ja, das ist etwas anderes.

Eine Stütze braucht man nicht zu verwöhnen. Wenn sie aufmuckt, fliegt sie einfach. Man bekommt sofort hundert für die eine wieder. Aber ein Dienstmädchen! Die wollen heutzutage angefaßt sein wie rohe Eier. Geht man nicht auf ihre Forderungen ein — bums! kündigen sie, und man kann lange suchen, bis man eine neue kriegt.

Ich werde wohl bitter, Lotte? Man kann's hier leicht werden, wenn man derartigen Gedanken zu lange nachhängt. Das Elend mancher armen Mädchen aus den besseren Gesellschaftsklassen ist doch groß, Liebste.

Nein, diese Ilse! sagst Du. Nun kauderwelscht sie wieder alles mögliche durcheinander, aber was ich so

gerne hören will, davon schweigt sie. Entschuldigen Sie, weise Pädagogin, ich habe nicht Methodik gelernt. Aber ich werde gehorsam sein und hübsch dort anfangen, wo es anfängt.

Am 1. Mai dieses mit schönen Frühlingstagen so reichgesegneten Jahres fuhr ich armes Offiziers-töchterlein, nachdem ich meine unter den Erwartungen gebliebene Rechnung bezahlt und dem Herrn Oberkellner ein meinem Range entsprechendes Geldstück eingehändigt hatte, mit der Eisenbahn in das Land der roten Erde. Der Herr Oberkellner quittierte mit einem liebenswürdigen Lächeln, warf einen bewundernden Blick auf meine Gestalt in der kleidsamen Reisetoylette und entließ mich mit einem devoten: „Adieu, gnädiges Fräulein.“ Das ist das letzte „gnädige Fräulein“ gewesen, das ich eingeheimst habe, Lotte. Die Dame, die auf der kleinen Station in der tellerflachen Ebene zwischen den grünen wogenden Ahrenfeldern ausstieg und sich suchend umsah, ob ein Wagen für sie bereitstünde, war ein Fräulein Ilse Hartmann, schlechtweg Fräulein und Stütze.

Nun, ein Wagen mit Wappen und betrettem Kutscher war da nicht. Ich war ratlos, denn natürlich hatte ich keine blasse Ahnung, wo Schloß Gröne lag und wie weit ich bis dahin laufen mußte. Man schien nicht viele Umstände mit der neuen Stütze zu machen. Mein Ungetüm von Koffer stand einsam auf dem Bahnsteig.

Da trat ein alter Bauer an mich heran und fragte mich auf Platt, ob ich das neue „Frölen“ wäre für Schloß Gröne. Ich bejahte erfreut, und er erlaubte mir gnädigst, neben ihm auf dem Brett Platz zu nehmen, das quer über die Leitern des Wagens gelegt war. Dem Wagen haftete ein Geruch an, als ob darin

Schweine zum Verkauf gefahren worden wären. Es verhielt sich auch wirklich so, beste Lotte. An solchen Kleinigkeiten muß man sich nicht stoßen, wir sind hier auf dem Lande. Mein Koffer kam hinten drauf und heidi! ging's los.

Unsere lieben schönen Berge, wo waren sie? Bis zum Horizont nirgends eine nennenswerte Erhebung, dafür weite, weite Kornfelder. Dazwischen die roten Dächer einzelnstehender Gehöfte, hier und dort eingestreut ein Wäldchen. Ich fürchte, auch an die einförmige Landschaft werde ich mich schwer gewöhnen.

Du kennst mich, Lotte. Unsere Fahrt dauerte anderthalb Stunden im gemächlichsten Zuckeltempo, und so lange neben einem Menschen zu sitzen, ohne auch nur pieps zu sagen, das halte ich einfach nicht aus. Mein Wagenlenker schwieg sich vollkommen aus und rauchte dabei fürchterlich. Zuweilen kam aus seinem mit weißen Stoppeln umrahmten Munde ein eigentümlicher Grunzton, den seine Braunen zu kennen schienen, denn sie zogen jedesmal, wenn sie ihn hörten, straffer an, um nach zehn Sekunden in den alten Schlendrian zurückzusinken.

Ich erkundigte mich nach allem möglichen, das mich brennend interessierte. Wie das Schloß beschaffen sei. Ob man mit der Gnädigen leicht fertig werde. Wieviel Kinder im Hause seien, ob häufig Gesellschaften stattfänden und dergleichen mehr. Er öffnete jedesmal den Mund, nahm die Pfeife heraus und sagte immer denselben Schnack: „Dat kann id Sei nich seggen, Frölen. Dat warden Sei nu bald sülvst gewohr.“ Mehr war aus ihm absolut nicht herauszubringen.

Toffel! dachte ich im stillen und versank nun auch meinerseits in Schweigen.

Noch immer sah ich kein Schloß, und das schmale Brett fing schon an, mir recht fatal zu werden — da auf einmal lag es dicht vor uns, hinter einer Waldecke.

Mein Kutscher wies mit seinem Peitschenstiel darauf hin und sagte: „Nu sünd Sei dor, Frölen. Stigen Sei man ut, et sünd man noch en poor Schritt. Den Ruffert sett wi up de Landstrat, den könnt Se nahsten affhalen.“

Ich tat, wie mir geheißen, und sprang leichtfüßig mit beiden Beinen vom hohen Sitz auf die Erde. Dann bedankte ich mich.

„Dunner noch mol,“ hörte ich meinen Kutscher ausrufen, „Sei sünd aber fix up de Bein, Frölen. Na, dat is god, denn so wat könnt Sei dor bruken.“

Ich wollte mich zum Gehen wenden, da fing er noch einmal an.

„Sei hewwt sif woll wunnert, Frölen, dat id Sei nix vertellt hew. Id will Sei man seggen, dat kummt von us' gnedge Fru. De hett mi gistern seggt: ‚Krischan,‘ seggt se, ‚wenn du den annern Dag na de Bahn föhrst, bringst mi mine nige Stük mit. Un wenn se en loses Mul hett, un will di utfragen, denn höllst din' Snut.‘ So hett se seggt, Frölen. Na, un nu will id Sei of an goden Rat gewen, denn Sei duren mi. Sei warden dat dor nich licht hewwen. Keen Minsch höllt dat dor lange ut. De Ollsch, id meen, de gnedge Fru, is grantig un höllt den Ropp bannig hoch. Do'n Sei Ehr Ding, Frölen, aber sonst hollen Sei dat Mul, denn geiht dat noch am besten. Adjüs of.“

Nach dieser langen Rede ließ Krischan seinen Grunzton hören, und die Pferde zogen an. Ich rief ihm für den guten Rat einen Dank nach.

So, Lotte, da stand ich mit meinem Koffer auf der Landstraße. Ich hatte mir ja nicht eingebildet, daß

man mich mit Ehrenpforten und Böllerschüssen empfangen würde, aber ein wenig mehr — oder bin ich zu anspruchsvoll, Lotte?

Ich überschritt meinen Rubikon und ging durch wenig gepflegte Parkanlagen gerade auf die Einfahrt des alten Herrenhauses zu, das in Hufeisenform gebaut war. In der Mitte des Ganzen stand ein altertümlicher Brunnen.

Wie oft habe ich mir gewünscht, in solch einem ländlichen Schlosse zu wohnen. Uralte Linden, eisenumsponnene Mauern, ein Graben mit Zugbrücke und ein alter Turm, ich natürlich, meine liebe Lotte, als Schloßfräulein in dieser mittelalterlichen Burgherrlichkeit. Daß der Wunsch so in Erfüllung gehen würde, ahnte ich nicht.

Ein Laufmädchen guckte aus der Tür, und ich nannte meinen Namen, natürlich mein Stützenpseudonym. „Herrje!“ sagte das Mädchen erstaunt und musterte mich neugierig. Dann half sie mir, führte mich auf die für mich bereitgehaltene Kemanate und ließ auch meinen Koffer dorthin bringen.

„Haben Sie lauter so feine Kleider, Fräulein Hartmann?“ fragte sie, während ich mich vor dem kleinen Spiegel in Ordnung brachte.

„Wieso? Nein, ich habe auch einfachere.“

„Na, dann tun Sie sich was Einfaches um, wenn Sie's nicht gleich mit der Gnädigen verderben wollen. Und die großartigen Sachen stoppen Sie weg, daß sie keiner zu sehen kriegt. Das gnädige Fräulein Ada pläzt ja sonst vor Neid.“

„Gewiß,“ antwortete ich, über den vertraulichen Ton empört, „das war auch meine Absicht. Die eleganteren Kostüme habe ich nur für die Reise und zu etwaigen Gesellschaften.“

Ach, Lotte, die Reihe der Demütigungen sollte schon angehen. Die Person machte mir's sofort klar, welche Stellung mir zukam.

Sie stemmte die Arme in die Seiten und lachte frech: „Nee, so grün!“

Denke Dir, das unterstand sich die Person. Ich traute meinen Ohren nicht, die doch ganz normal gebaut sind. Ich fühlte, wie's mir heiß aufstieg, und wollte etwas Heftiges erwidern. Hatte meine Vorgängerin sich derartiges gefallen lassen oder sogar sich mit den Dienstboten auf eine Stufe gestellt — ich wollte meine Stellung sofort kennzeichnen.

Ich kam aber nicht dazu.

„Gesellschaften?“ fuhr das Mädchen fort und ließ sich mir nichts dir nichts auf einen meiner drei Stühle fallen. „Daß ich nicht lache! Das könnte Ihnen wohl passen, ja, das glaube ich. Na, Fräulein, gehn Sie man 'runter nach der Gnädigen, die wohl schon auf Sie wartet, die wird Ihnen die Flötentöne schon beibringen.“

Ich hatte wirklich zuerst keine Worte. Dann sagte ich so kühl und vornehm wie möglich, indem ich ein passendes Hauskleid hervorsuchte: „Lassen Sie die überflüssigen Bemerkungen. Wie heißen Sie übrigens? Beim Umziehen brauche ich Ihre Hilfe nicht. Wenn ich herunterkomme, melden Sie mich bei Frau v. Mönk.“

Was glaubst Du? Die Person rührte sich nicht. Sie guckte mich nur höhnisch von der Seite an und brach wieder in ihr albernes Lachen aus.

„Nu wird's Tag! Sie glauben woll, ich wäre Ihre Kammerjungfer und zu Ihrem Privatdienst hier? Gott, was man nicht alles erlebt! Wenn ich das unten erzähle, das glaubt ja keiner!“

Ich würdigte sie keines Blickes und Wortes mehr

und streifte mein Kleid ab. Sie sah zu, wie ich mich fertig anzog, und fuhr fort, mich zu ärgern. Ach, Lotte, ich kriegte da einen Vorgeschnack von dem, was mir bevorstand.

Ich wußte, mit der hatte ich's verdorben, vielleicht auch mit dem ganzen übrigen Dienstpersonal.

Fünf Minuten später stand ich vor Euphemia Freifrau v. Mönk. Sie war nicht allein, sondern Uda und Renate rekelteten sich neben ihr in Schaukelstühlen. Das Herz klopfte mir bis in den Hals hinauf, und ich merkte, das Majorstöchterlein in mir sträubte sich mit Händen und Füßen gegen die niedrige Rolle, die es spielen sollte. Sechs neugierige Augen musterten mich. Meine Gnädige hatte das Lognon zu Hilfe genommen. Mir war's, Lotte, als sei ich auf dem Sklavenmarkt ausgestellt, und die Käufer prüften und betasteten mich, ob ich auch stark genug sei zur Arbeit.

Vielleicht war dies der schlimmste Augenblick. Jetzt bin ich abgebrüht und unempfindlich geworden, Lotte, wie ein alter Ziehgaul, der geduldig seine Last weiter schleppt. Aber damals verwünschte ich meinen Entschluß, meine Arbeitskraft als Stütze zu verkaufen.

Komteß Uda schlug ein Knie über das andere, beugte sich zu ihrer Schwester und tuschelte ihr etwas zu. Beide lachten impertinent.

„Sie sind Fräulein Hartmann?“

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Sie kennen die Bedingungen, unter welchen ich Sie in meine Dienste nehme?“

„Das Nötigste ist ja schriftlich abgemacht worden.“

„Allerdings. Sie können gleich in Ihren Pflichtenkreis eintreten. Oder sind Sie etwa noch müde von der Reise?“

„Gott, Mama, wie rücksichtsvoll!“ sagte Uda v. Mönk.

„Haben Sie sonst noch einen Wunsch?“ fragte die Freifrau unbeirrt weiter.

„Nein,“ erwiderte ich.

„Gut, dann kommen Sie. Ich hoffe, daß Sie anständig und willig sind. Meine vorige ließ in dem Punkte zu wünschen übrig. Sie sind doch ganz gesund?“

Ich bejahte kurz. Der Sklavenmarkt in Simbultu stand wieder vor meinem Auge.

„Dann wird Ihnen die Arbeit nicht zu viel werden. Es gibt ja allerlei zu tun im großen Haushalt.“

Weiß Gott, Lotte, da sprach sie ein wahres Wort!

„Ich verlange ein freundliches, manierliches Wesen, strikten Gehorsam gegen meine Anordnungen und keine Empfindlichkeit,“ fuhr sie fort, als wir draußen waren. „Und dann noch eins: Liebchaften dulde ich nicht.“

„Frau Baronin!“ fuhr ich auf, wie von einem Hieb getroffen.

„Sie scheinen doch empfindlich. Das müssen Sie sich unbedingt abgewöhnen. Meine vorige hatte ein Verhältnis mit dem Rutscher. Ich warne Sie also.“

Lotte — stell Dir's bloß vor. Es war zum Heulen und doch wieder grotesk komisch. Ich fühlte, wie mir ein Teil Humor zurückkam. Schlimmer konnte es nun wohl nicht mehr kommen.

„Es ist Ihre Sache, sich Ihre Stellung im Hause zurechtzulegen,“ ward ich weiter belehrt. „Ich wünsche, daß Sie in gewisser Weise zur Familie gerechnet werden, wie ich in der Anzeige durchblicken ließ. Das heißt, Sie nehmen an den gemeinsamen Mahlzeiten teil, mehr werden Sie selbst nicht wünschen. Es hat immer noch zu Unzuträglichkeiten geführt, wenn gewisse Standesunterschiede verwischt wurden.“

Ich durfte nicht mucken, Lotte. „Sollen Sei dat

Mul," hatte Krischan gesagt. Und mein guter Vater pflegte wohl zu scherzen: „Wer sich für einen Pfannkuchen ausgibt, der wird auch dafür aufgeessen.“ Die Grenzen waren mir gezogen. Ich wußte, wie ich dran war.

Dann kam das Geschäftliche. Interessiert Dich das auch, mein Liebling? Ich bin Mädchen für alles. Ich stehe des Morgens mit den Hühnern auf und gehe als letzte ins Bett. Die Gnädige packt mir auf, was sonst keiner tun kann, Uda und Renate fordern meine Dienste strupellos zu jeder Gelegenheit, das mißratene Kleeblatt in den Flegeljahren macht mir das Leben sauer, wo es kann, und wenn's gerade paßt, bin ich auch als Kindermädchen und Wartefrau bei den Kleinen gut.

Mein freier Nachmittag ist leider auch schon wieder aus, denn es fängt an zu regnen, und die gnädige Frau meint, ich könne draußen doch keine Luft schnappen und mich lieber im Hause nützlich machen. So muß denn dieser Brief zu Ende sein, Liebste. Schreib etwas recht Fröhliches wieder Deiner
Ilse.

* * *

Schloß Gröne, 8. Juni.

Nein, ist es denn wirklich wahr, Lotte? — — Charlotte! Ich wollte es zuerst nicht glauben und mußte es zwei-, dreimal durchlesen, bis ich es begriff. Dann aber flog's mir wie Elektrizität in die müden Beine, und ich tanzte einen wilden Freudengalopp durch mein Zimmerlein, in das ich mich zurückgezogen hatte, um Deinen lieben Brief zu lesen.

Lotte! Herzenskind! Einzige beste Freundin, wie freue ich mich mit Dir! Du bist also verlobt, Du bist Braut! Und Du willst trotz der Tatsache, daß nun

ein anderer, so ein selbstfüchtiger, nichtsnuziger Mann gekommen ist und mir, ohne mich zu fragen, meine liebste Freundin entführt, immer und für alle Zeit meine getreue Lotte bleiben! Wie himmlisch ist das alles! Ich könnte Purzelbäume schlagen und Freudenhymnen anstimmen!

Pfui, aber eine böse, garstige Lotte bist Du doch! Sich zu verloben in meiner Abwesenheit und mich mit der plötzlichen Tatsache heimtückisch zu überfallen! Ohne vorhergehenden verschämten, zarten Hinweis, ohne schonende Einleitung und Vorbereitung, ganz wie Bieten aus dem Busch! Es sei Dir selbst ganz überraschend gekommen, sagst Du? Ach, Du kleine Heuchlerin! Ein klein wenig merkt das doch eine jede, wenn den Männern das Herz zu puppern anfängt. Herzenslotte, nun wirst Du eine Frau Oberlehrerin und bald vielleicht Frau Professor! Meine Lotte eine würdige Frau Professor! Ach, Du närrisches Ding, ist Dir da nicht gräßlich feierlich zumut? Hast Du nicht einen grenzenlosen Respekt vor Deinem Herrn Bräutigam? Sag ihm, er wäre ein ganz reizender Mensch, daß er sich gerade meine Lotte ausgesucht hätte. Nun brauchst Du nicht mehr das Stöckchen zu schwingen und Hefte zu korrigieren, das besorgt alles Dein zukünftiger Mann für Dich mit. Säße ich doch jetzt bei Dir auf dem alten Sorgensofa, das alle unsere Seufzer gehört und unsere Klagelieder geduldig ertragen hat — wie wollten wir den Burschen auf den Schwung bringen, daß seine Sprungfedern knackten und ihm das blaue Fell plakte! Schadete nichts, die Frau Professor kriegt ja einen neuen!

Lotte, es gibt doch noch brave, gute und liebe Männer. Dein Hans — Gott, ich verliese mich gewiß auch noch in ihn — hat's gerade so gemacht wie mein Papa und

hat sich just die ärmste Kirchenmaus ausgesucht. Du, was muß das für eine Liebe sein! Frißt er Dich nicht auf mit seiner Zärtlichkeit? Sag ihm, einen Teil müßte er für mich übrig lassen. Du schreibst, sein Antrag habe Dich völlig überrascht. Du habest nie daran gedacht, daß seine Wahl auf Dich fallen könnte. Aber er sei ein sehr edler und tüchtiger Mensch, und da habest Du ohne Bedenken zugesagt. Du bist köstlich, Lotte. Wenn man eine arme Gänsemagd ist wie meine Lotte, mit einem so unschuldigen, unberührten Jungfrauenherzen, das keine Liebeszudungen kennt, und es kommt ein schöner, prächtiger Märchenprinz und sagt: Willst Du meine Königin sein? — dann wäre die arme Gänsemagd eine von ihren Gänsen, wenn sie nicht ja sagte. Bei mir — ja, bei mir wäre das etwas anderes. Zu mir könnte euer ganzes Professorenkollegium kommen samt dem Direktor und könnte mich von meinem armseligen Stützendasein erlösen wollen — ich sagte nein, Lotte. Ich trage aber auch die Photographie eines Mannes in meinem Herzen. In zwei Jahren, Lotte! Wie endlos lang ist doch die Zeit noch bis dahin! Glaubst Du, daß ich dann einen Brief bekommen werde? Ach, Lotte, ich glaub's nicht. So ein zweiter goldiger Tag kommt wohl nicht wieder.

Du Liebe! Daß Du mir, wenn in meinem Leben alle Stride reißen sollten, eine Freistatt und ein Ruheplätzchen anbietest unter Deinem zukünftigen Professorendach, das ist zu nett von Dir! Ja, Lotte, wenn ich mal ganz verzweifelt bin und nicht mehr aus noch ein weiß, dann komme ich. Vorläufig kämpfe ich aber lieber doch noch tapfer um mein Schicksal. Schaden kann's aber nicht, wenn Du Deinen Hans vorsichtig und gründlich darauf vorbereitest, was für einen unruhigen, quecksilbrigen Gast Du Dir eingeladen hast.

Ach, Lotte, ein bißchen Glück, einen leisen glitzernden Schimmer von Glück — wie dankbar ist doch der Mensch dafür! Das habe ich heute erlebt. Dente Dir, ich habe noch einen zweiten Brief erhalten zugleich mit dem Deinen, der mich auch fröhlich gemacht hat. Der war von meiner Mutter. Traurig genug war er ja noch, aber ich hörte doch mit meinen durch die töchterliche Liebe geschärften Luchsöhren einen leisen Unterton heraus, und es blieb mir nicht verborgen, daß in das Herz meines Mütterchens von irgendwoher ein schüchterner Hoffnungsstrahl gefallen sein muß. Du wirst mir den Gefallen tun und zu ihr hingehen, Lotte. Vielleicht, wenn Du sachte auf den Busch klopfst, erfährst Du es, was sie mir offenbar noch vorenthalten will. Gelt, so viel Zeit läßt Dir Dein Hans doch?

Ja, ich bin heute so recht, recht fröhlich. Wie ein gefangener Piepmatz, dem zwei Stückchen Zucker zwischen die Stäbe seines Bauers gesteckt sind, und der doch gerne hinausflöge in den grünen Wald, der von fern herübergrüßt. So nachhaltig und kräftig haben die schönen Nachrichten gewirkt, daß aller Hagel und alle Donnerkeile, die heute auf mein Haupt herniedergeprasselt sind, wirkungslos abprallten. Du glaubst gar nicht, wie dick mir das Fell bereits geworden ist — nicht nur an den Händen!

Es gibt Tage, Lotte, da geht einem alles verquer, an denen sich das Schicksal wider einen verschworen hat. So einer ist heute, und ich will froh sein, wenn ich schließlich heil und zufrieden im Bett liege.

Der junge Herr Ernestfried — unter uns gesagt, ein unausstehlicher Bengel von achtzehn Jahren — hat entschieden die Don Juans-Natur von seinem Alten geerbt. Aber die Bestimmung des weiblichen Geschlechts scheint er ganz sonderbare Ansichten zu

haben. Wer weiß, wo er das gelernt hat. Jedes hübsche Gesicht belästigt der unreife Frechmops mit seinen Liebenswürdigkeiten, und mich hatte er sofort nach seiner Ankunft — er erschien vor acht Tagen — besonders als Objekt seiner Eroberungspläne ausgesucht. Die gnädige Frau sollte ihre Rutscherpredigt, die sie mir gehalten hat, lieber für den Herrn Sohn zurückbehalten haben.

Heute wurde er unverschämt, als ich ihm unglücklicherweise mit einem Frühstücksbrett im Korridor begegnete.

Er legte einfach seinen Arm um meine Schultern und nannte mich einen reizenden Käfer. Er wollte mir wohl auf diese Weise vordemonstrieren, daß er den teilweisen Familienanschluß, der mir gnädigst zugewilligt ist, weitherziger auffaßt als seine Frau Mama.

Natürlich habe ich ihn eilig ablaufen lassen, Lotte. Am liebsten hätte ich ihn nicht nur moralisch, sondern tatsächlich geohrfeigt. Ich glaube aber nicht, daß ihn das sonderlich gerührt hat. Ich werde wohl noch mehr Sträuße mit dem jungen Herrn auszufechten haben. Eine Stütze, denkt der sicher, was hat die für Rechte! Die kann doch froh sein, daß sie überhaupt existiert. Stützen sind da für junge Selbstnäbel, die nach Laune und Gefallen ihren Spaß damit haben dürfen. Ich weiß, mein Bruder Alfred, der ja nun auch bald in die Jahre kommt, da er die Mädels mit anderen Augen anguckt, könnte das nie tun. Jedes Mädchen zu achten, das ist einer der ersten Kardinalpunkte vornehmer Erziehung — so hat's ihm mein Vater hundertmal eingepaukt. —

Das Unglück schreitet schnell, Lotte. Das erfuhr ich eine Minute später, als ich mit demselben Frühstücksbrett — unglücklicherweise befanden sich darauf Stücke

eines mit abergläubischer Ehrfurcht gehüteten Familienporzellans — die Treppe hinauffiel. Ratsch! natürlich noch ein großes Loch im Kleid dazu. Es krachte durchs ganze Haus, als ob Polterabend wäre. Sofort waren Kurt, Bodo und Waldtraut wie durch Hexerei zur Stelle, und anstatt zuzugreifen und mir auffammeln zu helfen, führten sie einen schadenfrohen Indianertanz mit angemessenem Geheul aus. In ihrer Gegenwart bekam ich von meiner Gnädigen die bösesten Worte zu hören. Meine Entschuldigung verhallte wirkungslos.

Liebe Lotte! Ich habe das Benehmen eines Menschen im Zorn und in der Aufgebrachtheit immer als Gradmesser seiner wahren Herzensbildung angesehen. Frau v. Mönt hat mich einen tiefen Blick tun lassen in ihren Charakter und bekommt von mir eine sehr schlechte Note. Sie keifte im Jargon der Wasch- und Marktweiber und fluchte, na — wie ein Rutscher.

Wer adlig von Geburt ist, hat die Pflicht, auch adlig zu sein in seinem Wesen. Mein Papa tränkte mir das schon ein, als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging. Meine Gebieterin scheint Rücksichtslosigkeit mit Vornehmheit zu verwechseln, und Uda, mit der ich seit einiger Zeit nun schon gar nicht mehr fertig werden kann, glaubt ohne Zweifel, je höher sie die Nase trüge, desto mehr sehe man ihr die hohe Geburt an.

Diese Uda! Gewöhnlich bin ich ja für sie Luft, und nur, wenn sie der Schuß irgendwo drückt, erinnert sie sich herablassend, daß ich überhaupt noch da bin. Lotte, ich kann mir nicht helfen, und es ist vielleicht schlecht von mir — aber auf diesen eingebildeten Frag bin ich regelrecht wütend und wünsche ihm eine recht nachhaltige und schmerzhaftige Demütigung. Womit

kommt sie mir heute an? Staune! Sie hat da einen Verehrer in der Nachbarschaft, einen Baron v. Kiehlhorst — der Name hat sich mir eingepägt, denn er wird hier oft im Hause genannt, und Krischan hat mir ja nicht geraten, die Ohren zuzustopfen, sondern nur „dat Mul to hollen“ — ich habe diesen Herrn Baron noch nicht zu Gesicht gekriegt, er soll auch auf Reisen sein augenblicklich. Ich bin auch gar nicht begierig, seine Bekanntschaft zu machen, denn wer eine Uda v. Mönk leiden kann, der muß selber so ähnlich sein wie sie. Jedenfalls scheinen sie hier alle im Hause sehr zu wünschen, daß Uda den Baron heiratet, denn er soll sehr reich sein, also eine gute Partie.

Nun denk Dir — kommt heute Uda zu mir und fordert mich auf, ich solle ihr auf eine sehr elegante Zigarrentasche, die sie augenscheinlich dem Herrn Baron zur Aufmunterung der Gefühle bei irgend einer Gelegenheit verehren will, die Initialen seines Namens sticken. Ich könnte das doch besser als sie, und sie habe überhaupt keine Lust.

„Das ist aber doch unrecht,“ wagte ich einzuwenden.
„Der Herr Baron muß doch glauben —“

Da kam ich schön an. Was recht oder unrecht sei, darüber habe ich nicht zu befinden, fauchte sie mich an. Ich habe mich aller naseweisen Bemerkungen zu enthalten und zu tun, was mir befohlen werde.

Ich hätte ihr gern das Ding vor die Füße geworfen, aber ich dachte an meine Eltern, Lotte, und da habe ich stillgeschwiegen nach Krischans Rezept.

Wie ein grollendes Gewitter zog sie ab, und Deine Ilse wird also ein Monogramm für einen ihr gänzlich unbekanntem Herrn auf die Zigarrentasche sticken.

Meine Leiden waren aber noch nicht alle. Klein-Eberhard, dem ich kurz darauf die Milchflasche prä-

sentieren mußte, verschluckte sich derart, daß die Gnädige beinahe Nervenkrämpfe kriegte und zum Arzt schicken wollte. Waldtraut hatte irgend was Unreifes gegessen und sah aus wie der Kalk an der Wand — ach, noch vieles andere, Lotte, und für alles wurde ich verantwortlich gemacht. Ich danke meinem Schöpfer, daß dieser Tag nun glücklich zu Ende ist. Jetzt ist es spät am Abend und Ruhe im Schloß. So müde ich bin, diesen Brief mußtest Du doch haben als Antwort auf Deine himmlische Anzeige.

Werde recht glücklich mit Deinem Hans, meine Lotte! Du verdienst es. Hoffentlich sieht er das ein, daß er das bravste, klügste und liebste Mädchen in ganz Mitteleuropa errungen hat. Zieh ihn Dir nur gleich richtig schon vor der Hochzeit — jetzt ist die beste Zeit dazu. Als Ehemänner werden die Herren der Schöpfung oft bodbeinig. Einen innigen Kuß von
Deiner Ilse.

* * *

Schloß Gröne, 17. Juni.

Meine Lotte, ich hatte mich schon Hoffnungen hingegeben, daß Papas traurige Sache doch noch eine bessere Wendung nehmen könne — jetzt sehe ich, daß ich mal wieder zu rosenrot gesehen habe. Mutters Brief war wieder so schlimm, und auch Du schreibst ja, man merke bei uns zu Hause keine Veränderung, so daß ich mein Hoffen zu Grabe tragen muß. Lotte, ich fürchte, ich bin bald am Ende meiner Kräfte. Ich halt's nicht mehr aus — nicht mal bis zum 1. August. Ich fange an, die Flügel hängen zu lassen — kann auch sein, daß ich krank werde. Mir ist auch das einerlei. Als ich kürzlich in meinem Bett lag und nicht schlafen konnte, weil ich Herzweh und Heimweh hatte und immer weinen mußte, rief ich plötzlich ganz laut,

so daß ich selbst darüber erschrat: „Ich wollte, ich wäre tot!“ Ist das nicht schrecklich?

Mir tut es so leid, Herzenslotte, daß ich mit meinem Leid Dir zwischen Dein junges Glück fahre und es vielleicht trübe. Ich möchte Dir ja so gern einen recht fröhlichen Brief schreiben — jup heidi, jup heida — aber es geht mit dem besten Willen nicht. Mein Humor liegt in den letzten Zügen. Du nennst mich ein tapferes Mädel und bewunderst mich, daß ich bei allem, was mich und unsere Familie betroffen hat, noch immer den Kopf oben habe. Wenn Du mich sehen könntest, würdest Du wahrscheinlich anders denken.

Zu Pappas Geburtstag schrieb ich gestern. Dieser Brief hat mir fürchterliches Kopfzerbrechen gemacht und viel Selbstbeherrschung gefordert. Die widerpenstige Feder wollte sich nicht zu dem geringsten Späßchen verstehen, und Pappas Geburtstagsbrief darf doch nicht aussehen wie das Jammergeschrei eines notleidenden Agrariers, wenn die Roggenpreise gesunken sind. So geht's, wenn man einen Hopser tanzen soll und die Hühneraugen kneifen in dem engen Tanzschuh. Ach Tanzen! Wie gern tät' ich das wieder einmal!

Deine Ilse.

* * *

Schloß Gröne, 28. Juni.

Liebste Lotte! Erschrick nicht — ich habe fünf Tage im Bett gelegen. Merkwürdig, wie gut die mir getan haben! Es ist doch ein wahres Wort: Arbeit macht das Leben süß, Faulheit stärkt die Glieder. Zuerst, als ich so dalag, meinte ich, die Einsamkeit würde mich noch verrückter machen, weil alle schlimmen Gedanken ungehindert in meinem Hirn auf und ab spazieren konnten; aber nachher gab sich das. Da hielt ich mir nämlich selber eine kleine Predigt.

Sei vernünftig, Ilse, und nimm's, wie's ist. Der liebe Gott hat dir jetzt was zu tragen gegeben, einen schweren Sack voll Sorgen — er wird wohl wissen, wann's genug ist oder wann er dir's leichter machen kann. Natürlich möchtest du gern lauter gute Tage sehen, und wenn's nur anginge, stelltest du den Sorgen-sack in die Ecke und sprängest leichtsinnig jubelnd davon. Du hast es ja schlecht getroffen, Ilse, bist in ein Haus geraten, wo 'ne Stüke nicht viel mehr ist wie ein Stiefelpuher oder 'ne moderne weiße Sklavin. Dies Haus — zum Ruhme des deutschen Adels nehmen wir an, daß es doch nicht viele Häuser mit solchen Ansichten gibt — hat dir der liebe Gott extra ausgesucht, liebe Ilse. Da sollst du eine Schule durchmachen. Glaub nur ja nicht, daß du zu gut dafür bist, oder daß du eine so tiefe Erniedrigung nicht verdient hast. Nicht aufgemuckt, Ilse — es ist so. Denk mal an die Zeit, wo deine Eltern noch in glänzenden Verhältnissen waren! Da bist du vergnügungsfüchtig und leichtfertig gewesen — jetzt lernst du, was Pflichten sind, damals schien dir das Leben ein einziger langer Walzer, jetzt zeigt es dir seine grimmig ernste Seite. Heilsam, Prinzess Ilse, sehr heilsam!

Siehst Du, Lotte, so redete irgend etwas in mir, und mein alter Adam, besser gesagt, meine alte Eva mußte zuhören, ob sie wollte oder nicht.

Aber das gewisse Etwas konnte auch schön trösten, und dann hörte ich noch viel lieber zu. Sieh, Ilse, wurde mir klargemacht, alle Dinge in der Welt haben ein Ende — nur die Wurst hat zwei. Deine Sklaverei wird auch einmal ein Ende haben. Vielleicht ehe du's denkst. Wenn der Himmel es beschließt, kommt der Retter, küßt die verzauberte Kröte dreimal auf den Mund, und sie wird wieder, was sie vorher gewesen ist.

Du mußt nur alles hübsch dem lieben Gott überlassen. Wenn es für dich gut ist, dann bekommst du sogar das Zuckerwerk, das du so gern haben möchtest, dann kehrt noch einmal der goldene Tag wieder. Hübsch geduldig, Fläschen — es hat alles seine Zeit. Weißt du noch: Ist die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Auch deine lieben Eltern kann er retten aus aller Trübsal. Er ist der rechte Wundermann, der bald erhöhen, bald stürzen kann.

Glaubst Du wohl, Lotte, daß mich meine selbstgehaltene Krankenpredigt wunderbar gestärkt hat? Bald konnte ich wieder aufstehen und zu Frau v. Mönks Genugtuung wieder an die Arbeit gehen. Ich bin behender und frischer als je zuvor und springe durchs Haus wie eine vom Corps de ballet. Denk Dir, Lotte, kürzlich habe ich mich sogar dabei ertappt, daß ich leise ein Liedchen vor mir hin trällerte. Was ist der Mensch für ein kurioses Geschöpf! Und Ilse Hartmann insbesondere! Den einen Tag will sie sterben, und den anderen ist sie puppenlustig. Ach, Lotte, das letzte Wort paßt doch nicht so ganz — na, Du verstehst mich.

Die Beschreibung von Deinem Hans hat mich sehr ergötzt. Er ist also, wie ich mir gedacht habe, so ein zahmes gelehrtes Tierchen, das von Büchern lebt und die wirkliche Welt mit zwei blöden Rinderaugen ansieht. Wenn Du's geschickt anfängst, Lotte, hast Du ihn am Bändel. Du mußt Dich nur hüten, ihm in gelehrten Dingen zu widersprechen, denn dann wird diese Sorte wild. Wenn Ihr beide Arm in Arm photographiert seid, krieg' ich doch ein Bild?

Gestern hatte ich 'ne kleine Affäre mit dem alten Baron. Der flügelahme Schwerenöter saß „grantig“, wie Krischan sich ausdrückt, in seinem einsitzigen Wägelchen und war fuchtig, weil der Diener, den er weg-

geschickt hatte zu einer Besorgung, nicht wiederkam. Da er nicht allein aufstehen und herumgehen kann, bot ich meine Dienste an.

Er schmunzelte, rappelte sich mit meiner Hilfe in die Höhe, und wir promenierten zwischen den Bäumen auf und ab. Es muß ein sonderbares Bild gewesen sein. Er hatte seinen Arm um meine Schulter gelegt und stützte sich so fest mit seiner schweren Last auf mich, daß meine Rekonvaleszentenkräfte zu versagen drohten. Aber ich hielt tapfer aus.

Natürlich konnte er seine Witzchen nicht unterwegs lassen. Er sagte mir allerlei Schönes, das er mir in Gegenwart der Gnädigen wohl nicht gesagt hätte, aber benahm sich sonst manierlich. Du mußt wissen, Lotte, seine Redensarten sind sonst oft so, daß selbst ein junges Mädchen, das so wenig prüde ist wie ich, doch in Verlegenheit kommt. Schließlich war ich froh, als der Diener zurückkam.

Am ersten Tag meiner Krankheit war ich so böse dran, daß sie doch den Doktor geholt haben. Ein lieber alter Herr, der mir eigentlich nur Ruhe verordnete. Es seien die Nerven.

„Nerven?“ hörte ich Frau v. Mönk draußen reden. „Eine Stütze mit Nerven kann ich nicht gebrauchen.“ Was sie sonst noch sagte, konnte ich nicht verstehen. Ich hoffe, der alte Herr hat ihr den Text gelesen — beinahe glaub' ich's, denn mich dünkt, ich hab's seitdem etwas leichter. Nerven! Es ist doch zu unver-schämt, Lotte, daß eine Stütze Nerven haben will.

Die Gnädige hat auch sonst einmal in meiner Krankheit nach mir gesehen. Im übrigen war ich auf die Pflege Bertas, des Laufmädchens, angewiesen. Du erinnerst Dich noch, daß wir beide von Anfang an nicht gut Freund waren, und so freute ich mich denn

immer, wenn sie wieder hinaus war. Ich habe sie in dem begründeten Verdacht, daß sie die Nachfolgerin meiner Vorgängerin in der Rutscherliebschaft geworden ist.

Gewundert und gefreut zugleich habe ich mich, daß Waldtraut mich öfter besuchte. Das Mädchel hat doch einen guten Kern, aus dem was werden könnte, wenn sie in die richtigen Hände käme. Sie brachte mir Blumen mit und war zuerst sehr verlegen. Uda und Renate ließen nichts von sich hören.

Als ich mich unten wieder sehen ließ, fragte mich Uda, ob das Monogramm noch nicht fertig sei. Es scheint so, als ob der reiche Freier, auf den sie Jagd macht, von seinen Reisen zurück ist. Ich hörte, daß man ihm auf seinem Gute einen Familienbesuch abstatten will.

Ich bedauerte, daß die Arbeit noch nicht weiter vorgeschritten sei.

Sie war gereizt und unzufrieden. „Sie hätten doch im Bette wahrhaftig Zeit genug gehabt,“ meinte sie dann.

Morgen wollen sie fahren — Uda, Renate, Ernefried und die Mutter. Es soll eine lange Fahrt sein, die einen ganzen Tag in Anspruch nimmt. Gott sei Dank, der Tag wird eine Oase in der Wüste meines Daseins sein. Aber die Zigarrentasche bekomme ich bis dahin nicht fertig.

Sei unbesorgt, mein Herz, um Deine Ilse. Die frißt sich schon durch allen Kummer hindurch. Sie hat auch wieder einen gesegneten Appetit und bekommt wieder rote Backen.

* * *

Schloß Gröne, 5. Juli.

Meine liebe, herzige Lotte! Es geht doch nichts in der Welt über eine treue Freundin! Ich brauche

nur einen Wunsch auszusprechen — schwabb! ist er schon erfüllt, gerade wie im bekannten Grimmschen Märchen.

Ich bat Dich, mit Deinem Hans bei meinen Eltern Besuch zu machen, damit die Ärmsten, zu denen fast kaum ein Mensch kommt, einmal eine Freude hätten. Welch herrliche Saat ist daraus entsprossen! Dein Hans und mein Vater haben Gefallen aneinander gefunden, und der letztere ist durch die Begegnung so aufgetraut und günstig beeinflusst, daß er mir wie verwandelt erscheint. In seinem letzten Schreiben spricht er in den Ausdrücken der größten Hochachtung von Deinem Professor. Dein Hans muß ein famoser Kerl sein, Lotte. Vorurteilslos, gerade, bieder und offen — kein Schablonenmensch, der dem Urteil der anderen blind nachfolgt. Da gratuliere ich, kleine Braut.

Wo war ich doch in meiner Schilderung der denkwürdigen Begebenheiten auf Schloß Gröne gleich stehen geblieben? Richtig, bei Komteß Udas Jagd- und Raperzug, sich einen Mann zu ergattern. Ich bin doch ein molantes Ding, Lotte, habe ein „loses Mul“, wie Krischan sagt. Mich dünkt oft, ich schreibe die reine Skandalchronik. Nichts als boshafte Randglossen — na, schadet nichts, es ließt's ja keiner außer Dir und allerhöchstens Dein Hans, dem ich gnädigst den Einblick in die zahmen Stellen gestatte. Meine Natur muß sich irgendwie Luft machen — man quält mich auch genug.

Uda scheint es nicht nach Wunsch gegangen zu sein. Sie kam in fürchterlicher Laune zurück und ist seitdem wie ein überhitzter Dampfkessel, der jeden Augenblick zu explodieren droht. Einfach unausstehlich, besonders gegen mich unschuldiges Lamm. Aber nicht wegen

der noch immer nicht fertigen Briefftasche, von der ist sogar vorläufig nicht mehr die Rede. Die Verlobung muß also wohl noch gute Wege haben. Ich gehe ihr aus dem Wege, wo ich kann. Du, die als Frau zu haben!

Ein köstlicher Tag war's, als die vier fortgefahren waren. Da auch das unnütze Kleeblatt die Erlaubnis erhalten hatte, einen Ausflug zur Oberförsterei zu machen, herrschte auf Schloß Gröne idyllischer Friede. Am Nachmittag hatte ich stundenlang Freiheit, im nahen Walde herumzustreifen, und fand dort ein entzückendes Plätzchen, wo ich öfter sitzen möchte. Da habe ich wundervoll geträumt, Lotte, und alle meine Lieben aus der Ferne waren bei mir. Auch ein gewisser Jemand tauchte wieder recht lebhaft auf.

Du meinst, seine Gestalt müsse mir notwendig immer mehr verblaffen. Keinen Schimmer, keine Weisheit! Aber es wird mir immer unbegreiflicher, daß ich es bin, die einmal so etwas unbeschreiblich Schönes erlebt hat.

Grüß Deinen Hans, Liebe, Du hast es gut!

Deine Ilse.

* * *

Schloß Gröne, 16. Juli.

Lotte! Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, zu erzählen. Das Glück ist da, Lotte! Plötzlich ist es gekommen, riesengroß — unfassbar, blendend in seiner Fülle — aber es ist da, gewiß und wahrhaftig!

Bald bin ich närrisch vor Freude und kann die Feder kaum in den zitternden Händen halten, bald ist in mir eine heilige, stille, staunende Dankbarkeit. Die Zeit der Prüfung ist vorbei — für mich, für meine Eltern. Ach, Lotte, fast ist es zu viel des Glücks auf

einmal. Nur kurze Zeit — und wir werden uns wiedersehen!

Nun ist sie natürlich völlig übergeschnappt, die Ilse, denkst Du. Die kriegt überhaupt keine vernünftige Zeile mehr zustande. Sachte, Lotte, ich bin gerade in der Stimmung, eine musterhafte Darstellung des Wunders zu geben, das sich hier ereignet hat. Nicht nur Professorenbräute schreiben einen vorbildlichen Stil — ich hatte im deutschen Aufsatz auch oft genug Nummer eins!

Gibt es noch Zeichen und Wunder? Ja, Lotte, es gibt noch welche. „Er ist der große Wundermann, der bald erhöhen, bald stürzen kann!“ Das Lied will mir nimmer aus dem Sinn. Ilse Hartmann, die arme-felige Stütze, das Aschenputtel, ist begraben und steht nie wieder auf. Und Ilse v. Arnstein-Leflingen darf wieder getrost und frei ihr Haupt erheben. Du glaubst gar nicht, Lotte, was für ein Gefühl das ist, wenn man seinen ehrlichen Namen, den die Leute mit Schmutz beworfen hatten, den man aus Furcht vor Schmach und Schande ängstlich verbarg, wieder hervorholen darf, blank gepuht und rein, ohne Flecken und Makel.

Wunderbar befreiend ist das, Lotte!

Und zweitens — ja, denke Dir, es kommt noch mehr: Der Prinz ist da, der Erlöser und Erretter und hat die verzauberte Kröte nicht dreimal, sondern wohl schon hundertmal mitten auf den Mund geküßt — und da hat sie sich in seinen Armen verwandelt in eine glückselige Braut. Wir brauchen nicht mehr nach Mainz, mein Herz, er — mein unbekannter Bekannter vom Rheindampfer hat mich hier gefunden, hier in Schloß Gröne!

Du glaubst es nicht?

Wenn Dein Professor mit seinen kritischen Augen diesen Brief lesen sollte, wird er gewiß den Kopf schütteln und meine Einleitung mißbilligen. Man muß die Leser nicht auf die Folter spannen, wird er sagen, sondern logisch und der Reihe nach die historischen Tatsachen berichten.

Gestern nachmittag, es mochte gegen vier Uhr sein, befand ich mich vor dem Schlosse beim alten Brunnen und fuhr Klein-Eberhard in der warmen Sonne spazieren. Da donnerten ein Paar mutige Pferde über das Pflaster, und ein eleganter Zweispänner fuhr in geschicktem Bogen vor dem Portal vor. Ich ahnte so halb, wer darin sitzen mußte, denn Baron Herbert v. Riehlhorst, Adas Hoffnung, hatte seinen Besuch angemeldet. Neugierig, wie der wohl ausah, der es mit Ada vielleicht doch noch wagte, musterte ich die hohe Gestalt — und fuhr mit der Hand zugleich nach dem Herzen, dessen Schlag fast stocken wollte. Und der alte Brunnen mit seinen wunderlichen Figuren fing an sich zu drehen, und das Schloß selbst mitsamt dem Park und den alten Bäumen darin führten einen Tanz um mich auf, und ich klammerte mich mit aller Gewalt an Klein-Eberhards Wagen, um nicht umzusinken. Baron Herbert v. Riehlhorst und mein Held — sie waren ein und dieselbe Person!

Auch er hatte mich sofort wiedererkannt und stand bei mir, ehe ich mich noch hatte fassen können. Was er sagte, verstand ich nicht, ihm in die Augen zu sehen, wagte ich nicht. In meinen Ohren brauste und rauschte es — und in meinem Herzen war nichts als der dumpfe Schreck: Nun ist alles vorbei. Nun erfährt er, wer du bist, nun sieht er dich in deiner ganzen Niedrigkeit.

Und da, Lotte, tat ich etwas, das ihn sehr in Erstaunen setzen mußte. Die Hände vor das Gesicht

schlagend, rannte ich ins Haus, ratlos, was nun werden sollte. Nur fort von ihm! Ich ließ ihn bei Klein-Eberhard stehen, lief an den verwunderten Dienern, die jetzt herbeieilten, vorüber, die Treppen hinauf, auf mein Zimmer und riegelte mich ein. Die Pulse klopften mir, die Hände zitterten.

Nur zwei Gedanken führten in mir einen wilden Tanz auf. „Er!“ hieß der eine — „Verloren!“ hieß der andere.

Meine Augen fielen auf einen Brief, der auf dem Tische lag. Mechanisch griff ich danach. Es war meines Vaters Handschrift. Mechanisch rissen meine Finger die Hülle auseinander, und meine Blicke flogen über die Buchstaben, ohne ihren Sinn zu verstehen.

Dann wurde ich aufmerksamer, und auf einmal kam wieder Leben und Begreifen in mich. Ich las den Brief, der die Himmelsbotschaft enthielt, zu Ende — mit tiefer Rührung, mit unbeschreiblicher Ergriffenheit, und dann sank ich vor dem Stuhl auf meine Kniee und habe gestammelt und geweint, gejubelt und gedankt und laut aufgeschrien in meiner Wonne — alles durcheinander.

Was in dem Briefe stand — Lotte, Du hast es vielleicht schon selbst erfahren. Meines guten Vaters Schuldlosigkeit ist glänzend an den Tag gekommen. Nichts ist ihm vorzuwerfen als vielleicht eine zu große Gutmütigkeit, eine zu weitgehende Vertrauensseligkeit. Ja, so ist Vater immer gewesen, er hielt die Menschen für zu gut.

Mein Zimmer war mir jetzt zu eng, Lotte. Ich hätte meine Seligkeit hinausstreuen mögen in alle Welt. Wie ich in den Park gekommen bin — ich weiß es nicht. Wie lange ich dort zwischen den Bäumen und blühenden Sträuchern herumgelaufen bin, kann

ich nicht sagen. Ich weiß nur, daß mich auf einmal jemand in den Armen hielt. Glaubst Du wohl, Lotte, daß ich ohne Scham und Scheu, so wenig mädchenhaft verschämt wie nur möglich, in diesen umschlingenden Armen liegen blieb und es ruhig duldete, wie mich der große Mann liebte und mit tausend Schmeichelnamen nannte?

„Ise,“ flüsterte er, „Ise, ich lasse dich nicht wieder, wer du auch seist!“

Na, Lotte, wir sind auch wieder vernünftig geworden. Aber es hat ein wenig lange gedauert. Als wir in der rosenumbliihten Laube uns alles von der Seele heruntergeredet hatten, und mein Herbert — wie das klingt, Lotte! — meine ganze Geschichte kannte, gingen wir zusammen ins Schloß zurück.

Frau Euphemia v. Mönk empfing uns eifrig. Die nötigen Aufklärungen wurden ihr schnell, und ich feierte einen unerhörten Triumph. Mein Glück war aber zu groß, als daß ich mich daran hätte weiden oder falsche Freude empfinden können. Ich weiß auch nicht mehr, was geredet wurde. Jedenfalls war es sehr formell und nicht gerade freundlich. Uda blieb unsichtbar.

Zum Schluß sagte Frau v. Mönk: „Sie haben mit uns Komödie gespielt, Fräulein v. Arnstein. Sie dürfen sich nicht beklagen, wenn Sie danach behandelt wurden, wofür Sie sich ausgaben.“ —

Ich kann nicht mehr, Lotte, ich muß packen. Wenn Du diesen Brief bekommst, bin ich längst auf Niehlhorst. Mein Herbert will mich zu seiner Mutter bringen.

Für mein Glück habe ich keine Worte. In mir ist selige, heilige Weihnachtsstimmung. Ganz ernst ist mir zumute — alle Koboldlein sind verschwunden. Aber die werden schon wiederkommen.

Deine Ise.

Riehlhorst, 18. Juli.

Morgen haben wir uns wieder, Lotte. Herbert begleitet mich auf der Heimfahrt. Alles, was ich hier erlebe, ist so märchenhaft schön, daß ich oft fürchte, ich erwache aus einem herrlichen Traum wieder zur häßlichen Wirklichkeit.

Weißt Du, mit wem mein Abschied von Gröne am herzlichsten war?

Mit dem alten Krischan.

Der kratzte sich hinter den Ohren und sagte, als ob er's nicht begreifen könnte: „Ne, ne, wat de Minsch nich alles belewt. Up minen Swinswagen hett 'ne richtige Baronin seten. Hett id dat wüßt, dat Sei wat anners wören as ne gewöhnliche Stük, id hätt' Sei doch 'n Rüssen unnerlegt.“

Der Mann hat recht, Lotte. Wenn ich erst Herrin bin auf Schloß Riehlhorst und habe später einmal eine Stütze nötig, die soll's besser haben als ich. Der werde ich ein Rissen unterlegen.

Deine Ilse.





Moderne Brunnenanlagen.

Von P. Richter.

Mit 7 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Der Besucher älterer Städte wird nicht zuletzt seine Freude an den schönen Straßen- und Marktbrunnen haben, deren jede mittelalterliche Stadt meist mehrere aufzuweisen hat.

Während das sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert Werke entstehen ließen, die auf Meister im wahrsten Sinne des Wortes schließen lassen, so muß es auffallen, daß derartige Denkmäler aus der größeren Hälfte des vergangenen Jahrhunderts fast ganz fehlen. Man ging damals so weit, daß man diese architektonischen Brunnen als überlebt ansah, sie schienen zu viel Platz in Anspruch zu nehmen und wurden durch die derzeit eingerichteten Wasserleitungen als überflüssig betrachtet. Ja, man glaubte sie durch gußeiserne Rasten ersetzen zu können, die ebenso unschön wie unpraktisch waren und sind.

Welch eine Wendung zum Besseren ist in den letzten Jahrzehnen in dieser Hinsicht zu verzeichnen, mit welchem gutem Beispiel gehen hier gerade die deutschen Residenzstädte voran!

Dieses Wiederbeleben beschränkt sich nicht nur auf die Straßenbrunnen, sondern man dachte auch an den Brunnen im Hofe oder in der Torhalle des mittelalterlichen Patrizierhauses. Ja, es darf wohl gesagt werden, daß der künstlerische Wandbrunnen in den

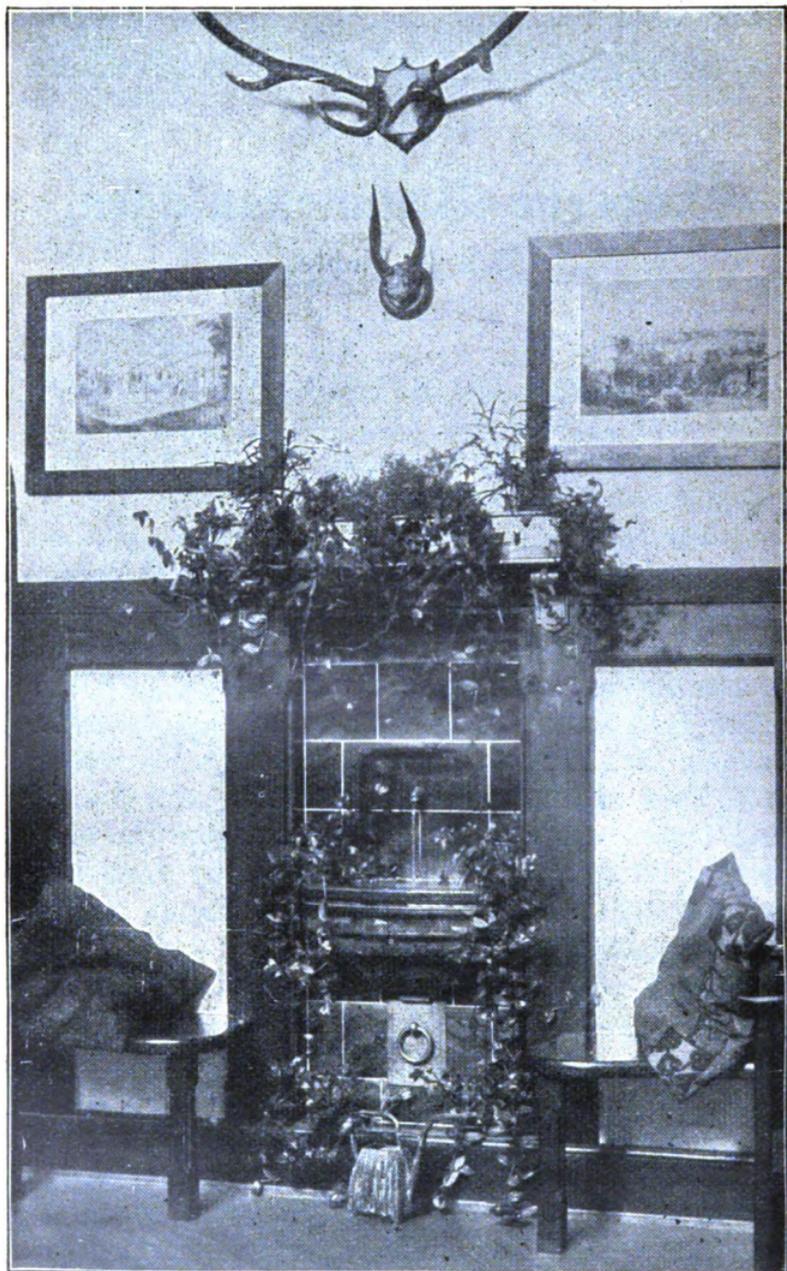


Fig. 1.

letzten Jahren eine Verbreitung gefunden hat, wie er sie noch nie erlebt hat.

Kein Innenarchitekt wird in der Diele oder in der

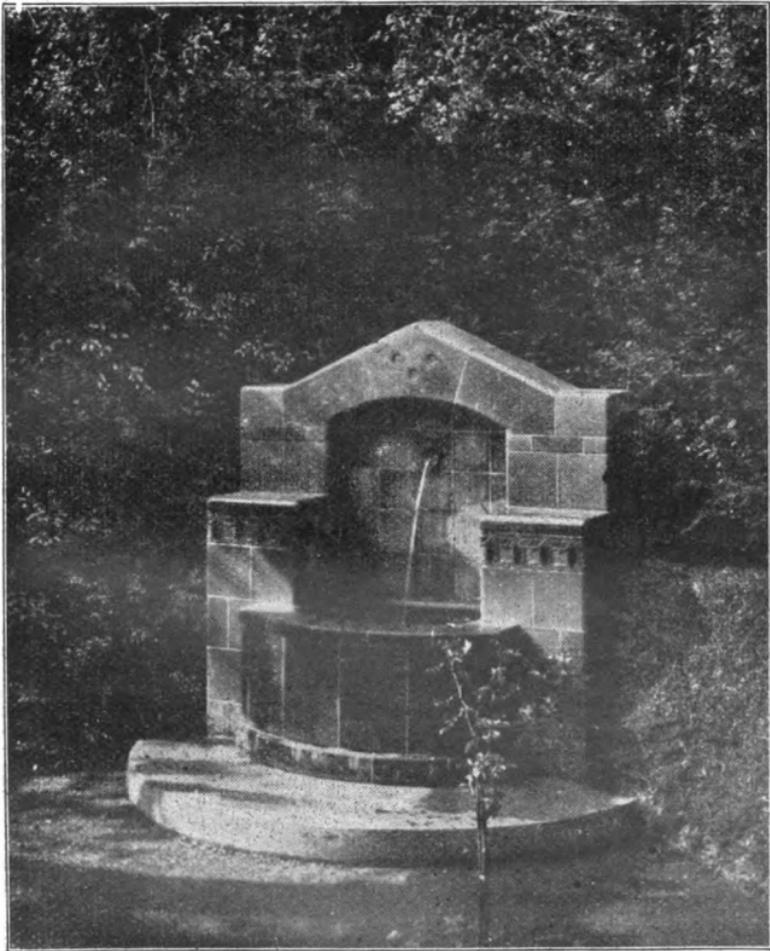


Fig. 2.

Gartenveranda, oft auch im Speisezimmer den Wandbrunnen übergehen.

Es gibt wenige Gegenstände, die eine reichere Aus-

wahl des Materials gestatten. Anerkannt ist aber, daß der glasierte Ton wegen seiner Bewegungsfreiheit in Farbe und Form das bevorzugte Material für den



Fig. 3.

Wandbrunnen ist. In keinem anderen lassen sich Wirkungen wie unsere hier wiedergegebenen Brunnenanlagen erreichen oder gar übertreffen, und was zum

Beispiel die Reichshauptstadt besucht, kann sich in dem Marinehause von der Wirkung eines solchen Brunnens

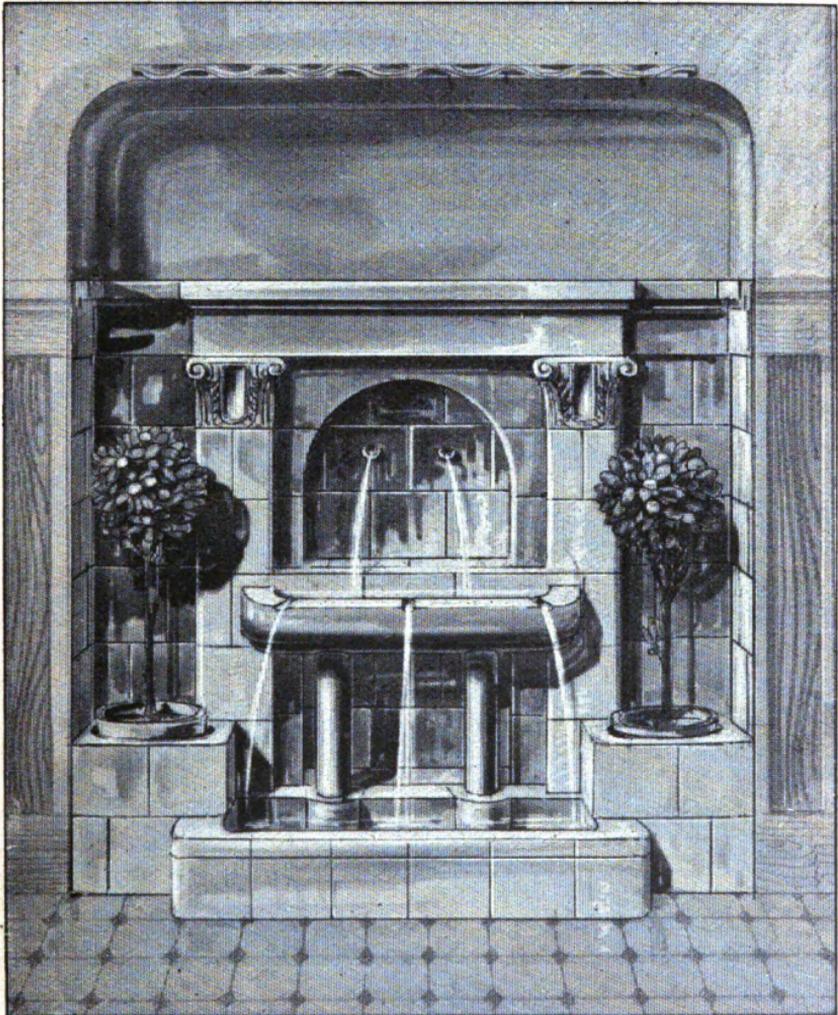


Fig. 4.

überzeugen und das melodische Plätschern des Wasserstrahls auf seine Sinne einwirken lassen; er wird davon begeistert sein.

Unsere Abbildungen geben wohl sämtlich einen bescheidenen Beweis von den geschmackvollen Neuerungen auf diesem Gebiete, und es muß hier namentlich die

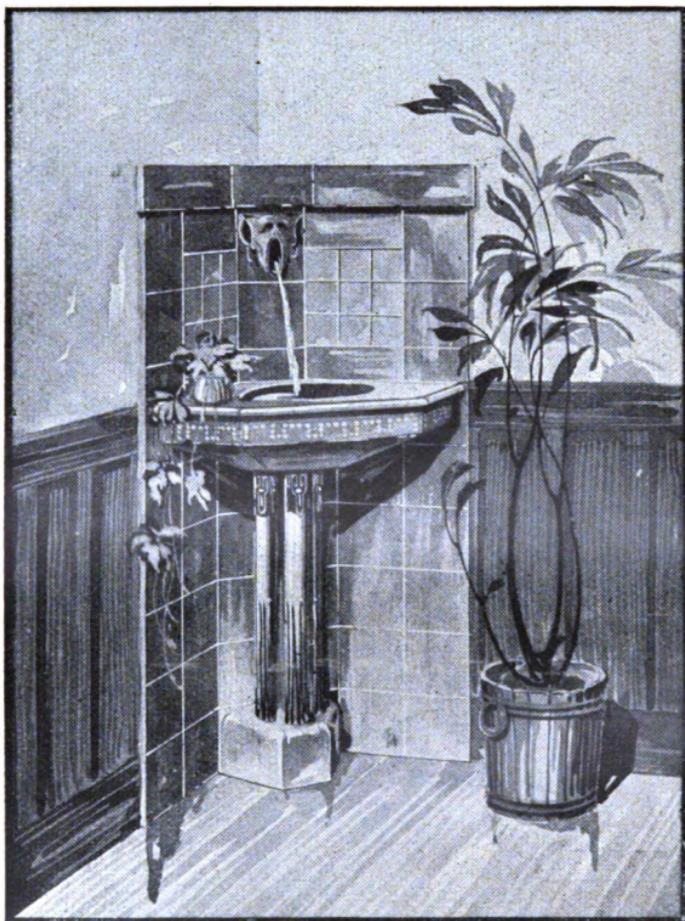


Fig. 5.

Heidelberger Ofenfabrik J. Heinstein erwähnt werden, welche ernste Bestrebungen nach dieser Richtung hin unternommen hat. Welch günstige Ausnahme und Beurteilung ihre Schöpfungen finden, läßt die Kritik

der Architektenzeitungen zur Genüge erkennen. Daß der Zierbrunnen für Haus und Garten ein wichtiges Dekorationsstück geworden ist, zeigte auch die letzte Ausstellung in Mannheim, denn nur so läßt sich die

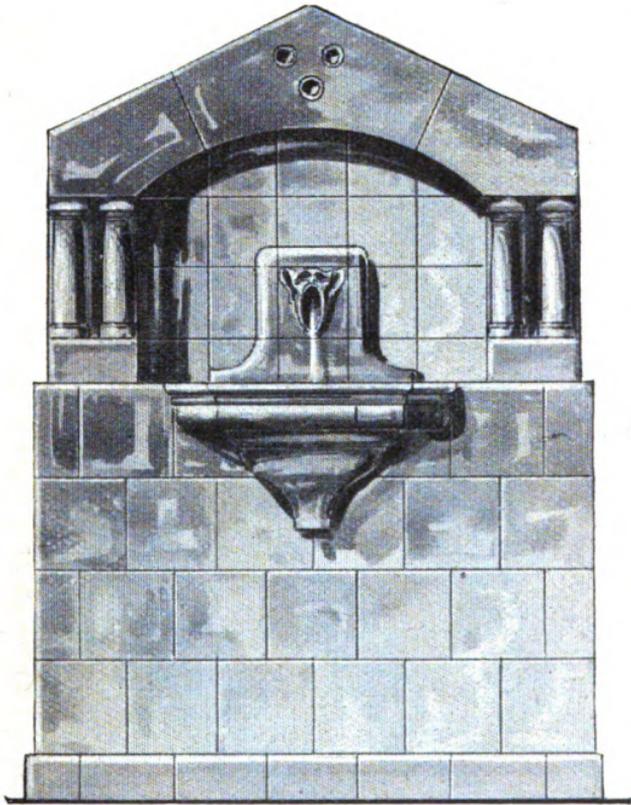


Fig. 6.

reiche Mannigfaltigkeit der hier ausgestellten Brunnen erklären.

Von schlichter Art bis zu dem prächtigsten Schmuckstück waren da eine große Anzahl Brunnenvarianten zu sehen. Da vereinigte sich alles zur schönsten Harmonie, und die Palmen und tropischen Schling-

pflanzen erhalten ihren letzten höchsten Reiz durch das Rauschen der stimmungsvollen Brunnenanlage.

Betrachtet man unsere beiden Abbildungen der

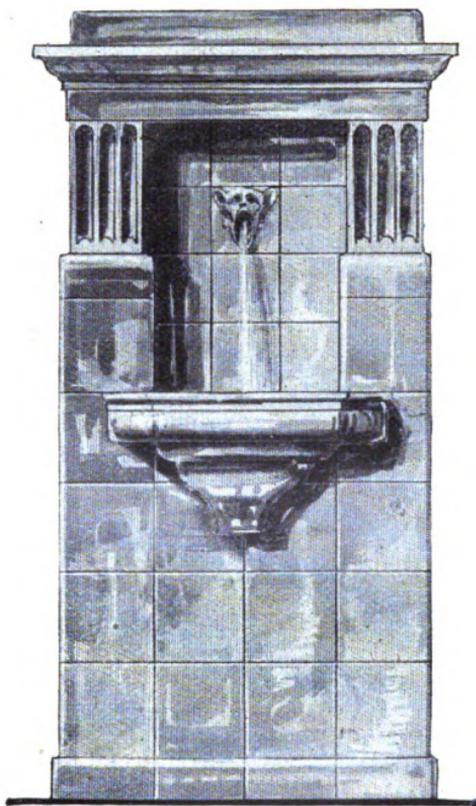


Fig. 7.

Freilandbrunnen (Fig. 2 und 3), so wird man die Leistungsfähigkeit der Hersteller beurteilen können.

Obwohl von schlichtester Art, empfindet man doch auch bei diesen Brunnen so wohlthuend die Übereinstimmung der Architektur mit der Umgebung, und mancher wird empfinden, was ihm in seinem Garten und in seinem Hause fehlt.





Vatenschaft.

Humoreste von E. Camill.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Schonmüllerin, geh — auf a Wörtl!“

„Kummscht vom Dienst, Huberin?“

„Woll, woll! Die Johanner-Mirzl in Hechendorf drauß hat 's Erschte g'habt, und jetzt soll i d' Göd einladen gehn.“

„Und da kummscht ebber gar zu mir?“

„I tät' scho bitt'n. Die Johannerin wollt' am Mittwoch taufen lassen.“

„Is a Madl — a schön's Rindl?“

„An Engerl sag' i dir. Und weil du's der Mirzl antrag'n hast —“

„Da gibt's gar toa Red'n nimmer. I nimm dös Göd gern. I han ja allaweil scho paßt, ob denn gar neamd af mi herdenkt. So a Sak Godln*) bringt ja Glück, und i mag doch die kloan Schneiderln gar so gern.“

„No ja! Na woast 's Rindl also Anna Jakobine Simplizia Maria —“

„Jefas, die Näm' all! I' wos denn?“

„No woast, wenn's amal aufbot'n wird und der

*) In gewissen Gegenden Oberbayerns ist es Sitte, daß, wenn man beim ersten Kinde Pate steht, man bei allen nachfolgenden dies auch tut.

D. Verf.

Herr Pfarrer wirft's von der Kanzel 'runter, dös hat dann an Klang, meint die Johannserin, und i moan's a.“

„Ja, freilli, dann — —!“ seufzte die Thonmüllerin ein wenig betreten. „I han aber nur Maria Anna g'heizen.“

„No ja. Mir san halt doch scho städtischer wor'n. Und hascht's net g'lesen: der kloane Prinz, der erscht tauft wor'n is, der hat a halbete Seiten Näm' g'habt. Die san halt do net dumm, die Prinzen, die!“

„Warum?“

„No geh, frag herum, hinum! Es tragt doch was, wenn mer ordentliche Godln hat.“

Die junge Frau stützte resolut die Arme in die Seiten. Sie stand da, schmucl und rosig wie das lachende Leben und ein klein bissel herausfordernd, als ob sie sagen wollte: „Wir zahl'n's scho!“

Gewichtig ließ sie dann jetzt auch die Worte fallen: „Also, Huberin, da fehlt si bei der Thonmüllerin nix. I steck' fuchz'g Markl ins Rissen, die Wöchnerin kriagt a Gansl und sechs Flaschen Wein, und du — du wirscht a z'frieden sein.“

„Dös gilt! Dös hoaf i nobligt, Thonmüllerin. Aber woafst, nix für ungut, die Dirn' derfst net vergeß'n, und der Knecht hält a die Händ' auf, wenn's was zum Nehma gibt.“

„Kummt a nimma drauf an!“ lachte die reiche Frau vergnügt. „Ihr werdt's scho sehn, daß i woaf, was der Brauch is. I hab' ja a solchene Freud', daß i endli a Godl kriag.“

„I bin aber grad a nur 'raufg'sprunga. Grad naß bin i vor lauter Schwiz'n. Geh, laß mi a biss'l hinsiß'n — gell?“

Errötend packte die Thonmüllerin die alte Frau beim Arme und zog sie ins Haus herein.

„Wie i in meiner Freud' all's vergiß! Geh, kumm nur grad eini, Huberin. Was magst trink'n? An Kaffee, a Bier, an Wein, a Limonad'?“

„Limonad'? Na!“ Die Hebamme schüttelte sich kräftig. „Wasst, mir ham a schwarze Nacht hinter uns. Mir ischt scho so lau im Mag'n, und wenn d' grad koa Plag' net damit hascht — a Weini war mir's liabscht.“

„Was d' magst! Red mer net lang.“

Es war Heuernte. Knecht und Magd waren mit dem Hausherrn auf dem Feld. Die Thonmüllerin hieß die „weise Frau“ sich in die Stube setzen und lief selbst nach Küche und Keller.

Flink wie ein Wiesel, appetitlich wie ein Borsdorfer Apfelchen, stolz wie eine junge, glückliche und reiche Frau sein darf, hantierte sie herum. Was sie anpackte, hatte Hand und Fuß und geschah mit einer ungezierten Anmut.

Man sah ihr gerne zu.

Die Huberin saß breit im Herrgottswinkel unter dem Geranke eines durchs Fenster hereingewachsenen Efeus, roch an den Rosen und bewunderte die Blumenzucht der jungen Thonmüllerin.

Dabei leckte sie sich heimlich die Lippen, denn das Wasser lief ihr im Mund zusammen, als Frau Anna jetzt ein Stück weißroten Spedes, einen Viertelsweden goldgelber Butter, zwei schneeige Rettiche mit grünen Schöpfen und eine rotversiegelte Flasche herantrug.

Natürlich — so ist's Sitte auf dem Lande — ließ sich die Huberin, trotzdem sie am liebsten gleich ordentlich abgefäbelt hätte, erst tüchtig nötigen, bis sie unter Abwehren und Lobpreisen ein Schnittchen Sped herausholte und mit bewundernswerter Enthaltfamkeit von dem Rotwein nippte.

Die Thonmüllerin war noch ganz in entzückten Träumen und sah erst von ihrem Teller auf, als die Huberin eine Hymne auf den Wein anhub, den sie immer und immer wieder, kaum hatte sie das Glas abgesetzt, benippen mußte.

„Na, so a Weindl! Thonmüllerin, den kriagt ma halt nur bei Euch. Oßs is a echter Tropfen — i versteh' so was.“

Geschmeichelt griff die junge Bäuerin nach der Flasche, um aufzugießen, und nötigte, wie es sich gehörte, immer wieder zum Trinken.

Die Huberin war standhaft darin, denn ihr oftmals anstrengender Dienst hatte „geistige Anregung“ nötig, und wenn sie zeitweilig auch — je nach dem Vermögensstand der Familie, in der sie gerade tätig war, — mit gewöhnlichem Kummel fürlieb nehmen mußte, so zog sie doch eine strenge Linie für die, die's hatten.

Mit der Thonmüllerin war sie zufrieden. Sie aß, trank und wurde gesprächig.

Die junge Frau hörte mit heimlichem Grausen und doch einem Gefühl hoffenden Bangens den zu gefahrvoller Tragik ausgespinnenen Verlauf des Storchbesuches bei der Johannserin, der eigentlich ganz in herkömmlichen Grenzen sich gehalten hatte, an, und die Huberin, ihre Wichtigkeit immer noch schärfer fühlend, schenkte sich jetzt selbst ein.

Als sie den letzten Tropfen im Glas hatte, erhob sie sich. Es gehört sich nicht, seine Gelüste zwanglos zu befriedigen; der Anstandsbißchen auf dem Teller und der Anstandschluck im Glase, darauf hält der Bauer.

„Also übermorg'n um zwei! Und daß d' dein Mann a mitbringst!“

„Und du sagst der Johannserin, daß i's fei ernst ist“

mein'. Wer 's Erschte aus der Tauf hebt, dem g'hör'n die andern nachanand a als Godln."

„Freilli, freilli! Ihr habt jekt 's Recht beim Johannser.“

Raum war die Huberin um die Straßenede verschwunden, als die Thonmüllerin nach ihrem Wäschespind lief.

Ganz hinten lag ein grobleinenes, sauberes Säcklein, das zog sie hervor. Sie hockte sich auf die blizblanke Diele, schüttelte den Inhalt in ihren Schoß und lachte hell auf.

„Fuchzig — sechzig — achtzig — hundert! Und dazu ein Hunderter — sind zweihundert — und sieben, zehn, achtzehn Markln. Die Milchwirtschaft tragt scho was, wenn man's versteht. Die fuchzig Mark fürs kloane Godl hat's in vierzehn Täg' wieder herein. Und der Hans braucht nur dös ander' zahl'n. Für 'n Knecht, die Dirn', die Huberin. So a vierzig Markln vielleicht! Die laßt er scho springa.“

Ihren Schatz zusammenraffend, das Beutelchen zehnmal um sich selbst drehend, damit es besser schloß, band sie es sorgsam zu und versteckte es wieder. Bald darauf stand sie am Herd und briet und backte, als gälte es Rindstaupe bei sich selbst zu halten.

Als der Thonmüller vom Felde heimkam, schnupperte er schon beim Hoftor in die Luft hinein. Der Knecht stieß die Dirne in die Seite und rieb sich den Magen.

Die Anna Thonmüller hörte das schwere Aufstapfen der drei Stiefelpaare, lief mit dem Kochlöffel unter die Rükchentüre, die in den Hof hinausführte, und rief zur Tenne hinauf: „Hansl, kummscht net abi? I hab' dir was z' sag'n.“

„Muß glei sei oder noch eher?“ lachte der Mann mit verliebten Augen hinab.

Aber ohne auffällige Eile — der Bauer beherrscht jedes Gefühl außer dem des Jornes gern — stieg er die paar Stufen herab.

„Hascht dich im Tag geirrt?“ fragte er. „Es riecht ja nach Sonntagsbrat'n.“

Die Bäuerin packte des Mannes Arm mit beiden Händen, wobei der Kochlöffel dem Hans einen tüchtigen Nasenstüber gab, und zog ihn über die Schwelle. „Na! Aber an Freudentag müß'n mir scho feiern! Dent, Hansl, grad war die Huberin da!“

„Die Huberin bei uns? Annamirl — du — —?“

Seine Stimme erstarb, denn die junge Frau drückte ihm rasch und voll Verlegenheit den Kochlöffel auf den Mund.

„Red nit so daher! Z'weg'n der Johannerin ischt s' dag'wes'n. Mir soll'n Paten wer'n beim Erschten.“

„O mei! Dös is all's? Und i hab' scho denkt — —“

„Stad bischt und freuen tuscht di! Mir ham doch no Zeit. No ta halb's Jahr verheiratet! Aber Godln, wenscht hascht, dös bedeut' Glück — je mehr Godln, desto mehr Glück!“

„Halt auf! Dös sagscht 'm Johanner fei net. Zwoa, drei, aber auf mehr gang i fei nöt ei! Es loscht a Geld die Sach'. Hascht scho g'fragt? No wart bis nach 'm Essen.“

Stillschweigend, aber mit viel Verständnis wurde dies ernste Geschäft besorgt. Dann schob der Bauer den Teller zurück, der Knecht fuhr sich schmunzelnd mit dem Rücken der braunroten Hand über die fettigen Lippen, und die Frauen hantierten am Spülstein und Herd.

Nach ein paar Minuten war die Thonmüllerin beim Mann in der Wohnstube.

Jetzt, wo Knecht und Magd ferne waren, packte er sie zärtlich um die Schultern. Sie setzten sich dem Herrgottswinkel gegenüber auf das steifbeinige Sofa, und Frau Anna begann mit dem, was ihr heute das Wichtigste war.

Einig waren sie dann bald, denn die Wangen der jungen Bäuerin glühten, und ihre Augen leuchteten noch einmal so tief wie sonst, und der Hans hätte sich in seiner Verliebtheit den Teufel statt einer kleinen, niedlichen Göd aufschwätzen lassen und hätt's noch mehr gekostet. —

Am Tauftag brannte die Sonne in äquatorialer Glut hernieder.

Der Thonmüller hatte Heu auf dem Felde liegen, das eigentlich eingebracht werden sollte, aber seine Frau tat vollständig „narret“, als er seine Absicht, der Rindstaufer fernzubleiben, aussprach.

Frau Anna lief seit dem frühesten treppauf, treppab. Zwei Riesentörbe standen vollgepackt, mit Wachseleinen zugedeckt, auf dem Tische, gerade unter dem Muttergottesbilde.

Und die in immer gleicher Güte und Milde breitete die Hände segnend über die Taufgeschenke.

Die eigenen Braunen eingeschirrt, fuhren die Taufpaten endlich stolz davon.

Das Johannserhäuserl war ein Vogelneest im Vergleich zu dem Thonmüllerhof. Aber sauber und nett lag Garten und Haus da, und liebevoll gepflegt schaute der Dunghaufen um die Ecke.

Die Huberin schoß wie eine Rakete aus der Tür, als sie den Wagen anfahren sah. Hinter ihr kam langsam der Johannser herbei.

Die Paten wurden freundlich, aber durchaus nicht etwa dankerfüllt begrüßt. Die Ehre war ja auf seiten der Thonmüllerschen.

So ähnlich rieb der Johannser dem allerdings doch ein wenig selbstbewußt auftretenden Thonmüller die Sache unter die Nase, und in jeder Gebärde hieß es: „Ja, seid Ihr nur erst einmal so weit, Ihr Stümper!“

Der Thonmüller ärgerte sich ein wenig, und um es sich nicht merken zu lassen, half er seiner Frau auspacken. Bevor man zur Wöchnerin ging, mußten die Geschenke aufgebaut werden.

Die Huberin kam von einem Entzücken ins andere. Auch dem Taufvater lief allmählich ein breites Grinsen übers Gesicht.

Zwölf Weinflaschen reihten sich da aneinander und streckten rotgekapselte Hälse stolz hinaus in die Luft, ein von Fett schneeweiß schimmernder Gänsebauch lag daneben, zwei braungelb gebadene Kringel, je in der Größe eines Wagenrades, wurden ausgepackt, und dazu blitzte und blinkte auch noch Silber dazwischen.

„Viel z'viel, allz'viel!“ wehrte gnädig vergnügt der Johannser ab und eilte nach einem Riesenteller, der extra für diesen Aufbau gekauft worden war. „Ja, was fällt Euch denn ein, Thonmüllerin! Na, wenn halt Euer Erschts da isch, dann kommt die Rewansch!“

Es war natürlich unmöglich, die zwölf Flaschen Wein und alles andere auf den einen Teller zu bringen. So trug man nur die leicht transportierbaren Gegenstände hinein an das Bett der jungen Mutter.

Sie lag in einer hellrosa Nachtjade zwischen bauschigen Kissen und hatte den Säusling schon im Staat seiner spizen- und bänderbesetzten Kissen neben sich liegen. Als die Geschenke hergebracht wurden und der Johannser das Fehlende durch die Türe zeigte, strahlte das Gesicht der Frau befriedigt auf. Viele Worte machte aber auch sie nicht darum.

Die Thonmüllerin ging mit einem Gefühl hehrster

Wichtigkeit an das Bett heran. Ihre Augen sahen kaum nach der Mutter. Mit zärtlicher Andacht hefteten sie sich auf das rotrunzellige Gesichtchen, das sich gar nicht recht zufrieden in seinem Stechkissen hin und her schob.

Das also war die Gödd! Das erste Patentkind! Gott, was für ein kleines Wunder!

Die Huberin packte das Bündel an den Tragbändern, und ungefähr in der Art eines jungen Hundes, den man am Fell faßt, zog sie es zur Thonmüllerin herüber und legte es ihr auf den Arm.

„O mei, so a schön's Kindl! Geh, tu ihm net weh!“ wehrte die Thonmüllerin ganz erschrocken.

Die Männer lachten und die Rindsmutter und die „weisse Frau“ desgleichen. Aber so behutsam und furchtsam ist jede in den ersten Minuten mit einem winzigen, zerbrechlich ausschauenden Menschenkinde.

Dem Thonmüller stach's in die Augen, wie hübsch sein Annerl sich als Rindswärterin machte.

Er ging ganz nahe heran und strich mit seiner plumpen Hand sachte über die Krausstirne der Neugeborenen, was diese als Beleidigung auffaßte, denn sie verzog höchst sonderbar das Gesichtchen.

Während er seiner Frau zuraunte: „Geh, Annerl, so g'fallst mir noch amal so gut!“ kam plötzlich aus den Rissen ein schriller Ton höchsten Kummers. Die Thonmüllerin verblaßte förmlich und hätte im tiefsten Entsetzen das Bündel wohl fallen lassen, wenn der Hansl nicht selbst zugegriffen hätte.

„Jessas, was hat's?“ regte sich die Wöchnerin gleich auf und streckte die Arme aus, und der Vater, der draußen schon wieder bei den Weinflaschen stand, kam sogleich mit einer schon entkorkten in der Hand wichtig heran. Die Huberin trug schüttelnd und wlegend den kleinen Schreihals auf und ab.

„Wer wird glei so grob zulang'n, Hansl! Deine Pragen kunnten dös Dingl schier verbruck'n!“ schalt die Thonmüllerin ihren Mann.

„Was hätt' denn i dem Fraß'n tan?“ fragte der, beleidigt vom Tone seiner Frau.

„Fraß!“ klagte die Wöchnerin weinerlich. „Na, woast, G'vatter Thonmüller, a Fraß is freili dös Deandl net. So brav wie's g'wes'n is bis jetzt.“

Der Thonmüller bekam rote Ohren. Das merkte die Huberin und drängte sich heran.

„Ach was! Freili is's a Fraß, aber was für a herziger! Jetzt schau grad her, Thonmüller, jez lacht's dich doch aktrat an. — Aber macht's euch fertig, Mannereut, Zeit is zum Kirchgang!“

Der Thonmüller ließ sich durch die Türe schieben.

Draußen schwenkte er das Glas Wein, das ihm der Johannser reichte, mit einem „Prosit, G'vatter!“ hinter die Binde.

„A fein's Wein!“ lobte er schmeizend. „Wo hast 'n her, Michel?“

Der schaute erst verblüfft und lachte dann hellauf. „Von dir, Hans! Ja, siegst's denn net?“ Und weil er schon einige Male genippt hatte und seine Zurückhaltung vergaß, faßte er den Thonmüller an den Schultern und gab ihm derbkräftig einen Schlag. „Woast, all's, was recht is, Hansl, a nobliger Kerl bischt scho. Dös kann dir kaner leugna. Aber du sollscht a sehng, daß mir euch net ausnuzen. A Rindl, höchstens zwoa. Für unseroan is dös gnua. Moanst net a?“

Die Thonmüllerin hatte die letzten Sätze gehört. In ihrer Patenseligkeit fiel sie dem Michel naiv ins Wort: „Aber geh, Johannser, auf drei, vier Godln rechnet der Hans sei noch und i erscht recht. Wenn's auf mi ankummet —“

Der Hans rempelte sie energisch an, daß sie rasch schwieg.

„Gehn mer!“ sagte er in seiner gelassenen Art.

Die Taufe verlief nach geziemendem Brauch. Der Erstling der Familie wird allerwegen am meisten gefeiert, und Johannsers, die sich zu den Hauptpaten auch noch ein paar Verwandte als Vizepaten beigezogen hatten schmunzelten trotz des Verbrauches an Kaffee, Kuchen, Wurst und Wein. Die Speisekammer der Johannserin zeigte einen erfreulichen Reichtum an Schinken, Gans, Speckseiten und so weiter, und im Patensäckel der kleinen Anna Jakobine Simplizia Maria klingelte es von Gold- und Silberstücken, und im Rissen lag „eingebunden“ das silberne Patenbüchsl und der schwer-silberne Patenlöffel, was beides Frau Anna Maria Thonmüller in der Freude ihres jungen Herzens über das erste Patenkind noch über ihr Versprechen hinaus geschenkt hatte.

Als der Johannser mit dem Thonmüller die Braunen einschirrte, war es Nacht geworden. Am Horizont flammte ein lichter Schein auf und erlosch, erschien und versank wieder.

„'ek wetterleucht's! Mei Heu, wann's naß wird, Johannser, kunnst du mir's zahlen. Da is dei Tauf'schuld dran.“

„Woll, woll! 's kimmt scho nix!“ lachte der Michel, der etwas unsicher auf den Beinen stand.

Nachts um zwei Uhr, als der Thonmüller eben träumte, er habe seinen ersten Sohn taufen lassen und feiere das Fest mit Böllerschüssen und Feuerwerk, weckte ihn seine Frau.

Die Böllerschüsse hörte er noch mit wachen Ohren, und die Freudenfeuer sah er auch. Der Himmel hatte beides, freilich nicht zur Ergözung der Thonmüllers,

inszeniert. Ein Wetter, wie es im ganzen Sommer noch nicht dagewesen war, brach los.

Der Wind heulte in aufbrüllender Wut um das Haus, die Bäume im Garten krachten unter seiner Unbarmherzigkeit und bogen sich fast aus den Wurzeln. Wie knatterndes Gewehrfeuer rauschte es durch die Luft heran, und plötzlich schlug es prasselnd an die Fensterscheiben.

„Kruzitürken — a noch Hagel!“ Der Thonmüller sprang aus den Federn.

Sein Weib hielt sich die Ohren zu. „Hansl, mach drei Kreuz’! An so an Fluch bei solch an Wetter! ’s schlagt ganz g’wiß ’eh ein bei uns.“

„Hat scho eing’schlag’n! ’s Heu is zum Teufel! ’s größte Feld war’s, drei Fuder langa net. Woast, was dös koscht, bal mir’s kaafa müass’n? Also, na kannscht dir ausrechna, was uns die feine Patenschaft koscht. Der Teu—“

Ein mächtiger Donnerschlag verschlang die schlechte Rede.

Der Thonmüller hatte den Kopf geduckt, als hätte er eine Ohrfeige gekriegt, und Anna barg das Gesicht in den Rissen und heulte laut auf.

Als der Donner verhallte, fing sie aber an.

„Mir is dir heilig! Net amal a so a kloan’s Gödd, so a unschuldig’s. Aber fluach nur zua! I geh’ morgen zur heiligen Maria im Eich und opfer’ ihr zwoa Kerzen, damit s’ ein Erbarmen hat und dem Johannser dös Rindl erhält trotz dei’m Fluach, und bitt’ für sie und für mi, daß net dös oanzig bleib’n tat, grad, weil i’s unter sechs Godln net tua. I net!“

Mit einem höhnischen Lachen riß der Thonmüller die Schlafstubentür auf. „Meinsweg’n zwanzig schaff dir an! Aber mi laß im Frieden. I tua bei loan

mehr mit, dös oan is mir teuer g'nua, daß du's woast."

Und in dem Sturm draußen schlug krachend die Türe zu, und wütend stapfte er nach dem Stall, um zu sehen, ob der Knecht am Platz war für alle Fälle. —

Vierzehn Tage regnete es ohne Unterlaß, und vierzehn Tage gab es im Hause Thonmüller saure Gesichter und nichts von Leibgerichten.

Endlich gab doch der Hansl nach, drehte die Sache ins Scherzhafte und stellte eine „Patentrechnung“ zusammen, die er seiner Frau zuschob.

Sie las mit noch immer verkniffenen Mundwinkeln die Endsumme und lachte verächtlich.

„Gättst doch gleich tausend Markt herg'schrieb'n. Und wenn's dös a noch koscht! Mir is nix z'viel für die Patentreud', die i hab'."

„Also!"

* * *

Die Zeit läuft schnell. Zwanzig Jahre sind viel, rechnet man sie vorwärts, wenig, rechnet man zurück.

Die Thonmüllerin war in den zwanzig Jahren sehr völlig geworden, trotzdem sie fleißigst all ihre Pflichten erfüllte. Auch die des Mutterwerdens hatte sie nicht vernachlässigt, zwei Töchter und ein Sohn wuchsen dem Ehepaar zu Stolz und Freude heran.

Der Thonmüllerhof war noch immer einer der schmucksten im Ort, dem Thonmüller sah man an, daß er das wußte. Durch seinen blonden Vollbart schossen ein paar graue Fäden, die Locken auf dem Haupte lichteteten sich, aber seine hübsche, schlante Figur hatte er im Gegensatz zu seinem Weibe beibehalten. Auch in seiner Art war er sich ziemlich gleich geblieben. Er hielt die Hand fester auf dem Geldbeutel als sein weichherziges Annerl.

Der Dezember lehrte kalt ein. Schnee lag schon in den ersten Tagen fast meterhoch, und als er zu fallen aufhörte, kam eine forsche Kälte, daß tausendfältige Diamantsterne in der Sonne aufblikten und knirschend die Tritte auf dem Schnee klangen.

Die Thonmüllerin war eine gute Kundin in großen und kleinen Läden. Sie trug Berge von Röckchen, Höschen und Hauben, von Pferdchen und Püppchen heim und spernte alles in eine Kammer, die extra für die Weihnachtsüberraschungen freigehalten wurde, ein.

Ein bißchen heimlich tat sie dabei und wick dem Manne gerne aus, wenn sie konnte.

Drei Tage vor dem Heiligen Abend stand sie in der Kammer und verteilte. Leni, ihre blonde, hübsche Sechzehnjährige, half zum ersten Male mit. Aber nicht gerade mit freudiger Hast war's, daß sie die Sachen und Sächelchen, die ihr die Mutter reichte, hinnahm, sondern eher in einer kleinen, unzufriedenen Verbissenheit.

„Dös Rasperl tuast für 'n Franzl eini, die Poppen, die kloani, für d' Sophie. Die Groß' kriagt die Haubenschmid'n-Mari und dös Stedenpferdl der Nazi. Die Hof'n da san für 'n Johannser-Hansl, dös Röckl fürs Mariandl, d' Haub'n g'hört der Anni, die Schürz'n 'm Lenei, der Janter für 'n Schorschl — — geh, Lenerl, zähl amal. Wieviel Johannser ham mer 'eh?“

Das Lenerl war kirschbraun im Gesicht. Es warf dem Schorschl seinen Janter in eine Ecke, langte nach dem Schürzenzipfel und heulte so plötzlich und überwältigend hinaus, daß die Mutter zu Tode erschrocken von der Kommode, vor der sie kniete, auffuhr.

„Ja, Madl, was is denn? Lenerl, fehlt dir was? Red nur grad, Madl, was hascht denn?“

Das Mädchen schüttelte die zärtlichen Mutterhände

ab. Zwischen stoßendem Schluchzen schrie sie: „Nix hab' i, und weil i nix hab', drum grein' i. Zehn Johanner Rinder, zwoa Haub'nschmids, vier Zapfmaiers Deandl und drei vom Eschenwirt — dö's san neunzehn. Neunzehn Godln habt's, und neunzehnmal verschenkt, was sunscht mir kriagt hätten. Und all's wird uns abzwadt, und für all's müass'n mir spar'n helfen. Aber i, gell i han koan Pat'n kriagt. I net und der Hansl oan, der wo 's Jahr drauf g'storb'n is, und 's Annmirl hat oane, die nix hergibt. Und neunzehn Godln hat koa Mensch, und neunzehnmal schenkt koa Mensch und — — — —“

„Jetzt hältst 's Maul!“ sagte, sich langsam dunkelrot färbend, die Thonmüllerin und hob mit unverkennbarer Gebärde die Hand.

Ehe Leni den Kopf geduckt hatte, klatschte eine kräftige Ohrfeige, und im selben Augenblick öffnete sich die Türe, und auf der Schwelle stand alt, verhußelt und ein wenig vornübergebeugt die Huberin mit ihrem gewinnenden Lächeln von einst.

„Ah!“ rief sie halb spottend, halb begütigend. „Gibt's a Dezemberg'witter und schlagt's ei? Geh, b'halt 'n Hamur beinand, Thonmüllerin, i bring' dir a Freudenbotschaft.“

„Hu! huhuhu! — No oans!“ heulte vorahnungsvoll die Leni. „'es san's zwa — — zwan — — zwanzig.“

Die Thonmüllerin machte einen Schritt auf die Huberin zu, packte die beim Arm und sah ihr ängstlich in die Augen. „Na, Huberin, gell na?“

Phlegmatisch zuckte die „weise Frau“ die Achseln. „Na, Thonmüllerin, zwanzig san's net, aber zwoanzwanz'g. Die Johannerin hat Drilling g'habt. Und weil d' halt scho g'sagt hast, amal machst noch die

„Gott, so laßt s' di freundli einlad'n für 'n erschten Feiertag zur Tauf'.“

Frau Anna Thonmüller wurde es schwarz vor den Augen; der Atem versagte ihr. Sie sank, nach Luft schnappend, auf den einzigen Stuhl der Kammer hin.

Das Lenerl hatte den Schürzenzipfel fallen lassen, schaute einen Moment mit offenem Mund drein und lachte dann schrill und höhnisch auf.

„Leni, du machst, daß d' naus kimmst, aber glei!“ erholte sich sofort die Mutter.

Als die Türe sich zögernd hinter dem Mädchen geschlossen hatte, stand die Thonmüllerin schon wieder vom Stuhle auf.

„Siß nieder, Huberin! Wirst müd sein, und i, i kann mi so a erfreu'n,“ sagte sie spöttisch. „Also, was bringst für a Freud'? Drilling hat d' Johannerin. Ich gratulier'! Dös hab'n die zwoa doch g'wiß und wahrhaftig mir zum Tort antan! Weil i g'sagt hab', noch amal, aber dann is Schluß. Der Schluß is fein, der g'freut mi — 'ek vor Weihnachten. Da schau her! Dö G'wandl, dö Spielsach'n, dö Äpfel, Nuß und Zuderwar'. Dös alles hat so beiläufig hundertfünfzig Markln koscht, und da san d' Patentaler no net dabei. 'n Thonmüller sei Ansicht, die kennscht. Seitdem uns die erschte Tauf' scho 's Heu von unserm schönsten Feld koscht hat, hat er 's Schenka verschwor'n. Pat'n hat er scho g'standen, aber zahlt hab's fei i — i alloan. Und grad, weil er mi alleweil trakt hat mit meine Haus'n Godln, hab' i net na g'sagt, und so san's 'ek glücklich neunzehn g'wes'n. Die zwanzig hat hat mir mei Mo in selbiger Winternacht vor zwanzig Jahr'n ang'wunscht'n, und bis auf die zwanzig hab' i mi g'faßt g'macht. Aber zwoanzwanzig? Na, na, Huberin, zwoa san 'ek z'viel. Hör, was i dir sag'.

Bal'st zur Johannserin kimmst, sagst ihr: Oan Göd
 hätt' i versproch'n, und oan Göd halt i aa no aus. Für
 die annern zwoa soll f' dös nehma, was sie und der
 Johannser bei unsere Rinner sich als G'vattern g'spart
 hab'n. Es is a ganz schön's Bröderl, wennst auf acht-
 zehn Jahr z'ruckrechnest. Sie san der G'vatternschaft
 sauber ausg'wich'n, trotzdem 's nur af drei Godln
 kumma wär'n. Mir ham zug'schaut, wie die Johannsers
 die reine Rinihasen imetiirt ham, und i hab' alleweil
 den Geldbeutel hübsch aufg'macht, guate Miene zum
 böß'n Spiel g'macht und mir nix mir'n lass'n. Aber
 die Watsch'n, die i vorhin meiner Leni geb'n hab',
 die hätt' eigentlich mir g'hört. Denn siegscht, Huberin,
 's Madl hat recht g'habt. G'spar'n tua i an meine
 Leut', damit i den Godln tüchtig schenka toa, und
 wenn i z'samm'zähl', was i in dene zwanzig Jahrln
 damit 'nausgeb'n hab', so macht dös — da hascht's
 schwarz auf weiß, i hab's wohl aufg'schrieb'n — zwoa-
 tausenddreihundertundsechshundfuchzig Mark — hascht's
 g'les'n? Derffcht nachrechna a! Die zwoatausend-
 dreihundertundsechshundfuchzig Mark hab' i — zum
 Fenschter 'nausg'worfa für a Marott! An Dank hab'
 i nia net g'habt, dös söll ham m'r g'sehn, wie unsre
 Rinner Paten braucht hab'n, und Glück hätt' i im
 Leb'n wohl so a g'habt, weil mir, der Thonmüller
 und ich, fest g'schafft hab'n und unser Zeug verstand'n
 hab'n. Aber a jeder muaf sei Lehrgeld zahl'n im
 Leb'n, wenn er sich von was Dummen net abhalt'n
 laßt, und i hab's a bissl teuer g'macht. Von heut an
 is Schluß. Der Johannserin sagst, ausnützen derfset
 mer die Gutmütigkeit der Leut' a net, und dreizehn
 Rinner, dös ging mir übern G'spaß. Zu der Tauf-
 kumm i net. Die fuchzig Markl Patengeld kannst du
 a glei mitnehma und dei Sach a, dann san m'r ferti!“

Die Luft ging der Thonmüllerin aus, und sie trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Trübselig sah die Huberin drein. Ihr lief da eine hübsche Spule leer.

Aber nichts half, Frau Anna aus der Empörung über die Drillinge zu bringen.

Als die beiden Frauen im Hausflur noch ein wenig debattierten, kam vom Stall her der Thonmüller gegangen.

„Hansl,“ hielt ihn seine Frau auf, „kumm, laß dir was sag'n. Die Johannserin hat — Drilling kriagt I mog aber nimmer — i lass' mi net frozzeln. Zwanzig san's 'ek, du hascht recht b'halt'n. Und 'ek is Schluß, Schluß, Schluß!“

Hellauf lachte der Hausherr. „Hat's endli den Schnapper 'tan? I wart' scho lang drauf! — Huberin, geh eini, dös is a Flasch'n Wein wert. Leni — hol 'n Wein 'rauf, den mit 'm roten Kopf. Zwoa Butell'n und an Speck bringscht und an Ras. Dös is a Freud' heut!“

Der Huberin wurde ganz weichmütig zu Sinn. Aber an Essen und Trinken ließ sie's nicht fehlen und am Loben und Preisen der Thonmüllerschen Güte und Gutherzigkeit auch nicht.

Als sie ein wenig steif und ein wenig unsicher sich zum Gehen erhob, fielen ihr mit Schreck die fehlenden zwei Paten ein. „Jessas, zwoa Pat'n fehl'n m'r no!“

Da schlug sie der Thonmüller auf die Schulter. „Gräm di net lang, Huberin! Mei Weib is g'scheit wor'n, dös derf mi was toscht'n. Und an armer Teufel is der Johannser mit sein' Haus'n Rinner a. I nehm' die zwoa andern auf mi, i alloan. Und zur Tauf kemma m'r, grad wie 's erschte Mal zu zweit und scho richtig a. — Annamirl, du wirst net na sag'n?“

Die Thonmüllerin schnappte nach Luft. „Ja, Hansl! 'eß werst na wohl du der Sepp? Willst du a no zwanzig Godln han?“ schrie sie entsetzt.

„Ah na! So viel wer'n's scho nimma. Aber in Stich lass'n derf'n mir die arme Leut', die sich scho af uns verlass'n hab'n, a net. Moanst net, Huberin? Und mir könna's ja macha.“

Er klopfte auf die Tasche. Frau Anna fiel auf einen Stuhl. Zwei dicke Tränen, halb Rührung, halb Born, entrollten ihren Augen.

„'eß san's fei zwoanzwanzig!“ meinte sie. „Geh, Hansl, wann du 'eß fei grad so dumm sein willst, wie i's g'wes'n bin, vergiß halt net, daß mir 'eß af was anners denka müass'n als af unsere Godln. Woast net af was? Af unsere Rinner und Entel-finner.“

Der Thonmüller lachte, daß das Haus dröhnte, die Huberin sicherte und hüstelte, und hinter der Tür am Schlüsselloch grinste vergnügt triumphierend die Leni mit.

Aber doch behielt das Annamirl recht. Bei dem zweiundzwanzigsten Paten wurde Schluß gemacht. Und wenn das Leni jetzt mit ins Einkaufen ging bei Weihnachts- und Ostergeschenken, rümpfte es nur immer ein wenig die Nase — die Ohrfeige hatte gut gefessen damals — und sagte: „Muatter, zwoa von deine zwoanzwanzig hast wieda an'bracht; der Sepp und d' Mari san g'firmt. Drüber gibt's nix'n mehr!“





Auf Wache.

Von Loth. Brentendorff.

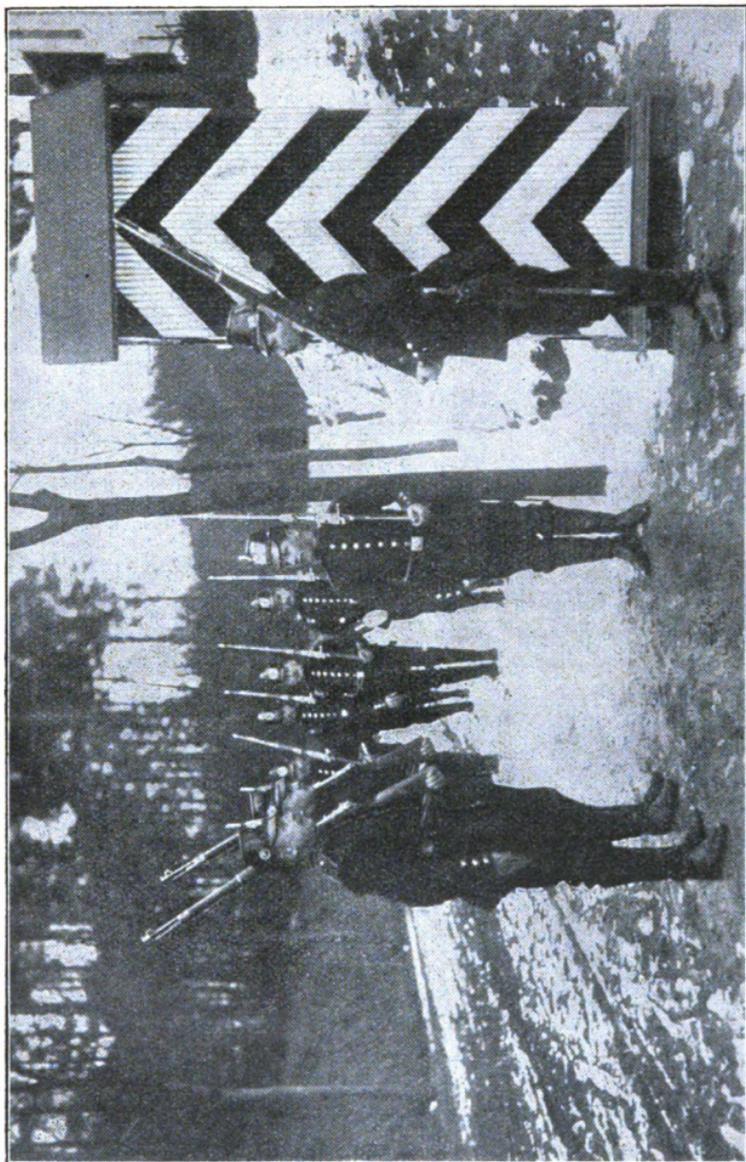
Mit 15 Bildern.



(Nachdruck verboten.)

Wohl keiner unserer jungen Vaterlandsverteidiger dürfte die auf Wache und Posten zugebrachten Stunden unter die vergnüglichsten seines Soldatenlebens zählen, und doch ist für die Erziehung zur Kriegstüchtigkeit der langweilige Garnisonwachtdienst ebenso unentbehrlich wie jeder andere Teil der militärischen Ausbildung. Der ernstesten und verantwortungsvollen Aufgabe, die dem Wachtposten im Felde zufällt, würde der Durchschnittsoldat schwerlich gewachsen sein, wenn er nicht durch häufige Friedensübung gelernt hätte, vor dem Schilderhaus Auge und Ohr in ständiger Wachsamkeit zu erhalten und jede Anwandlung von Schläffheit und Müdigkeit mit energischer Willensanstrengung zu meistern.

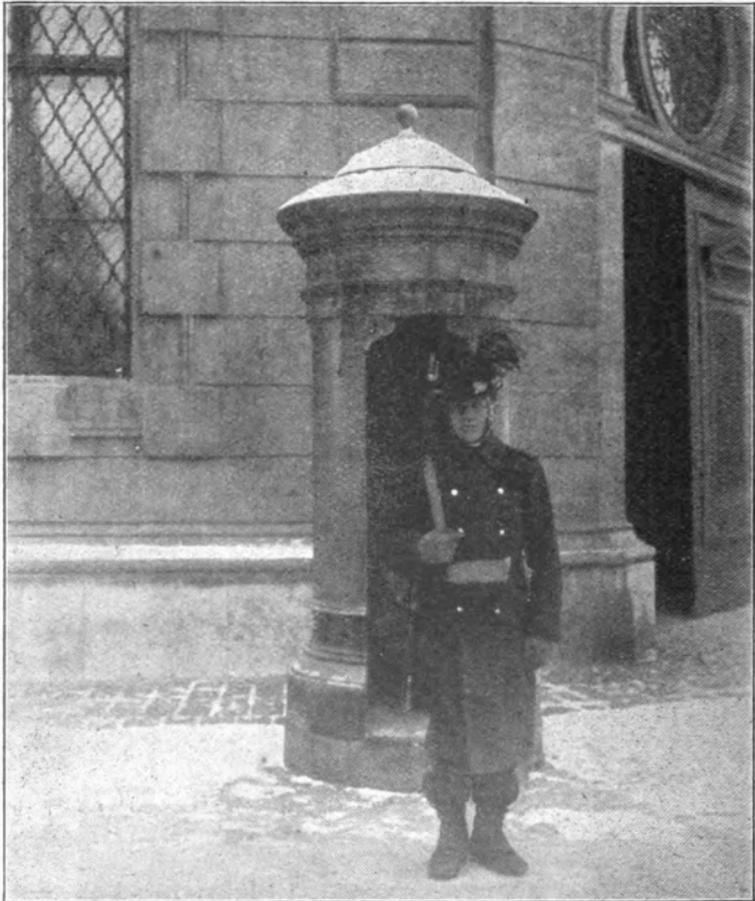
Die Ordnung des Garnisonwachtdienstes ist mit geringfügigen Abweichungen bei allen größeren Armeen so ziemlich dieselbe. Ebenso wie in Deutschland pflegt man die Wache so zu besetzen, daß sie je drei Ablösungen für jeden auszustellenden Posten enthält. Größere Garnisonen haben in der Regel eine Hauptwache, bisweilen unter dem Kommando eines Offiziers, von der aus der gesamte Wachtdienst geregelt wird und wo die Meldungen von allen Wachen gesammelt werden. Der Offizier vom Ortsdienst und der



Preussische Gardeschützen bei der Ablösung.

Rondeoffizier — in größeren Garnisonen sind es deren wohl auch mehrere — haben die Aufmerksamkeit der Wachen und Posten zu prüfen und die Ausübung

des Wachtdienstes zu kontrollieren. Wachhabende, das heißt Befehlshaber der Wache, sind je nach der Größe der Wache Gefreite, Unteroffiziere oder Offiziere.



Posten vor der Wiener Hofburg.

Während der Ausübung seines Dienstes gilt jeder Posten als Vorgesetzter der Unteroffiziere und Mannschaften, und es ist ihm außerdem innerhalb gewisser Grenzen eine Polizeigewalt über Zivilpersonen eingeräumt. Er darf im Notfall Verhaftungen vor-

nehmen und die Arretierten ins Schilderhaus stecken, bis er abgelöst wird oder bis sie ihm von einer Pa-



Russischer Gardesoldat auf Posten.

trouille abgenommen werden. Bei Widerstand oder Fluchtversuch darf er sogar von seiner Waffe Gebrauch machen, und zwar mit viel weitergehender Freiheit,

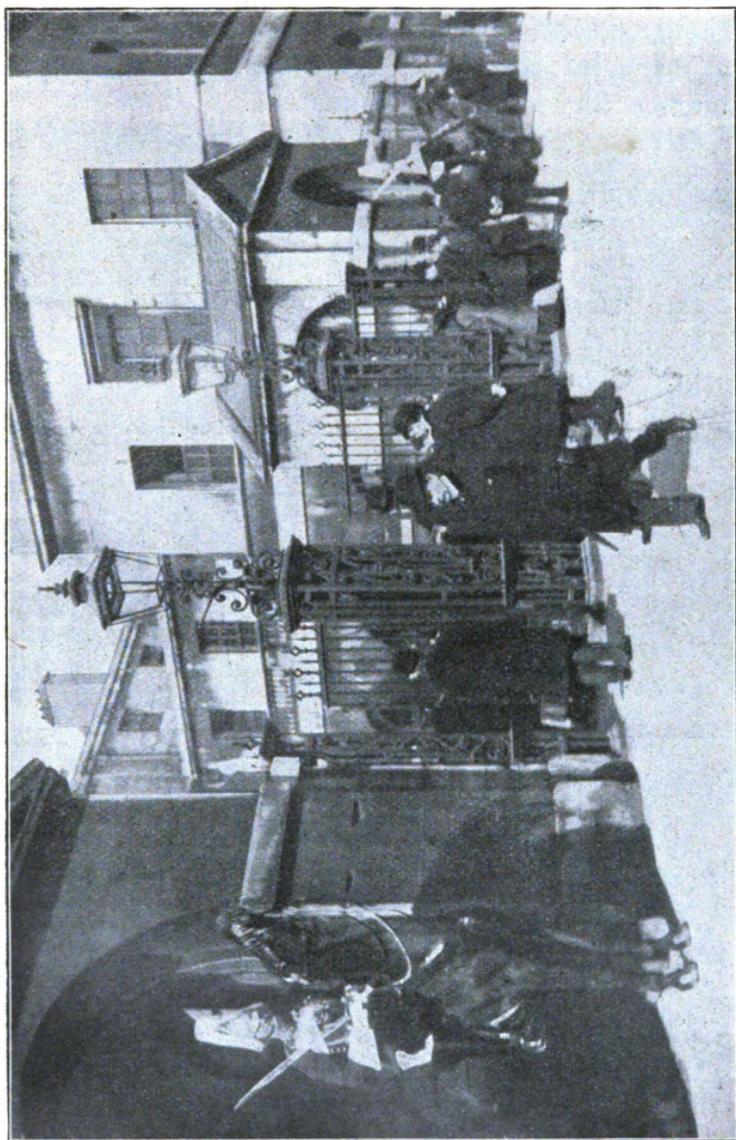
als sie wirklichen Polizeiorganen eingeräumt ist. Alle diese Befugnisse sind natürlich mit einem entsprechenden Maß von Verantwortlichkeit verknüpft, dessen erzieherische Wirkung auf den jungen Soldaten nicht zu unterschätzen ist.

Eine besondere Art des Wachtdienstes üben die Wirtshauspatrouillen, denen die Aufgabe zufällt, das Verhalten der Mannschaften in Wirtshäusern und so weiter zu überwachen, und deren Anordnungen von Unteroffizieren und Mannschaften unbedingt Folge zu leisten ist, da sie während ihres Dienstes ebenfalls den Charakter von Vorgesetzten erhalten.

Am wenigsten beliebt bei den davon Betroffenen sind die Stallwachen, die die berittenen Truppen zur Beaufsichtigung der Pferde stellen und die ihren Dienst meist ohne Waffe tun.

Unzertrennlich von dem Wachtposten ist in der Vorstellung des Publikums das Schilderhaus, jenes winzige, zumeist aus Holz gezimmerte, leicht transportable Bauwerk, das gewöhnlich einer in die Höhe geschossenen Hundehütte gleicht und an Komfort der inneren Ausstattung noch um einiges hinter einer solchen zurücksteht. Es ist bestimmt, dem Posten Schutz gegen allzu harte Unbilden der Witterung zu gewähren, und seiner gelegentlichen Verwendung als Arrestlokal wurde bereits Erwähnung getan. Form und Farbe der Schilderhäuser sind natürlich nicht bei allen Armeen dieselben; daher ist die durch unsere Abbildungen ermöglichte Vergleichung gewiß nicht ohne Interesse.

Noch interessanter aber ist jedenfalls eine Vergleichung der zu den Schilderhäusern gehörigen Posten nach ihrer Uniformierung und ihrer soldatischen Haltung. Namentlich in der letzteren spiegelt sich vielfach etwas von dem Geiste wider, der die betreffende Armee



Berittene Wachtposten vor einer englischen Kavalleriekaserne.

erfüllt, und der deutsche Leser wird nicht ohne ein leises Gefühl der Genugtuung konstatieren, daß nur wenige der hier nach dem Leben photographierten

„Schildwachen“ sich in bezug auf soldatische Straffheit mit dem im Augenblick der Ablösung dargestellten deutschen Posten messen können.

Der Kaiserjäger vor seinem runden Schilder-



Französische Schildwache.

häuschen an einem Tore der Wiener Hofburg kann freilich mit Ehren neben ihm bestehen, und auch der russische Gardesoldat vor dem Zarenpalast in St. Petersburg nimmt sich imposant und martialisch genug

aus, wie denn überhaupt das Mannschaftsmaterial sowohl im österreichischen wie im russischen Heere ein



Tunesischer Wachtposten.

ganz vortreffliches ist. Erzählt man doch von einem Wachtposten, der unter Alexander II. bei dem bekannten Attentat im Winterpalais schwer verwundet

worden war, daß er sich trotz furchtbarster Schmerzen seiner Wegschaffung mit allen ihm noch verbliebenen Kräften widersetzte, weil er vor ordnungsmäßig erfolgter Ablösung seinen Posten nicht verlassen wollte.

Stark auf rein theatrale Wirkung berechnet erscheinen dagegen die beiden berittenen Wachtposten vor einer englischen Kavalleriekaserne. Die Miliztruppe der Imperial Yeomanry, denen sie angehören, präsentiert sich ja äußerlich recht schmuck und gefällig; aber es ist kaum anzunehmen, daß sie im Ernstfall einem Feinde allzu gefährlich werden würde. Es ist eben mit dem gesamten englischen Landheere nicht gerade zum besten bestellt. Eine allgemeine Wehrpflicht existiert nicht, und die aktive Armee ergänzt sich lediglich durch Werbung. Die Rekruten verpflichten sich zu zwölfjähriger Dienstzeit gegen einen Tageslohn von ein Schilling vier Pence. Yeomanry und Volunteers, die sich beide aus Freiwilligen rekrutieren, bilden eine Art von Hilfstruppe neben diesem stehenden Heere; ihre militärische Ausbildung aber läßt sehr viel zu wünschen übrig. Allerdings befindet sich Großbritannien augenblicklich mitten in einer umfangreichen Heeresreform, die ohne Zweifel erhebliche Verbesserungen schaffen wird. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht aber, dessen Durchführung allein imstande wäre, den namentlich während des Burenkrieges hervorgetretenen Mängeln abzuwehren, findet bei der englischen Nation noch immer zu wenig Anklang, als daß er in absehbarer Zeit zur Wirklichkeit werden dürfte. Man hat bei unseren Nachbarn jenseits des Kanals von der Bedeutung eines wirklichen Volksheeres wohl hauptsächlich deshalb nicht die rechte Vorstellung, weil man sich für den Kriegsfall felsenfest auf die Unüberwindlichkeit der gewaltigen Flotte verläßt und die

Möglichkeit, im eigenen Lande gegen einen eingedrungenen Feind kämpfen zu müssen, trotz aller von wohl-

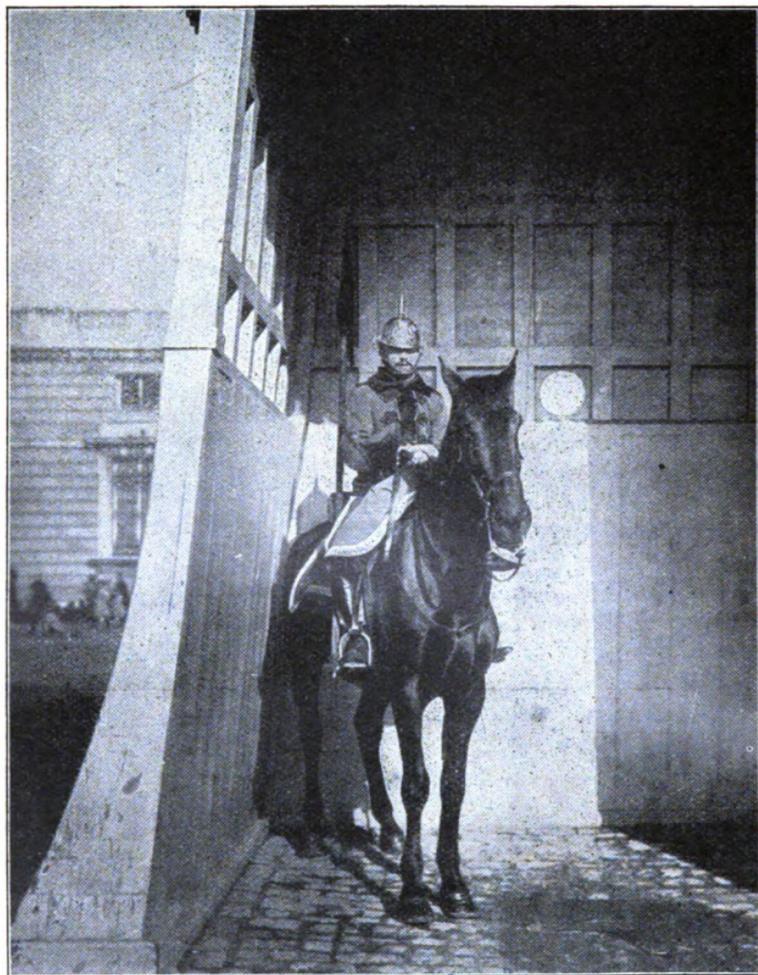


Ein Wachtposten in Neapel.

meinenden Generalen und phantasievollen Schriftstellern ausgemalten Schreckbilder nicht ernstlich in Betracht zieht.

Wesentlich imposanter ist das Bild, das die Heeres-

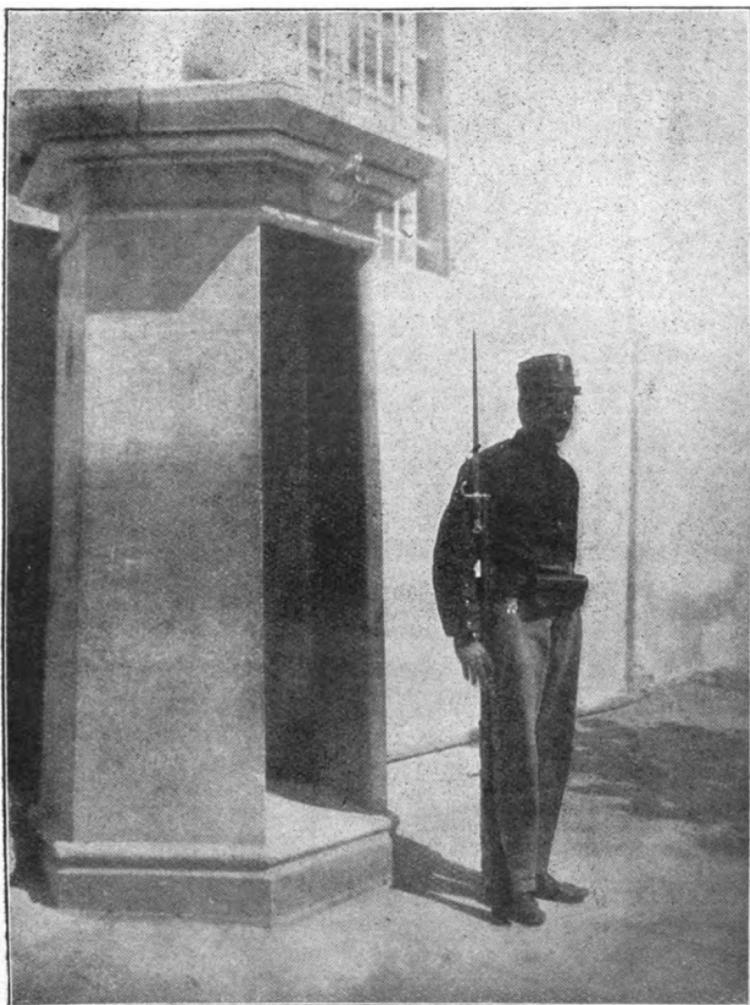
organisation Frankreichs nach ihrer letzten Neugestaltung darbietet. Mit einer Friedensstärke von



Berittener Posten in Spanien.

30,565 Offizieren und 565,261 Mann, zu denen noch 711 Offiziere und 23,996 Mann Gendarmerie und republikanischer Garde kommen, sowie 142,595 Pferden ist die französische Armee gegenwärtig eine der

größten, und wenn auch die Kriegstärke nicht genauer bekannt ist, so läßt sie sich nach der üblichen Berech-



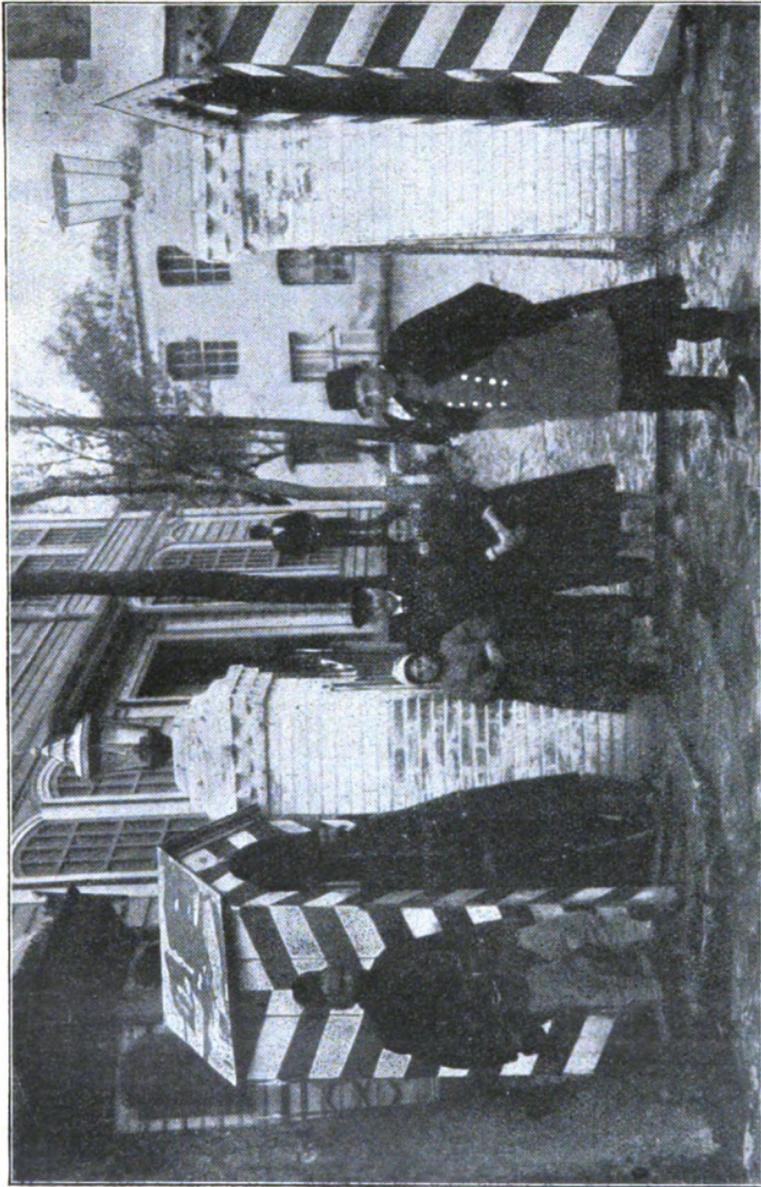
Wachtposten auf Korfu (Griechenland).

nung (25 Jahrgänge mit 25 Prozent Ausfall) auf mehr als vier Millionen Mann abschätzen, eine Riesenzahl, die natürlich auch die letzten Aufgebote in sich

einschlöße, und die sich, soweit eine Verwendung auf dem Kriegsschauplatz in Betracht käme, ganz erheblich vermindern würde. Von der geplanten Kriegsgliederung weiß man außerhalb des französischen Generalstabes nur so viel, daß fünf Armeen vorgesehen sind, davon vier im Osten und eine im Alpengebiet. Jedes Armeekorps wird voraussichtlich 36,000 bis 38,000 Mann in zwei Infanteriedivisionen enthalten.

Der französische Schutzstaat Tunis, dessen Militärmacht der dunkelhäutige Wachtposten auf unserem nächsten Bilde angehört, nimmt von der Armee der Republik in Friedenszeiten rund 14,000 Mann und 700 Offiziere für sich in Anspruch, und zwar 15 Infanteriebataillone, 10 Kavallerieschwadronen, 3 Batterien reitender und 4 Batterien Fußartillerie, 2 Genie- und 3 Trainskompanien. Selbstverständlich ergänzt sich ein großer Teil der tunesischen Militärmacht aus eingeborenen Rekruten.

Die Uniform des Wachtpostens auf Seite 187 ist an dem federngeschmückten Hute vermutlich für jeden unserer Leser auf den ersten Blick kenntlich. Denn die Bersaglieri, die beliebteste und populärste Truppe der italienischen Armee, sind auch im Auslande ungefähr ebenso bekannt wie die deutschen Totenkopfhufaren oder die österreichischen Deutschmeister. Ihre Anfänge reichen bis in das Jahr 1836 zurück, wo sie von dem General della Marmora im sardinischen Heere nach dem Muster der französischen Jäger zu Fuß in zwei Kompanien organisiert wurden. Da sie besonders auserwählten Ersatz erhielten, zeichneten sie sich bald durch ihre hervorragenden Leistungen aus und wurden nach Errichtung des Königreiches Italien als ein wichtiger Bestandteil in die Armee desselben aufgenommen. Gegenwärtig hat jedes der



Ein Doppelposten in Konstantinopel.

zwölf italienischen Armeekorps ein Bersagliere Regiment zu drei Bataillonen mit je vier Kompanien, unter denen sich auch mehrere Radfahrerkompanien befinden.

Bemerkenswert und von dem üblichen Schema abweichend ist das — natürlich nicht transportable — geräumige steinerne Schilderhaus, dessen unser neapolitanischer Wachtposten sich zu erfreuen hat.

Noch viel eigenartiger allerdings wirkt der hohe, schuppenartige Holzbau, der dem spanischen Posten (S. 188) und seinem Kasse Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne gewährt. Der stattliche Kürassier gehört zu den Mannschaften der Königlichen Eskorte, die ungefähr die Stelle der preußischen Garde einnimmt, während die übrige Heeresmacht aus 58 Linienregimentern besteht. Dem Namen nach besteht auch in Spanien heute die allgemeine Wehrpflicht. Aber es gibt nicht nur eine Unmenge von Ausnahmen, sondern es sind auch Loskauf und Stellvertretung im weitesten Umfange gestattet. Das Institut der Einjährig-Freiwilligen, das eine Zeitlang bestand, ist sehr bald wieder abgeschafft worden. Die Dienstpflicht beginnt mit dem einundzwanzigsten Jahre und dauert zwölf Jahre, von denen nach der Heeresverfassung die ersten drei bei der Fahne abgedient werden sollen. Aus Sparsamkeitsrücksichten aber werden es deren selten mehr als zwei.

Die Haltung des Postens auf unserem nächsten Bilde würde jeden preußischen Unteroffizier mit heller Entrüstung erfüllen; aber in der griechischen Armee nimmt man's mit solchen Außerlichkeiten offenbar nicht so genau, wie denn überhaupt die jüngste Bewegung im griechischen Offizierkorps ein recht eigentümliches Licht auf den Geist und die Disziplin dieses Heereskörpers geworfen hat. Von der Größe der griechischen Armee darf man sich übrigens keine allzu ausschweifende Vorstellung machen. Sie hat einen Friedensetat von 22,427 Offizieren und Mannschaften, und wenn auch

ihre Kriegstärke auf 82,125 Mann mit 174 Geschützen und 14,441 Pferden angegeben wird, denen sich zu-



Schildwache vor dem königlichen Palast in Sofia.

dem noch 76,800 Mann Nationalgarde und 58,000 Mann Reserven zugesellen sollen, so darf man doch getrost annehmen, daß ein erheblicher Teil dieser ansehn-

lichen Streitmacht immer nur auf dem Papier stehen wird.

Ganz fremdartig berühren uns die Organisationsverhältnisse der türkischen Armee, deren Repräsentanten wir auf Seite 191 neben einem der beiden Schilderhäuser erblicken. Die allgemeine Wehrpflicht gilt für Mohammedaner vom einundzwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre, bei dem Ausbruch von Glaubenskriegen aber erfährt sie ohne weiteres eine Verlängerung bis zum — siebzigsten Jahre. Jeder Eingereichte kann sich nach drei Monaten aktiven Dienstes durch Zahlung von fünfzig türkischen Pfund von der weiteren Präsenzpflicht loskaufen. Die Friedensstärke der Armee beträgt 20,000 Offiziere, 250,000 Mann, 22,000 Pferde und Tragtiere, 1300 bespannte Geschütze, ohne Gendarmerie und Räder (10,000 Mann) der Redif. Eine Sanitätstruppe existiert nicht, abgesehen von dem geringfügigen Krankenwärterpersonal in Konstantinopel. — Die Kriegstärke der Nizam- und Redifarmee, einschließlich der irregulären Kavallerie aus Kurden- und Araberstämmen (Hamidié), wird berechnet auf 1 Million Gewehre, 75,000 Säbel, 1600 Feld- und Gebirgsgeschütze. Davon sollen mindestens 500,000 Gewehre, 20,000 Säbel und 1000 Geschütze für einen europäischen Krieg verfügbar sein.

Neben solchen Zahlen nimmt sich die Kriegsmacht des neugeborenen Königreichs Bulgarien recht bescheiden aus, zumal wenn man bedenkt, daß bei der Berechnung der voraussichtlichen Kriegstärke auch hier das Papier sehr geduldig ist. Eingeführt ist die allgemeine Wehrpflicht mit einem Rekrutenkontingent von rund 20,000 Mann. Mohammedaner können sich durch Zahlung von 500 Lewa loskaufen. Die Frieden-

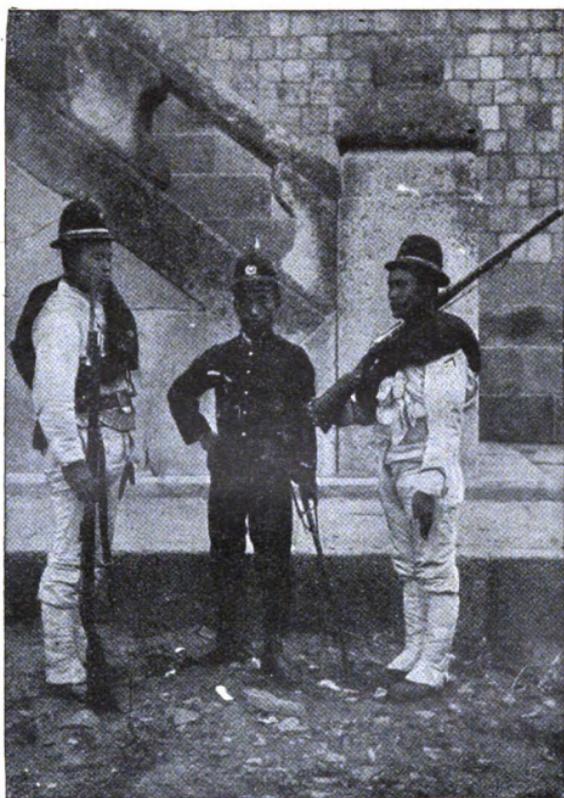
stärke der Armee beträgt 2451 Offiziere und 40,000 Mann, die Kriegstärke — mit dem oben angedeuteten



Ablösung eines Wachtpostens in Kairo.

Vorbehalt — 174,000 Mann, ausschließlich der Volkswehr, deren zwei Aufgebote sich aus den Dienstpflichtigen zwischen dem 38. und dem 45. Lebensjahre

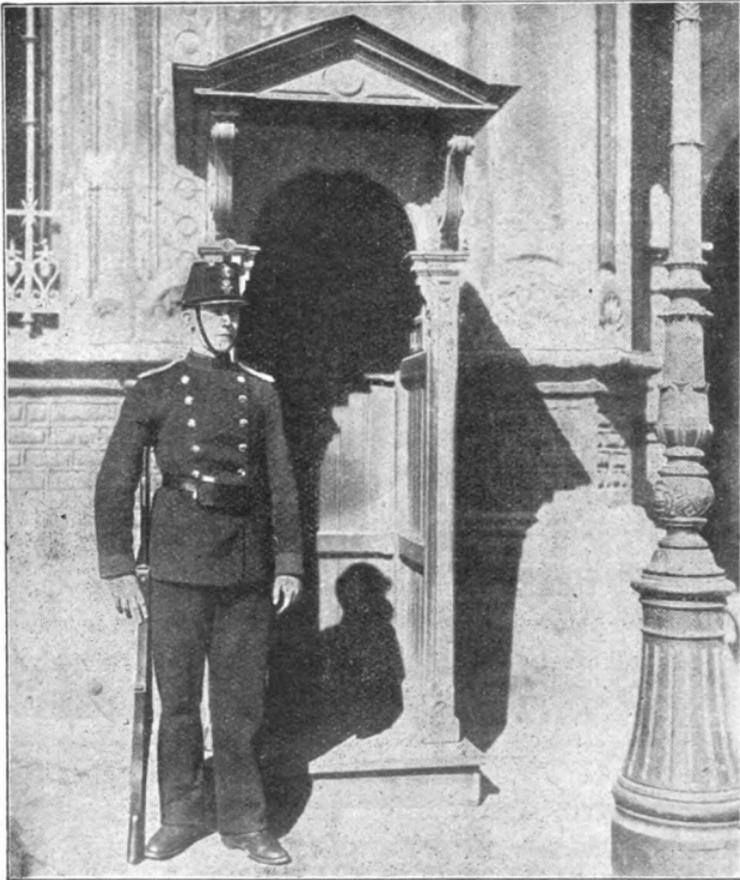
zusammensetzen. — Das Gebäude, vor dessen Garteneingang wir unseren bulgarischen Wachtposten erblicken, ist der neue königliche Palast in Sofia, eines jener modernen Gebäude, deren erhebliche Anzahl der bul-



Japanischer Posten in Korea.

garischen Hauptstadt in den letzten Jahren mehr und mehr ein modern europäisches Gepräge aufgedrückt hat, während sie bis zu ihrer Befreiung von der Türkenherrschaft und noch eine gute Weile nachher eines der greulichsten Schmutznesten war, die man sich nur vorstellen konnte.

Die schmucken Krieger in den guttsitzenden Uniformen und den blitzsauberen weißen Gamaschen (Abbildung Seite 195) zeigen uns einen Wachtposten



Luxemburgischer Soldat auf Posten.

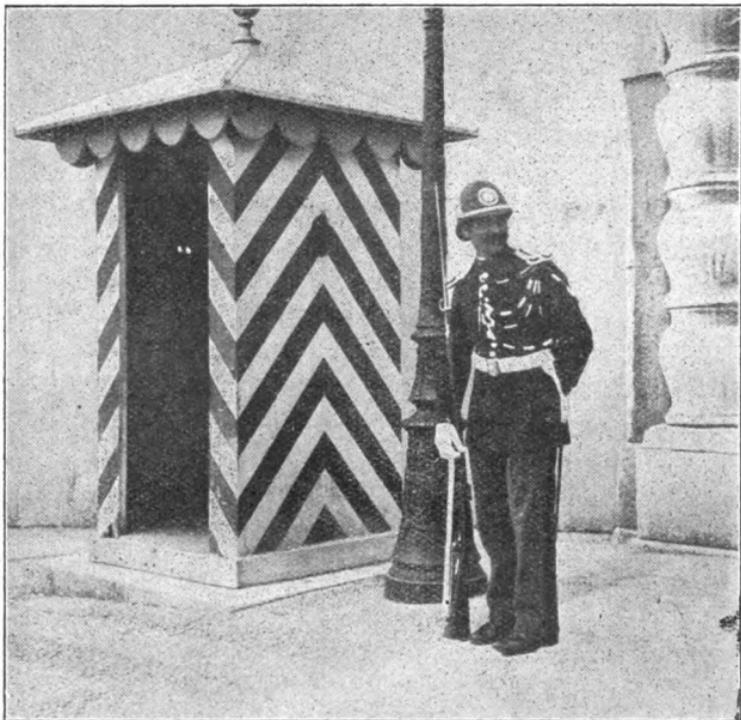
vor dem vizeköniglichen Palast in Kairo im Augenblick der Ablösung. Außer einer englischen Besatzungstruppe von ungefähr 3000 Mann verfügt Ägypten über eine Militärmacht von rund 12,500 Köpfen, die selbstverständlich von einem englischen General be-

fehligt wird. Sie setzt sich zusammen aus neun ägyptischen und fünf sudanesischen Bataillonen, einem Kavallerieregiment, sechs Batterien und zwei Kamelkorps. Die aktive Dienstzeit beträgt sechs Jahre und fünf Jahre bei der Polizei, die die erste Reserveklasse der Armee bildet. Von den vier Divisionen dieser Polizeitruppe sind 25 Offiziere und 1227 Mann in Kairo stationiert.

Das vizekönigliche Palais, das übrigens diesem Würdenträger nur selten wirklich als Wohnung dient, liegt in der Zitadelle, jener uralten Befestigung, die schon 1166 von Jussuf Saladin erbaut und später durch Mehemed Ali verstärkt wurde. Ihre weltberühmte Merkwürdigkeit ist der vermutlich noch aus der Pharaonenzeit stammende sogenannte Josephsbrunnen, der neunzig Meter tief in den Felsen gesprengt ist. Unmittelbar neben ihm erhebt sich die Mabastermoschee mit dem Grabmal Mehemed Allis, die kein Fremder zu besuchen versäumt, weil man von ihrer Terrasse aus die herrlichste Aussicht auf das gleich einer Oase mitten in der Wüste daliegende Kairo genießt.

Den Beschluß unserer Bilderreihe machen neben einem japanischen Posten in Korea, wo sich seit dem russischen Kriege die Japaner häuslich niedergelassen haben, zwei Wachtposten, die gleich der Truppe, der sie angehören, eigentlich nur rein dekorativen Zwecken dienen. Das Großherzogtum Luxemburg bedarf keines streitbaren Heeres mehr, seitdem es völkerrechtlich für neutral erklärt worden ist. Seit der Auflösung des Deutschen Bundes, dem es von 1815 bis 1866 angehört hatte, setzt sich darum seine „Armee“ zusammen aus einer Kompanie Freiwilliger von 6 Offizieren und 140 bis 170 Mann, deren Stärke übrigens „im Notfall“ auf 250 gebracht werden kann, und aus einer

Gendarmerie von 2 Offizieren und 125 Mann, die in 32 Brigaden über das Land verteilt sind. Das Oberkommando über die gesamte Heeresmacht führt ein Major. Die Wehrpflicht ist seit 1881 aufgehoben.

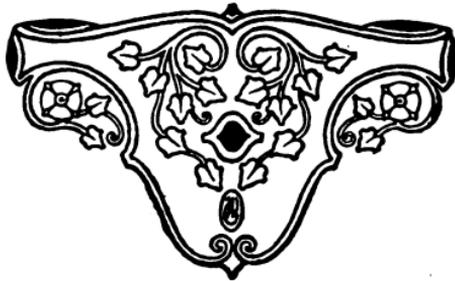


Posten vor dem Palast in Monaco.

Beträchtlich geringer noch ist die bewaffnete Macht des trotz seiner paradiesischen Lage an der ligurischen Küste des Mittelmeeres so übel berufenen Fürstentums Monaco. Seinem Flächeninhalt von 21,6 Quadratkilometer (nach den neuesten Messungen sollen es sogar nur 21,5 Quadratkilometer sein) und seiner Einwohnerschaft von 15,000 Seelen entsprechend, leistete sich das Ländchen bis vor etlichen Jahren ein „Heer“

von 130 Mann, bestehend aus einer Ehrengarde, einer Kompanie Infanterie und 44 Gendarmen. Den konstitutionellen Anschauungen des aufgeklärten, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten mehr als durch seine Regierungstätigkeit bekannten Fürsten aber erschien auch diese militärische Machtentfaltung noch als zu weitgehend, und heute verfügt Monaco nur noch über eine Gendarmerieabteilung von 86 Mann.

Daß der Dienst dieser tapferen Verteidiger des Vaterlandes kein allzu schwerer ist, läßt schon die vergnügte Miene unseres vor dem fürstlichen Palaste aufgestellten Wachtpostens erraten.





Das Blut als Zeuge.

Von E. E. Weber.

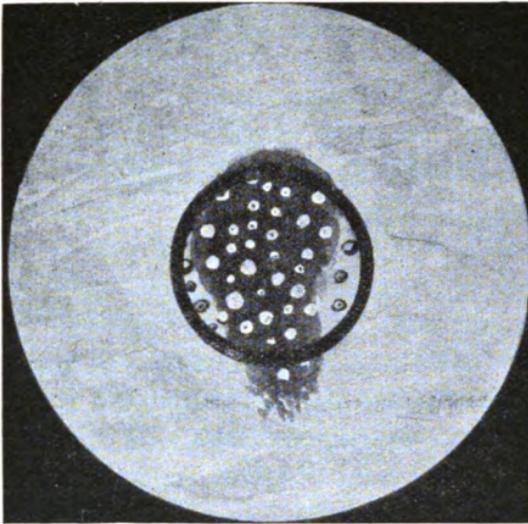
Mit 6 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Bei der Untersuchung zahlreicher Verbrechen kommt es darauf an, nachzuweisen, ob Blutflecke, die sich an der Kleidung des vermutlichen Täters, an Messern, Hämmern und anderen Gegenständen vorfinden, von Menschen oder von Tieren herrühren. Die Angeklagten reden sich ja vielfach damit aus, daß die festgestellten Blutflecke einem geschlachteten Tier entstammen. In solchen Fällen hat dann der Gerichtsarzt oder der Gerichtschemiker einzugreifen, um durch die mikroskopische und sonstige Untersuchung die Natur der Flecke aufzuklären, damit, wenn sie sich als Menschenblut ergeben, dieses als stummer Zeuge verwertet werden kann.

Das Blut ist keine gleichmäßige Flüssigkeit, wie es sich dem bloßen Auge darstellt, sondern es zeigt sich unter dem Mikroskop als eine klare, fast farblose Flüssigkeit, in der viele rundliche Körperchen, die Blutkörperchen, schwimmen. Diese zerfallen in zwei Arten, die roten Blutkörperchen und die weißen Blutkörperchen.

Die roten Blutkörperchen verleihen durch einen ihnen eigenen Farbstoff, das Hämoglobin, dem Blut seine rote Farbe. Sie gleichen beim Menschen flachen, runden Scheiben mit abgerundetem Rande und sind auf den Breitseiten tellerförmig eingedrückt. Die Breite der menschlichen Blutkörperchen beläuft sich



Ein vergrößerter Blutfleck mit erkennbaren Blutkörperchen.

auf $0,0077$ Mil-
limeter, ihre

Dicke auf
 $0,0019$ Milli-
meter. Die

roten Blut-
körperchen der

Säugetiere

sind nun meist

kleiner als die

des Menschen,

so daß sich

schon aus die-
sem Unter-
schied ein An-
halt über den

Ursprung einer Blutspur gewinnen läßt. Nur der

Elefant hat größere rote Blutkörperchen als der

Mensch. Au-
ßerdem wech-
selt aber auch

noch die Form

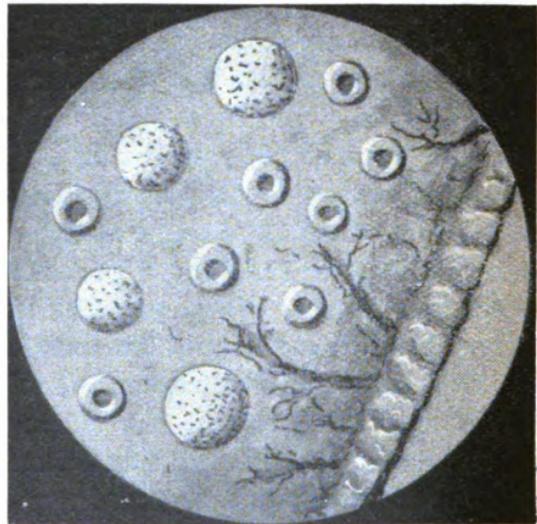
der Blutkör-
perchen bei

dem Menschen

und den Tie-
ren. So sind

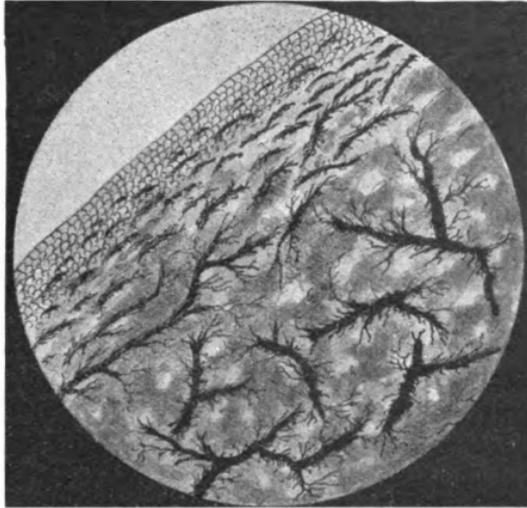
sie bei den Vö-
geln, Repti-
lien und Fi-
schen, sowie

den Lamas
und Kamelen
mehr eiförmig.



Derselbe Blutfleck, noch stärker vergrößert,
mit roten und weißen Blutkörperchen.

Bei einer Taube beträgt ihr Längendurchmesser $0,0174$, ihr Breitendurchmesser $0,0145$ Millimeter, bei einem Frosch sind sie $0,02$ Millimeter lang und $0,01$ Millimeter breit. Daraus lassen sich wiederum



Querschnitt durch einen Blutfleck.

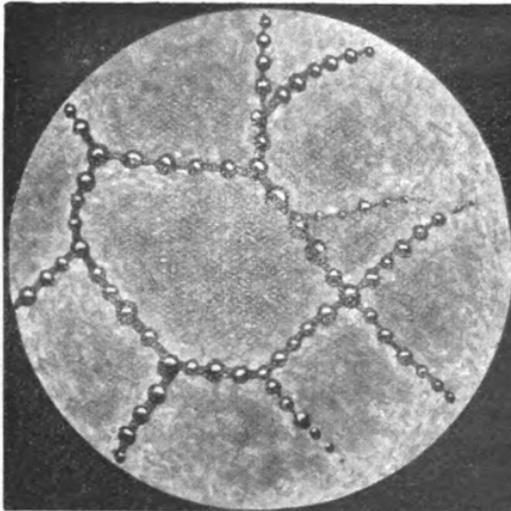
Schlüsse über die Zugehörigkeit des Blutes ziehen.

Aber auch die Zahl der roten Blutkörperchen spricht mit. In einem

Rubikmillimeter Blut eines gesunden

Mannes finden sich rund fünf Millionen rote Blutkörperchen vor und, wie hier gleich bemerkt sei, gegen vierzehntausend weiße Blutkörperchen.

Das Frauen-



Maschenwerk der Blutfasern.

blut enthält auf einen Kubikmillimeter eine halbe Million rote Blutkörperchen weniger. Da ein erwachsener Mann etwa zehn Pfund Blut besitzt, so entfallen darauf gegen fünfundzwanzig Milliarden rote Blutkörperchen. Den Rauminhalt eines Blutkörperchens hat man auf $0,00000072217$ Kubikmillimeter und seine Flächenausdehnung auf $0,000128$ Quadratmillimeter berechnet. Die gesamten roten Blutkörperchen eines Mannes würden daher, nebeneinander gelegt, 2816 Quadratmeter bedecken, eine Fläche, deren Durchschreitung achtzig Schritte verlangt. Es zeigt sich nun, daß je größer die roten Blutkörperchen einer Tierart sind, die gleiche Menge Blut auch desto weniger von ihnen enthält, so daß auch dieser Umstand bei der Beurteilung verwertet werden kann.

Die weißen Blutkörperchen sind kugelförmig. Sie besitzen einen Durchmesser von $0,0054$ bis $0,12$ Millimeter. Bemerkenswert ist ihre Eigenbewegung. Erwärmt man einen Tropfen Menschenblut auf die Normaltemperatur von 37 Grad Celsius, so sieht man, wie die weißen Blutkörperchen Fortsätze aussenden, mit denen sie sich bewegen und festheften oder auch irgendwelche Fremdkörper umfassen, um sie dann in ihren Körper hereinzuziehen.

Wie bekannt, gerinnt das Blut an der freien Luft. Das des Menschen gerinnt in drei bis zehn Minuten, Kaninchenblut beispielsweise viel schneller, Pferdeblut langsamer. Während der Gerinnung schrumpfen die roten Blutkörperchen zu zackig-sternförmigen Gebilden ein, und später treten dann farblose Fasern auf, die den geronnenen Blutkuchen wie ein Netzwerk durchziehen und Blutkörperchen in sich schließen. Die Fäden bestehen aus Fibrin oder Blutfaserstoff. Der Blutkuchen bildet zuletzt eine rote Gallerte, aus der eine gelbliche

Flüssigkeit herausgepreßt wird, die das Blutserum oder Blutwasser darstellt. Das Blutserum ist also das Blutplasma ohne den Faserstoff.

Behandelt man nungeronenes und eingetrocknetes Blut mit Kochsalz und Eis-

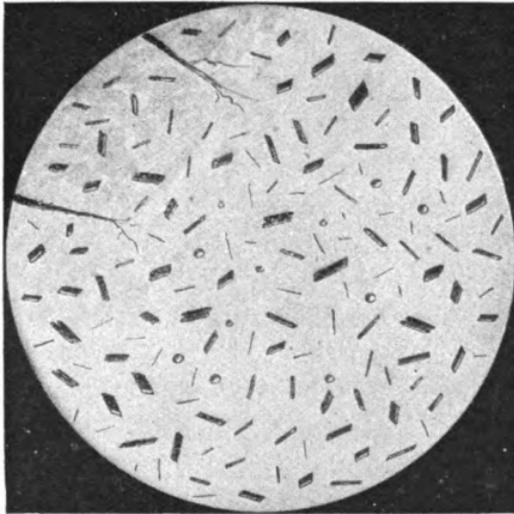
essig und erhitzt es, so sieht man unter dem Mikro-

strop winzige plättchenförmige Kristalle, die Hämatin-

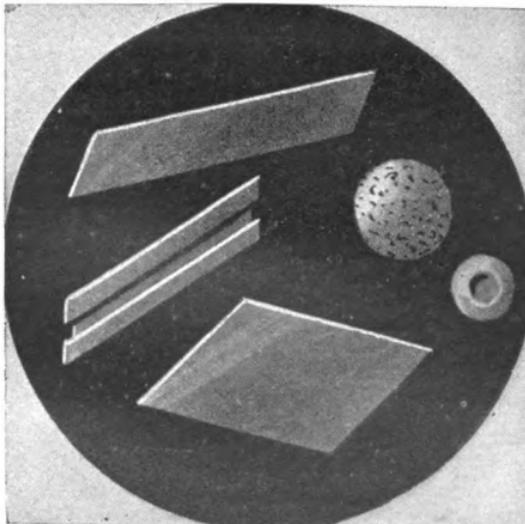
kristalle, die in ihrer Form bei den einzelnen Tierarten etwas voneinander abweichen und dadurch die Abstammung des Blutes verraten.

Hierzu treten nun noch andere Untersuchungs-

methoden. Bei



Hämatinkristalle.



Hämatinkristalle im Größenverhältnis zu den Blutkörperchen.

der spektroskopischen Untersuchung zeigt das Spektrum verdünnten Blutes zwei dunkle Absorptionsbänder im gelben und grünen Teil. Man erkennt das Vorhandensein von Blut auch dann noch, wenn die Flüssigkeit nur 0,02 Prozent Blut besitzt.

Endlich wird auch das Blutserum zur Bestimmung des Blutursprungs benützt. Spritzt man einem Kaninchen fünf- bis sechsmal in zweitägigen Zwischenpausen von den Blutkörperchen befreites Blutserum unter die Haut, so ruft das sechs Tage nach der letzten Einspritzung aus dem Kaninchen gewonnene Blutserum im menschlichen Blutserum, das mit einer Kochsalzlösung verdünnt ist, bei einer Temperatur von 37 Grad Celsius einen starken wolkigen Niederschlag hervor. Dieser Niederschlag entsteht in keiner anderen Blutart und ermöglicht daher, Menschenblut von Tierblut genau zu unterscheiden. Auch alte, eingetrocknete Blutflecke zeigen diese Erscheinung, wenn sie mit einer Kochsalzlösung aufgeweicht werden.

Die Mikrophotographie gestattet es dann, die gewonnenen Ergebnisse photographisch aufzunehmen und nach Herstellung von Vergrößerungen den Tatbestanden Richtern und Geschworenen vor Augen zu führen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Prozeß und Hinrichtung im Jahre 1765. — Maria Flint, die junge Frau eines Bürgers von Stralsund, hatte, wie sie behauptete, nur versehentlich ihr Kind getötet. Der drohenden Verhaftung entzog sie sich durch die Flucht und lebte in der Nähe von Leipzig längere Zeit in Verborgenheit. Aber im Gewissen gequält, machte sie sich heimlich zu Fuß auf und kehrte in die Heimat zurück.

Am 1. Dezember 1765 gegen Abend schlich sie durch die in Dämmerung liegenden Straßen Stralsunds dem Gerichtsgebäude zu und trat mit den kaum verständlichen Worten zu dem Gefängniswärter: „Ich bin wieder hier.“

Dieser erkannte sie zuerst nicht und fragte: „Wat för'n Ich?“

„Maria Flinten, die Armesünderin,“ sagte das unglückliche Weib demütig.

„Dat is was anners,“ erwiderte der Wärter, schloß eine Zelle auf und ließ sie hinein. Dann eilte er sogleich zum Bürgermeister und meldete das außerordentliche Ereignis.

Die Herren wollten es zuerst gar nicht glauben. Dann befahlen sie dem Wächter, die Gefangene milde zu behandeln und ihr keine Fesseln anzulegen. Die Zelle sollte geheizt und ihr eine erwärmende Suppe gekocht werden. Von der Suppe aß sie nur sehr wenig. Sie bat nur um die Begünstigung, daß niemand zu ihr gelassen werde, auch ihre Mutter nicht. Am anderen Tage sammelte sich unter dem Rathause eine große Menge Volks, da es feststand, daß die Gefangene zum gerichtlichen Verhöre geführt werden solle. Um zehn Uhr erschien sie in Begleitung zweier Ratsdiener, gefolgt von dem neugierigen Menschenschwarm, da jeder sie sehen wollte. Sie schritt langsam mit niedergeschlagenen Augen einher und sah

sehr blaß und angegriffen aus. Ihre Kleidung war ärmlich und ihre Fußbekleidung von der weiten Fußreise halb zerrissen.

Das Gericht war schon versammelt. Auch die beiden Geistlichen, Pastor Stannick und Magister Colberg, waren vorgeladen, um der Delinquentin ins Gewissen zu reden, damit ihre Aussage der Wahrheit gemäß laute. Bei deren Anblick brach sie in Tränen aus. Nun begann ein sehr strenges Verhör mit ihr. Sie gab zu, daß das Kind in ihrem Bett erstickt sei, behauptete aber, sie hätte das nicht gewollt. Auch bedauerte sie es, daß sie sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen habe. Das Gericht tagte bis gegen den Abend, nachdem die Gefangene bereits wieder abgeführt war. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch ließ man niemand zu ihr. Zwei Wochen vergingen. Dann wurde das Todesurteil gefällt. Am dritten Adventsonntage wurde von der Kanzel eine Fürbitte für sie getan.

Ruhig sah sie ihrem letzten Tage entgegen. Der 20. Dezember war zu ihrer Hinrichtung festgesetzt, die sich, wie ein noch vorhandener Bericht meldet, in folgender Weise vollzog. Auf dem Scharfkirchhofe war gelber Sand gefahren und auf dem Platze, wo die Enthauptung geschehen sollte, ausgestreut worden. Der Platz war mit Planken abgezäunt. Die Sterbetische ward hinausgebracht und das Grab gegraben. Nicht, wie sonst üblich, auf einem Stuhle sitzend, sondern stehend sollte die Hinrichtung stattfinden. Weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es würden Versuche gemacht werden, die Delinquentin mit Gewalt zu befreien, waren viele Arbeiter von den Furierschützen aufgeboten und mit Waffen versehen worden, die aus dem Zeughause mit Erlaubnis des schwedischen Stadtkommandanten gegen ein Geldgeschenk geliehen wurden. Diese Leute bildeten einen doppelten Kreis um den Richtplatz. Die ganze Stadt war schon vor Tag auf den Beinen. Weil es Winter war, ward befohlen, die Straßen zu fegen. Der Platz vor dem Rathause war schon tags zuvor mit Scharlach ausgeschlagen worden. Um neun Uhr versammelte sich das Gericht, und ein Diener gab das Zeichen, daß die Delinquentin vorgeführt werden sollte. Der Henker stand schon an

seinem Platz, der sich an dem äußersten Ende der Gerichtsschranken befand.

Der Henker war in blauem Mantel und bloßem Haupt. Sein langes weißes Haar fiel in Locken auf die Schultern. Unter dem Mantel hielt er das blanke Richtschwert verborgen. Auf einen Wink des obersten Gerichtsherrn trat er aus den Schranken auf die Mitte des alten Marktes, schwang das bloße Schwert dreimal in Pausen um sein Haupt und rief dabei mit lauter Stimme: „Wer klagen will, der klage fest!“ Dann trat er wieder an seinen Platz. Auf dem Alten Markt, mit dem Angesicht gegen das Rathhaus gewendet, hielten alle Ratsdiener, blau gekleidet, mit entblößtem Degen hoch zu Ross unter Anführung des ältesten Ratsdieners Riemer in seinem mit Silber gestickten ledernen Koller. Die Hauptwache war angetreten und hatte das Gewehr bei Fuß.

Die Armesünderin stand unten an der Rustodie zum Abgange fertig. Vier Gerichtsdiener begleiteten sie. Auch die ganze Nachtwache stand bereit, sie zu umgeben und mitzugehen. An den Füßen trug sie Schuhe mit geraspelten Sohlen, um auf dem Rictplaz nicht etwa auszugleiten. Auf dem Kopfe trug sie, da ihr schönes Haar abgeschnitten war, eine kleine, enganliegende weiße Mütze und eine kleine weiße Haube daran. Um den Hals hatte sie ein feines, weißes Tuch geschlungen, das ein Knoten hielt. In der einen Hand hielt sie ein Gesangbuch, in der anderen ein weißes Schnupftuch. Eine leichte Röthe bedeckte ihre Wangen. Sie galt als die schönste Frau in der ganzen Stadt. Darum machte sie auch einen rührenden Eindruck. Noch lange nachher weinte man um sie, da die meisten Leute die feste Meinung hatten, daß sie unschuldig sei.

Als sie aus der Rustodie trat und die große Menschenmenge erblickte, wandte sie sich seufzend an den Pastor Müller mit den leisen Worten: „Ach, Herr Pastor, wat för veele Minschen!“

Dieser erwiderte: „Sei getrost, mein Kind, du brauchst sie nicht mehr zu fürchten!“

Mit sicherem Fuße schritt sie vor. Der Rictzug setzte sich in Bewegung. Sie ging zwischen den beiden Geistlichen.

Unter dem Rathause standen ihre Freundinnen, deren sie viele hatte. Sie schlug aber die Augen nicht zu ihnen auf.

Die Gerichtsherrn Rühl, Hercules und Brandenburg saßen auf einer drei Stufen hohen Bank, mit rotem Tuch belegt, gegen den Eingang. Zwei Stufen hoch zur Rechten saß der Stadtvogt und die Geschworenen, schwarz gekleidet. Zur Linken stand eine Stufe höher ein Tisch mit einer roten Decke, hinter welchem der Sekretär saß. Vor dem Tische setzten sich die beiden Geistlichen nieder. Der Scharfrichter stand hinter ihnen. Der Stadtvogt erhob sich dann und klagte die Flint an. Die stand vor dem Tische, und der Sekretär richtete folgende Fragen an sie: „Nicht wahr, Ihr habt ein Kind umgebracht?“

„Mit Willen nicht.“

„Nicht wahr, das Kind ist in Eurem Bette erstickt?“

„Ja.“

Dann las er ihr das Urtheil vor, daß sie enthauptet und auf der Richtstätte sollte begraben werden.

Eine feierliche Stille herrschte während dieses Vorgangs; man hörte viel Weinen und Schluchzen.

Die Flint schlug nun die Augen auf und blickte ruhig umher. Ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust.

Pastor Müller rief ihr den Trostspruch zu: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten.“

Der älteste Gerichtsherr, Rathsherr Rühl, mahnte den Scharfrichter, seine Sache gut zu machen.

Dieser hatte den Lübecker Scharfrichter zu seinem Beistande berufen, welcher schon auf dem Scharfkirchhofe wartete. Dorthin begab sich nun auch durch Seitengassen der Stralsunder. Dann begann der Hinrichtungszug: voraus die Ratsdiener paarweise, dann vier Gerichtsdienere, dann die Armenfönderin mit den beiden Geistlichen. Hinterher folgte die Wache. Überall sah man aus den Fenstern; es wurde viel geweint. Am Tribseer Thor hielt die Armenfönderkutsche. Die Geistlichen setzten sich mit der Flint hinein. An beiden Seiten gingen zwei Rüster, welche den von der Delinquentin selbst gewählten Gesang sangen, bis man den Richtplatz erreichte.

Hier war eine ungeheure Menschenmenge versammelt, zum Theil aus weiter Ferne.

In einem Bericht des Pastors Müller heißt es jetzt wörtlich: „Wir gelangten mit großer Mühe zu dem angewiesenen Ort und gingen an ihrem Sarge und Grabe vorüber. Hier stand die Delinquentin einen Augenblick still und betrachtete beides mit Wehmut; auch breitete sie ihr weißes Schnupftuch im Sarge aus, um damit das fehlende Laken zu ersetzen. Der Scharfrichter trat uns entgegen, hieß die Delinquentin stillstehen und die Schuhe ausziehen. Dies tat sie sehr ruhig und gelassen. Hierauf legte er ihr die Binde um die Augen. Schnell warf er dann den Mantel ab und nahm das Schwert, das ihm der Lübecker Scharfrichter reichte. Er richtete hierauf der Armesünderin das Kinn etwas in die Höhe und sagte ihr, es habe schon noch etwas Zeit. Aber da war auch schon der Kopf herunter; kaum daß wir hatten zur Seite springen können. Der Hieb war sehr glücklich; die Kraft war so stark, daß der Kopf aufgerichtet in gerader Linie über eine Elle entfernt schwebte, ehe er mit dem Körper zugleich niederfiel. An dem Gesicht sah ich ein schnelles Zucken. Das Gesicht behielt eine rötliche Farbe. Der Scharfrichter löste die Binde von den Augen, nahm den Kopf und stellte ihn aufgerichtet vorn zwischen ihren Füßen nieder. Man sah ein starkes Zucken, der Mund öffnete sich und schloß sich als wie beim natürlichen Athemholen. Die Augen waren völlig geschlossen, und endlich wurde das Gesicht ganz blaß und hörte zugleich die Bewegung auf.“

Der Leichnam ward in der Sterbekiste auf dem Richtplatze verscharrt. Nach Aussage einiger Vorstädter sah man aber um Mitternacht eine Laterne auf der Grabstätte und Menschen beschäftigt, woraus zu schließen ist, daß der Sarg ausgegraben und die Hingerichtete an einem anderen Orte wieder begraben worden ist. C. E.

Neue Erfindungen: I. **R e i s e h ä n g e m a t t e.** — Reisen ist eine Kunst, und wer billig, bequem und ohne Ermüdung sein Ziel erreichen will, der sinnt darauf, wie er die Beschwerden und Unannehmlichkeiten des Reisens am besten überwinden kann.

Für eine bequeme Sitzgelegenheit hat nun die Firma Theodor Sachse & Cie. in Rattowitz geforgt, durch die Herstellung einer Reisehängematte, die einem alltäglich von vielen Tausenden empfundenen Bedürfnis nach Ruhe, Bequemlichkeit und Sauberkeit in zweckmäßigster Weise vorzüglich entspricht.

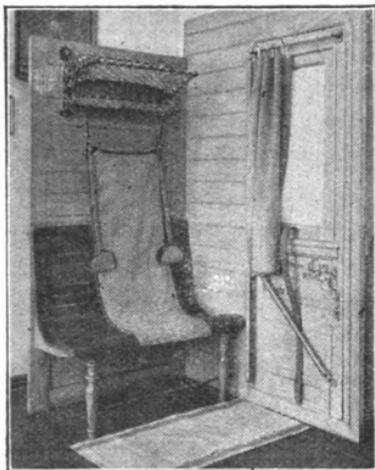


Fig. 1.

Aus unseren Abbildungen Fig. 1 bis 3 ist die Anwendung dieser Reisesitzgelegenheit ohne weiteres ersichtlich. Die Matte besteht aus einem sehr kräftigen Stoffstreifen, der mittels zweier Spiralfedern an der unteren Stange des in jedem Eisenbahnabteil befindlichen Schirmnetzes aufgehängt und in dritter Wagenklasse mit zwei unterhalb des Sitzes angebrachten Klemmplatten in einer Nische der Bank befestigt wird, während die Matten für die erste und zweite Klasse lose über die Rücken- und Sitzpolster hängen.

Die Armstützen sind verstellbar, nach allen Seiten beweglich und gestatten während der Eisenbahnfahrt bequem zu schreiben, die Matte bietet dem Rücken einen festen Halt, so daß der Körper in eine bequeme ruhende Lage versetzt wird und die Bewegungen, das Schleudern und Stoßen der Wagen wirkungslos gemacht werden kann.



Fig. 2.

Das Anbringen der Matte im Abteil macht nicht die geringsten Schwierigkeiten, es ist vielmehr im Handumdrehen geschehen, und der Reisende hat dadurch seinen Platz belegt. Im zusammengefalteten Zustande nimmt die Matte, die knapp 800 Gramm wiegt, einen sehr bescheidenen Raum ein, so daß sie bequem in der Handtasche, im Rucksack usw. mitgeführt werden kann.

II. Moderner Bratapparat für Gasheizung. — Der „Lucullus“ ist ein selbständiger, mit Gas zu heizender Bratapparat, der an jede Gasleitung angeschlossen werden kann und infolge seiner eigenartigen Konstruktion ermöglicht, jede Art Fleisch ohne Zutat von Butter oder Fett unter Er-



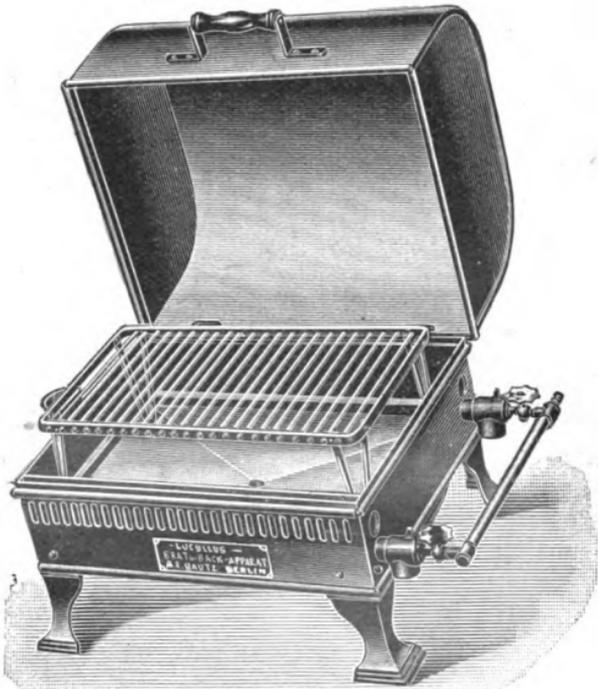
Fig. 3.

haltung des so wertvollen Fleischsaftes zu braten. Er besteht aus einem auf vier Füßen ruhenden Unterteil, in welchem sich eine Wasserwanne befindet, die im Innern des Apparates geschlossen ist und nur von außen vermittlems des Trichters gefüllt beziehungsweise entleert werden kann. Die Wanne ist in ihrem Oberteil nach der Mitte zu geneigt und an der tiefsten Stelle mit einem nach unten hindurchführenden Rohr versehen. Das schmelzende Fett und der Saft, der aus dem Fleischstücke tritt, fällt auf diese Wanne, läuft nach der Mitte und durch das Abflußrohr in ein darunterzustellendes Gefäß.

Längs der Wanne befinden sich zu beiden Seiten die Gasbrenner, die von innen angezündet werden müssen. Die Regulierung erfolgt durch außen angebrachte Hähne.

Das Gas verbrennt ohne Rückstände, so daß die Speisen in keiner Weise beeinträchtigt werden. Infolge der eigenartigen Konstruktion wird eine permanente Trockenhitze erzielt,

wodurch die äußere Eiweißschicht des Fleisches sofort gerinnt und die Poren geschlossen werden. Dieses ermöglicht, daß das Bratstück im eigenen Saft gar werden kann. Es treten aus dem Fleisch nur etwa 10 Prozent Saft aus, gegenüber 30 Prozent bei anderen Bratvorrichtungen. So ergeben zum



Moderner Bratapparat für Gasheizung.

Beispiel 10 Pfund Kalbsbraten 9 Pfund fertigen Braten, in der Pfanne gebraten aber nur höchstens $6\frac{1}{2}$ bis 7 Pfund. Der ausgetretene Fleischsaft läuft in ein besonderes Gefäß. Dieser Saft geht also nicht verloren, verkocht und verdampft nicht, sondern bildet eine sehr brauchbare Flüssigkeit zur Bereitung der Soße. Das auf dem Lucullusapparat hergestellte Fleischgericht ist infolge seines hohen Saftgehaltes und des Wegfalls jeder besonderen Fettzutat ungemein verdaulich und

von sehr hohem Nährwert. Es wird durch diese Eigenschaften zu einem für jedermann, insbesondere aber auch für Magenleidende und Rekonvaleszenten, besonders zu empfehlenden Bestandteil der Krankenkost, da es alle diätetischen Anforderungen erfüllt. Eine ausführliche Beschreibung dieses vortrefflichen Apparates versendet kostenfrei die Firma A. E. Bauz, Berlin SW 19, Leipzigerstraße 66.

Die bezahlte Schuld. — Der beliebte Komponist Lorking war bekanntlich fast immer in Geldsorgen. Oft langte es kaum zum täglichen Leben. Überall mußten Anleihen gemacht werden, und gar schwer fiel Meister Lorking das Wiedergeben.

In seiner Kapelle hatte Lorking auch einen Pauker, der sehr vermögend, aber ein richtiger Geiztragen war. Von diesem Mann hatte sich der arme Kapellmeister einige Taler borgen müssen, und es war ihm leider nicht möglich, das Geld zu dem verabredeten Termin zurückzugeben. Der geizige Pauker drängte bei jeder Probe, Lorking aber mußte immer wieder um Nachsicht bitten.

Schließlich hatte er von seinem Mißgeschick einigen Orchestermitgliedern erzählt, und diese beschloßen, die paar Taler zu sammeln und den hartherzigen Pauker zu befriedigen.

Dieser hatte die Gewohnheit, wenn er bei einem Orchesterstück einige Minuten zu pausieren hatte, was öfters vorkam, nach dem Theaterbüfett zu eilen und dort ein Glas Bier zu trinken. Kurz vor seinem Einfaß war er dann pünktlich wieder zur Stelle, um seine Pauken zu bedienen. Hierauf bauten die Orchestermitglieder einen feinen Plan.

Lorking hatte eines Tages die Probe zu einer Oper angefaßt, bei der die Pauke im Beginn des zweiten Aktes eine lange Pause hatte. Richtig war der Pauker auch sofort verschwunden. Da zählte ein ebenfalls vorübergehend unbeschäftigtes Orchestermitglied die Schuld Lorkings in lauter Groschenstücken sorgfältig geordnet auf beide Pauken auf und ging dann wieder an seinen Platz. Auch der Pauker erscheint pünktlich vor seinem Einfaß an seinem Instrument, ergreift die Schlegel und wirbelt mit vollster Kraft seinen Einfaß ab. Doch wer beschreibt sein Entsetzen, als mit lautem Geprassel ein Hagel von Geldstücken

im Orchester herumfliegt. Lorking klopft sofort ab, die Orchestermitglieder lachen aus vollem Halse, und der habgierige Pauter muß sich nun seine Groschen aus allen Ecken und Dielenritzen zusammensuchen.

Als Lorking verwundert fragt, was das alles zu bedeuten habe, sagte man ihm lachend: „Herr Kapellmeister, wir haben uns erlaubt, Ihre Schuld bei unserem Kollegen zu begleichen. Er zählt bereits nach, ob es auch stimmt!“ U. M.

Was man alles versichern kann. — „Heutzutage,“ so äußerte sich der Direktor einer großen englischen Versicherungsanstalt, „darf man ohne Übertreibung behaupten, daß man sich gegen jede erdenkliche Möglichkeit des Lebens versichern kann. Ja, der Mann müßte sehr klug sein, der eine Gefahr erfinnen wollte, gegen die man sich durch Versicherung nicht schützen könnte, wenn man nur die nötige Prämie zahlen will. Ziemlich bekannt ist es ja, daß große Virtuosen ihre Hände gegen allerlei Zufälle, die sie beschädigen könnten, versichert haben. Sänger haben ihre Stimme, Athleten ihre Glieder versichert, und wohl keinen Körperteil, der zum Erwerbe dient, gibt es, der nicht versichert werden kann. Der Seetoster braucht nicht mehr zu fürchten, die Empfindlichkeit seiner Zunge zu verlieren, und auch der Parfümkenner kann gegen die Folgen des Verlustes seines Geruchsinnes Vorkehrung treffen. Besonders schönes Frauenhaar wird versichert, ebenso die Bieder des Mannes, der Bart.

Es gibt Gesellschaften, die die Versicherung gegen den Verlust der Sehkraft als Spezialität betreiben, so daß der Versicherte der Gefahr, zu erblinden, mit verhältnismäßiger Ruhe entgegensehen kann. Läßt die Sehkraft des Versicherten nach, so gewährt ihm die Gesellschaft auch zeit seines Lebens freie Behandlung seiner kranken Augen. In gleicher Weise kann man auch gegen Kahlheit und Verlust der Zähne Fürsorge treffen. In Grimsby werden Fischerneke gegen Verlust oder Beschädigung versichert. Eine Gesellschaft gibt es, die ihre Tätigkeit auf die Versicherung geschliffener Gläser und Porzellan beschränkt, ja es existiert sogar eine Gesellschaft, die den Wirten ihre Konzessionen garantiert

Aber nicht nur gegen die Gefahren, die der natürliche Lauf der Dinge mit sich bringt, gegen Verlust der Stellung, gegen Verlust eines Gliedes kann man sich versichern, sondern bei Lloyds in London kann man sich gegen alle nur erdenklichen Möglichkeiten versichern. Wenn jemand irrsinnig geworden ist, nachdem er sein Testament zu Ihren Gunsten gemacht oder Ihnen ein großes Legat ausgesetzt hat, so können Sie sich dagegen versichern, daß er wieder zu Vernunft kommt und seinen letzten Willen zu Ihren Ungunsten ändert. Haben Sie eine Erbschaft unter der Bedingung gemacht, daß Sie eine gewisse Dame heiraten oder Ihre Religion wechseln sollen, so können Sie sich durch Zahlung einer vereinbarten Prämie versichern, falls die Dame Sie nicht haben will oder Sie ledig bleiben oder an Ihrer Religion festhalten wollen.

Wollen Sie Ihr Grundstück verkaufen, und die Besizurkunde ist Ihnen abhanden gekommen, so können Sie als Ersatz für diese Urkunde eine Police nehmen, so daß Sie von aller weiteren Verantwortlichkeit befreit sind. Haben Sie als Wirt eines großen Gartenlokals Vorkehrungen für Konzert und Feuerwerk getroffen, und fürchten Sie, daß ein Regen Ihre schönen Ausichten auf hohe Einnahmen zu Wasser machen wird, so können Sie auch diese versichern, so daß Sie, soweit Ihr Geldbeutel in Betracht kommt, den fallenden Barometer mit lachendem Munde verfolgen können.

Sind Sie der Erbe eines unverheirateten Onkels, und haben Sie Angst, daß er heiraten und Sie dadurch um Ihr Erbteil bringen könnte, dann können Sie sich gegen diesen unwillkommenen Fall versichern, so daß Sie, Ihr Onkel mag heiraten oder nicht, um keinen Pfennig geschädigt werden. Sind Sie mit einer jungen Dame verlobt, die eine große Mitgift hat, so können Sie sich auch dagegen versichern, daß sie Ihnen nicht noch in zwölfter Stunde einen Korb gibt. Sind Sie der nächste Verwandte jemandes, der noch nicht sein Testament gemacht hat, so mag es vielleicht für Sie ratsam sein, sich dagegen zu versichern, daß er dieses Testament nicht zu Ihrem Nachtheile mache.

Ein Apotheker kann sich durch Versicherung gegen die

Folgen der Haftpflicht schützen, falls er ein falsches Medikament verabfolgt hat; ein Zahnarzt braucht seine Nächte nicht deswegen mehr schlaflos zu verbringen, weil er vielleicht einen falschen Zahn statt eines gesunden gezogen hat, und auch der Arzt braucht die Folgen einer falschen Diagnose nicht mehr zu fürchten. Mit der verhältnismäßig niederen Prämie kann man der Gefahr, Vater von Zwillingen zu werden, ruhig ins Auge sehen. Der Kapitalist, der zu seiner Bank kein Vertrauen mehr hat, kann dieselbe gegen Zusammenbruch versichern.“

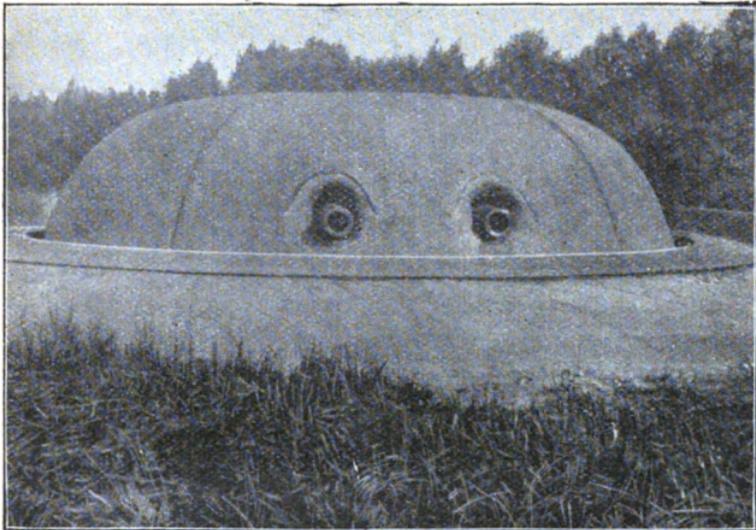
J. C.

Kameradschaftlich. — Fürst Bismarck trat im Jahre 1838 als Einjährig-Freiwilliger in das Potsdamer Gardejägerbataillon ein und ließ sich nach einem halben Jahre zu den „zweiten Jägern“ nach Greifswalde versetzen, um dort nebenher Vorlesungen an der Landwirtschaftlichen Schule in Eldena zu hören. Er war ein guter Kamerad. Das bewies er einmal einem Manne, der später als Gutsbesitzer in Pommern lebte und der damals mit Bismarck zusammen bei den Greifswalder Jägern diente.

Bismarck stand eines Tages beim Sektionsmarschieren gerade im Gliede vor dem betreffenden Kameraden. Nun war es bei den Jägern Mode geworden, auch einmal von den damals zahllosen Störchen gelegentlich einen herunterzuholen. Dagegen erlassene Verbote fruchteten wenig. So schwebten, als die Jäger an jenem Tage nach Hause marschierten, über der Truppe wieder einige Störche, von denen urplötzlich der Hintermann Bismarcks einen mit der Kugel herunterholte. Die Offiziere gingen in ziemlich weiter Entfernung vor den Mannschaften, hatten aber den Knall gehört, auch den Storch niederfallen sehen. Es wird sofort „Halt!“ kommandiert, und der Hauptmann stellt selbst Gewehrrevision an. Zunächst beim ersten Gliede, dann beim zweiten. Beim ersten wird nichts gefunden. Schon schwankt der Attentäter, ob er nicht freiwillig hervortreten und die Strafe auf sich nehmen solle, da raunt ihm aus dem ersten Gliede sein Vordermann Bismarck zu: „Aufgepaßt! Gewehr in den linken Arm — wir tauschen die Büchsen!“ Und in demselben Moment fliegt geschickt die

Büchse Bismarcks seinem Hintermann zu und dessen Büchse nach vorn. Keiner der revidierenden Offiziere hatte den geschickt und blitzschnell ausgeführten Tausch bemerkt, und der Fall mit dem Storchenschuß blieb unaufgeklärt. C. T.

Moderne Küstenbefestigungen. — Um einer feindlichen Flotte die Benützung von Häfen und Reeden zu verwehren,

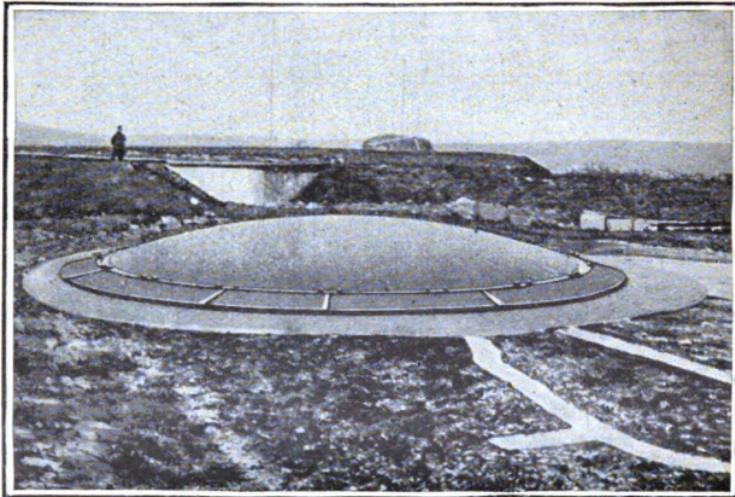


Panzerdrehturm für schwere Geschütze.

werden jetzt offene Strand- und Küstenbatterien angelegt, die grundsätzlich mit schweren Geschützen, deren kleinstes Kaliber die 15-Zentimeter-Kanonen sind, ausgerüstet werden. Dort aber, wo ein enges Fahrwasser mit geringster Geschützzahl und Besatzung beherrscht werden soll, kommen Panzerwerke zur Verwendung.

Die auf Mauerbauten ruhenden Panzerungen sind entweder Batteriepanzer oder Panzerdrehtürme. Die bombensicheren Hohlräume unterhalb der Drehtürme werden heute aus Beton hergestellt, und die ganze Anlage wird so tief im Erdboden angelegt, daß nur die Panzerturmspitze über demselben hervorragt.

Um auftreffende Geschosse abgleiten zu lassen, ist für die obere Panzerbedachung die gewölbte Form gewählt. Der innere Panzerturm läßt sich durch maschinelle Vorrichtungen nach allen Richtungen hin leicht drehen, so daß ein allseitiges Schußfeld gegeben ist. Außer für schwere Geschütze werden neuerdings auch Panzerdrehtürme für Schnellladetanonnen



Gepanzerter Unterkunftsraum.

angelegt, damit eine landende feindliche Abteilung mit Kleinf Feuer überschüttet werden kann. Um jederzeit eine größere Truppenzahl zur Verfügung zu haben, die aber gegen eine feindliche Beschießung gut geschützt ist und nur gebraucht wird, wenn man zum offenen Angriff übergeht, werden ferner bisweilen unterirdische gepanzerte Unterkunftsräume geschaffen, die etwas weiter im Gelände zurückliegen.

Unsere Bilder zeigen einen Panzerdrehurm mit schweren Geschützen und einen gepanzerten Unterkunftsraum, wie sie von Belgien an der Mündung der Schelde angelegt worden sind.

Th. S.

Ein Luftreiter. — Am 7. Juli 1850 ritt der Ingenieur Pritevin vom Marsfelde von Paris aus in Gegenwart von

über zweihunderttausend Zuschauern im wahrsten Sinne des Wortes durch die Luft. Der Ballon, den er benützte, war vierzig Meter hoch und ganz von Seide.

Als der Präsident der Republik um halb sechs Uhr mit seinem Gefolge auf dem Marsfelde erschien, traf Pritevin eben seine letzten Vorbereitungen. Das Pferd, ein starker Pony, auf welchem Herr Pritevin wie auf einem zweiten Pegasus den abenteuerlichen Lufttritt machen wollte, wurde gefattelt und aufgezügelt herbeigeführt. Es mußte einen Rundgang machen, um sich dem Publikum zu zeigen. Darauf wurde es vermittels eines Gurts aus dem stärksten Segeltuchleinen, welches unter seinem Leibe in dessen ganzer Breite durchgezogen war und nach oben in vier Stricken auslief, unter dem Ballon befestigt.

Herr Pritevin bestieg sodann mit Sporen und Reitgerte im eleganten Jockeyostüm seinen Gaul. Die Leute, die den Ballon an Stricken hielten, ließen diesen auf ein gegebenes Zeichen los, und sofort erhoben sich Roß und Reiter unter einem nicht zu beschreibenden tosenden Beifall der Zuschauermenge zu den Wolken empor. Im ersten Moment des Aufsteigens schlug das Pferd wildschnaubend hinten und vorn aus, dann aber wurde es ganz ruhig und ließ die Beine wie gelähmt herabhängen. Fünf Minuten nach der Abfahrt hatte der Ballon mit Roß und Reiter bereits die Region der Wolken erreicht, in welchen er vier- bis fünfmal den Augen der Zuschauer abwechselnd entchwand und wieder sichtbar wurde. Vom starken Westwind getrieben, zog der Ballon auf Fontainebleau zu. Pferd und Reiter hatten empfindlich von der Kälte zu leiden.

Gegen sieben Uhr schickte Pritevin sich an, seine Niederkunft zu bewerkstelligen. Nach einer Stunde befand er sich bereits der Erdoberfläche nahe genug, um die Anker auszuwerfen. Bei dem heftigen Winde wurde der Ballon aber immer wieder fortgetrieben, und das Pferd wurde sehr unruhig. Endlich gelang es Pritevin in der Nähe von Villemain, den Zweig eines einzelstehenden Baumes zu fassen. Dorfbewohner, die schon mehrere Minuten dem Laufe des Ballons

gefolgt waren, konnten die herabhängenden Stricke ergreifen und daran den Ballon vollends herabziehen.

Gleich darauf setzten Roß und Reiter wohlbehalten ihre Reise auf festem Boden fort, und um elf Uhr kamen sie wieder in Paris an.

E. L.

Ein Trunkenbold auf dem Hühnerhofe. — Die folgende interessante Beobachtung ist im vergangenen Sommer auf einem großen Hühnerhofe in Holstein gemacht worden.

Eine kleine braune Henne, die sich schon immer durch einen stark entwickelten mütterlichen Instinkt ausgezeichnet hatte, brütete unter einer Anzahl Enteneier auch ein Gänseei aus. Das Ergebnis war ein Gänserich von ganz ungewöhnlicher Größe. Die kleine Henne war außerordentlich stolz auf ihn, und wenn sie ihre junge Brut spazieren führte, so ging sie fast nie mit den kleinen, zarten Entlein, sondern immer neben ihrem Riesensohne, zu dem sie mit förmlich verliebten Blicken emporschaute. Dabei sah sie die übrigen Hennen mit ihren alltäglichen Röchlein ganz geringschätzig an, so daß ihr jeder anmerkte, sie tat sich wer weiß wie viel auf ihre eigenartige Brut mit dem Wunderknaben darunter zugute.

Wie sehr sie letzteren bevorzugte, das konnte man Abend für Abend verfolgen, wenn sie ihre Kinder „zu Bett“ brachte. Sie war bei den kleinen Enten schnell genug beruhigt, daß sie ihre Ordnung hätten. Den Gänserich aber nahm sie unter ihren besonders zärtlichen Schutz, indem sie ihm auf den Rücken hüpfte und ihre Flügel über ihn breitete, obgleich sie von seiner mächtigen Statur nur ein kleines Stückchen bedeckten.

Da kam eines Tages ein Besucher auf den übermütigen Einfall, dem Gänserich Kuchenbröckchen zu reichen, die mit Wein getränkt waren. Er nahm sie begierig und wurde davon total betrunken. Als nicht lange nachher die Henne kam, um ihren Liebling zur Ruhe zu bringen, sah sie ihn sehr mißbilligend an, denn er bot in der That einen kläglichen Anblick dar. Schwankend trottete er neben ihr her, seine Flügel hingen schlaff herab, er stieß alberne Töne aus, die sich wie ein unartikuliertes Gackern anhörten. Ganz unverkennbar schämte sie sich seiner. Sie brachte ihn nach dem Scheunenwinkel, wo

ihr Nest gestanden und wo sie bis dahin mit ihrer Brut die Nächte zugebracht hatte. Dann aber führte sie die Entchen nach dem allgemeinen Hühnerhause und schief dort mit ihnen, wie wenn sie ihnen den Anblick ihres mißratenen Bruders ersparen wollte. Von da ab widmete sie sich ausschließlich den Enten. Von dem Gänserich nahm sie keine Notiz mehr. C. D.

Seltfame Geräusche und Erscheinungen. — Es gibt Leute, die beständig erschrecken, die sofort die Geistesgegenwart verlieren, wenn etwas Neues oder Absonderliches ihren Sinnen zu nahe tritt. Schuld daran ist unser nervenanspannendes Leben, schuld ist auch der heute durch die Menschheit gehende okkultistische, spiritistische Zug, der in jedem fremden Ton, jeder ungewöhnlichen Erscheinung Äußerungen einer unfassbaren, verborgenen und daher feindseligen Kraft wittert. Gibt aber nicht die Entdeckung des Radiums und des Heliums mit ihren rätselhaften Eigenschaften denen recht, die von jeher behaupteten, daß alle übernatürlichen Vorgänge sich eines Tages auf dem Wege des Experimentes als ganz natürlich werden erklären lassen?

Trotzdem steckt nichts mehr an als Geister- und Gespensterfurcht. Sonst herzhaftere Leute, die sich abends über Geistergeschichten unterhalten haben, sind nicht zu bewegen, in finsterner Nacht, wenn der Sturm heult, auf den Dachboden zu steigen, um dort ein Fenster zu schließen. Und tun sie's, dann jagt ihnen das Rasseln der Dachziegeln, das Ächzen einer vom Wind bewegten Bodentür heillose Angst ein. Richtig ist ja: die Nacht hat etwas Unheimliches, dem sich auch der Aufgeklärte, Mutige nicht ganz entziehen kann, und Shakespeares Wort, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, als unsere Schulweisheit sich träumen lasse, wird weiter Geltung behalten. Aber wer mit ein wenig Willenskraft und Kaltblütigkeit ausgestattet ist, sollte sich es nicht entgehen lassen, allem nachzuspüren, was „gespenstisch“ aussieht, schon weil dabei ein ander Ding, das mit Geistern sonst nichts zu tun hat, auf die Kosten kommt: der Humor!

Einige Beispiele werden das bezeugen.

Der Keller eines Hauses, in dem ich vor Jahren wohnte, stand in dem Geruch, es „gehe in ihm um“. Dienstmädchen und Kinder waren abends nur schwer hinunterzubringen. Brachte man sie dazu, dann sangen und piffen sie sich laut die Furcht von der Seele. Solche Angstkonzerte waren täglich abends zu hören. Hinten in dem Kellergange stand ein auf zwei Böden ruhender Holztisch, der zum Absetzen diente.

An einem schwülen Abend mußte Frau A. noch hinunter, um etwas zu holen. Nach fünf Minuten kam sie totenbläß und erschöpft oben wieder an. Ihr war das Licht verloscht, und so mußte sie im Finstern bis zu der ihr wohlbekannten Tür gehen. Plötzlich hatte sie im Keller einen bläulich schimmernden Kopf liegen sehen. Bewegt hatte er sich auch.

Ihr Mann lachte sie aus. Aber das Verhalten seiner sonst resoluten Frau gab ihm doch zu denken. Er nahm für alle Fälle eine Waffe zur Hand und ging hinab, um der Sache auf den Grund zu kommen, gleichfalls im Finstern. Sowie er in den hinteren Gang kommt, erschrickt er. Tatsächlich — dort leuchtete etwas! Und wie er genau hinsieht, entdeckt er auch die Umrisse eines Menschentopfes, der sich scheinbar bewegt, denn bald ist die eine, bald die andere Seite heller erleuchtet. Er fühlt, wie ihm ein unbehagliches Gefühl über die Rückenhaut läuft, aber er faßt sich ein Herz, macht mit vorgestrecktem Arm einen Sprung nach der Erscheinung hin, greift zu, als wolle er einen Löwen bei der Kehle fassen, und greift in — etwas Kaltes, Nasses. Nun macht er Licht. Was war's? Vier Pfund Kalbfleisch!

Die Frau Nachbarin hatte den für sich und ihre Kinder bestimmten Sonntagsbraten dort einstweilen abgesetzt, weil sie den Schlüssel zum eigenen Keller, in dem sie das Fleisch über Nacht aufbewahren wollte, einzustecken vergaß. Die Leute liebten „Altschlachtens“, und das hatte in der Finsternis phosphoresziert. Die aufeinanderliegenden Fleischstücke gaben mit Hilfe der Phantasie ein kopfähnliches Profil.

Ein anderer Fall. Herr B. ging stets gegen zwölf Uhr nachts zu Bett. Eines Nachts wird er durch ein dröhnendes Geräusch, das aus der Bettstelle zu kommen schien, aus dem

Halbschlummer geweckt. Er zündet das Licht an, kriecht unter das Bett, untersucht alles, findet aber nichts. Es wird vom Nachbarhause herübergekommen sein, denkt er und schläft wieder ein. Den nächsten Abend um dieselbe Zeit lag er noch munter. Plötzlich wieder dieser dröhnende, klingende Ton aus dem Bett heraus. Diesmal hatte er sich nicht getäuscht, es war im Zimmer und bestimmt im Bett. Er hebt die Matratze mit Anstrengung auf, wendet jedes Stück um, denn wer kann's wissen, es konnte eine Ratte zwischen den Spiralfedern hausen. Aber alles vergeblich. So ging's mehrere Tage, und zuletzt stieg Herr B. gar nicht mehr aus dem Bett, wenn dieses in der Geisterstunde lebendig wurde. Ach was, dachte er, es werden die Sprungfedern sein, die anfangen zu brummen.

Einmal ging er etwas später schlafen. Und wie er im Begriff steht, das Licht auszulöschen, sieht er plötzlich das Gewicht der am Fußende des Bettes hängenden kleinen Schwarzwälderuhr einige kurze Pendelbewegungen machen, und gleichzeitig hört er das ihm inzwischen wohlbekannt gewordene melodische Geräusch. Endlich erwischt! triumphiert er. Dann untersucht er die Sache genau, und des Rätsels Lösung war ganz einfach. Beim Reinemachen war das Bett mehr nach der Wand geschoben worden, so daß das niedergehende Uhrgewicht auf die runde Kugel des Bettpostens kam. Dort balancierte es ein kleines Weilchen, bis es abglitt. Ehe es zur Ruhe kam, schlug es seine anderthalb Pfund Blei einige Male gehörig an den Bettposten, und die gespannten Matratzenfedern sorgten für eine entsprechende Verstärkung des Tones. Und auf einmal erinnerte sich Herr B. auch, daß die Uhr stets vor Eintritt des Geräusches auffällig leise gegangen war. Auch die Erklärung dafür, daß der Spul stets zur bestimmten Zeit losging, fand er. Die Uhr wurde eben stets zu derselben Zeit aufgezogen. Mit dem Abrücken des Bettes von der Wand trat wieder Ruhe ein.

Ein weiteres Beispiel. Nach einer anstrengenden Tour im Riesengebirge übernachtete ich mit meinem Wandergenossen in einer Baude. Besser ein schlechtes Quartier als gar keins,

sagten wir uns, als man uns wegen Überfüllung des Hauses unter dem Dache verstaute.

Wir lagen noch nicht lange, als mein Reisegefährte leise rief: „Hören Sie was?“

„Nein.“

„Aber passen Sie doch auf! Hier stöhnt und schreit doch jemand! — Jetzt, hören Sie! Gerade als wenn jemand sterben müßte! Schon eine ganze Weile höre ich zu!“

„Ach was!“ sagte ich. „Hörchen Sie nicht hin, machen Sie die Augen zu und schlafen Sie!“

Eine Weile war Ruhe. Dann hörte ich's selbst ganz deutlich. Es war ein ganz kurioser Ton. Einmal klang's wie der tiefe Ton einer Maultrommel, dann klang es wieder wie ein schmerzliches Gestöhn. Wohlweislich sagte ich nichts. Aber mein Genosse ward unruhig.

„Hören Sie's jetzt?“

„Zum Teufel — ja! Aber schlafen Sie doch lieber! Es wird ein Kranker im Hause sein. — Was geht's uns an! Sind doch noch mehr Leute im Hause, die sich drum kümmern können.“

„Herzloser Mensch!“

„Meinetwegen!“ brummte ich und legte mich auf die andere Seite.

Plötzlich machte mein Genosse Licht, ging im Zimmer hin und her, legte seine Ohren an alle Wände, während dazwischen ab und zu das leise klagende Gewinsel erschallte.

„Weiß Gott, hier ist's unheimlich! Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ murmelte er.

Da riß mir die Geduld. Ich stand auf, nahm ihm den Leuchter ab und begab mich selbst auf die Suche.

Auf dem Korridor hörte man nichts, folglich konnte es nur im Zimmer selbst sein. Wie ich neben dem Waschgeschirr die Wände ableuchte, höre ich auch richtig den Ton in meiner nächsten Nähe. Ein Blick abwärts und ich wußte alles.

Ich rief ihn her.

„Wissen Sie, wer sich hier zu Tode quält?“

„Nun?“

„Eine Fliege!“

Er sah mich verblüfft an. Dann zeigte ich es ihm. Auf einem umgestürzten Blecheimer stand ein Wasserglas, auf dessen Boden eine feiste Fliege mit den Beinen festklebte. Wahrscheinlich war Zuderwasser in dem Glase gewesen, dessen eingedickter Rest der Fliege und damit unserer Nachtruhe zum Verderben wurde. Bei ihrem Kampf um die Freiheit machte sie das an den Fliegentüten oft zu beobachtende Konzert, das, durch die Resonanz des Blecheimers verstärkt, deutlich hörbar wurde.

Mein gefühlvoller Genosse goß Wasser in das Glas, und die Fliege erloß. Dann troch er stillschweigend ins Bett.

Abgesehen von den wirklichen Sinnestäuschungen, die als schwere Krankheitsform ganz auszuschalten sind, gibt es auf Schritt und Tritt Auffälliges, das den nervösen Menschen aus dem Gleichgewicht bringt, aber den kaltblütigen höchstens reizt, die Natürlichkeit dieser Vorgänge nachzuweisen. Wer bis spät in die Nacht hinein arbeitet, gewöhnt sich bald daran, daß zu einer bestimmten Nachtstunde Möbel, Bilder, Dielen und Balken anfangen zu knistern und zu krachen. Der Furchtsame erschrickt; er denkt nicht daran, daß diese Geräusche mit dem Temperaturrückgange im Zimmer zusammenhängen.

Wie viele Menschen erschrecken nicht über ein schwaches Leuchten gewisser Gegenstände, wenn sie ganz dunkle Räume betreten. Dieses Leuchten rührt zumeist von nichts anderem her als von Papier, das tagüber dem Sonnenlicht ausgesetzt war und nun einen Teil der empfangenen Strahlen im Dunkeln wieder abgibt. Photographen wissen ein Liedchen zu singen von dieser Eigenschaft vieler Papiere, denn manche Platte wird unbrauchbar, weil der Fabrikant den zwischen die einzelnen Platten zu legenden Streifen von einem Papierstück nahm, das dem hellen Licht ausgesetzt war.

Ein Schelm, auf dessen Konto manch Gespensterstücklein zu sehen ist, war von jeher die Akustik. Sie geht auch heute noch, trotz schöner theoretischer Berechnungen, ihre eigenen Wege, wie so mancher Konzertsaal, manches Theater und manche Kirche beweisen. Akustik kann man eben nicht einbauen wie einen Ofen. Sie hat an Spukerei und Gespenstelei ihren guten

Anteil. Man darf's doch keinem verdenten, wenn er über menschliche Stimmen erschrickt, die scheinbar ganz aus der Nähe kommen. Er hört die Laute genau und weiß doch, daß unter, über und neben ihm niemand wohnt und daß zwischen seinem und dem nächsten bewohnten Hause ein noch nicht bezogener Neubau liegt. Er wird sicherlich eher an Einbrecher als an die Insassen des dritten Hauses denken, die, hundert gegen eins zu wetten, tatsächlich die Urheber des Spukes sein werden. Die Akustik liebt nämlich krumme Wege. Eine Reihe durch mehrere Gebäude gehende Zimmer können durch Deckenverkleidung und verschiedene Deckenhöhen in ihrer Gesamtanordnung der Form eines flach geschwungenen Bogens nahe kommen, der den Schall besonders gut leitet. Man hat diese Tatsache früher in Gefängnissen zu benützen verstanden, indem man die Kerker in große Gewölbe verlegte, die in der Scheitelmitte eine Trennungswand erhielten. In den einen der dadurch entstandenen zwei Räume wurden der Gefangene und ein Genosse gesteckt, in dem anderen befanden sich die Lauscher, die trotz der trennenden Wand die Gespräche genau hören konnten.

E. M. F.

Raffaelsche Tapeten. — Einige Jahre vor seinem Tode erhielt Raffael vom Papst Leo X. den Auftrag, eine Reihe Entwürfe aus dem Leben des Heilandes und der Apostel zu zeichnen und nach diesen Entwürfen in der durch Wolltapetenweberei berühmten Stadt Arras in Frankreich für den Vatikan sieben Tapeten weben zu lassen, deren Anfertigung er selbst überwachen sollte. Diese Wolltapeten hatten in jener Zeit eine weite Verbreitung. Sie wurden nicht dicht an den Wänden befestigt, sondern hingen lose von der Decke herab, wie dies auch Shakespeare in seinen Dramen mehrfach erwähnt. So läßt er den Falstaff hinter der Tapete schlafen, und Hamlet glaubt seinen Stiefvater hinter der Tapete zu hören, was bekanntlich dem armen Polonius das Leben kostete.

Raffael führte den Auftrag des Papstes auch gewissenhaft aus, und so entstanden sieben farbenprächtige, reich mit Gold durchwirkte Tapeten. Glücklich trafen sie in Rom ein. Aber inzwischen war nicht nur Leo X., sondern auch Raffael

gestorben. So wurden die sieben herrlichen Tapeten beiseite gelegt und bald ganz vergessen. Erst 1798 kamen sie durch einen Zufall wieder zum Vorschein. Doch die Zeit hatte die Farbtöne gebleicht, Motten hatten große Löcher in das dichte Gewebe gefressen. Daher verkaufte man die Tapeten an einen Händler nach Livorno. Dieser, der sich von dem eingewirkten Golde blenden ließ, verbrannte sie, um das edle Metall zu gewinnen. Nur einzelne Stücke blieben davon übrig, die nach mannigfachen Irrfahrten in die Hände eines Antiquitätenhändlers in Rom gelangten, der ihren hohen Wert erkannte und diese Reste für Unsummen nach Amerika veräußerte. Das schönste dieser kostbaren Stücke erwarb im Jahre 1908 Vanderbilt für die Kleinigkeit von fünfzigtausend Dollar. Und dabei war dieser Tapetenrest kaum ein Quadratmeter groß, zeigte allerdings in einer Ecke den mit Silberfäden ausgenähten Namen Raffaels.

W. R.

Ein Baumstamm. — Bei der Betrachtung unseres umstehenden Bildes kann leicht die Meinung entstehen, daß es den Stumpf einer jener Mammutfichten wiedergibt, die sich in einem 800 Kilometer langen Waldstreifen in Kalifornien an der Küste des Stillen Ozeans finden, außerdem noch auf der Sierra Nevada vorkommen und eine Höhe von über 100 Meter bei einem Alter von mehr als 1500 Jahren erreichen. Allein unser Riese, eine Buche, stand in Australien im Staate Vittoria.

Diese Erklärung mag wohl eine gewisse Verwunderung erregen, denn im allgemeinen ist der Flora des australischen Kontinents keine besonders üppige Entwicklung eigen. Die vorherrschenden Charakterpflanzen sind niedrige Akazien, die die immergrünen Buschbestände, die „Scrubs“, bilden, dazu die dichtstrauchigen Eukalyptusgewächse, die durch ihre bis zu 4 Meter langen, aber recht dünnen Triebe der Landschaft ein eintöniges Gepräge verleihen, und sodann die Grasbäume, deren kurzer, dicker Stamm eine Rosette schiffartiger Blätter trägt, und die dadurch den Palmen ähneln.

In gewissen Gebieten aber, die sich größerer Regenmengen erfreuen, treten auch Nadelhölzer und Buchen auf, die sich



Ein Baumstall in einer Niesenbuche.

zu großen Wäldern zusammenschließen. Namentlich ist dies in den australischen „Alpen“ der Fall. Wie kräftig die Buchen unter günstigen Verhältnissen dort gedeihen, läßt unser Bild sofort erkennen. Die Riesenbuche, deren Alter man auf gegen 1000 Jahre schätzen kann, war zum Teil ausgehöhlt, so daß der Hohlraum von den Farmern gelegentlich als Stall für ihre Pferde benützt wurde. Ein ungewöhnlich heftiger Sturm brachte dem Roloß den Tod, indem er ihn in etwa 5 Meter Höhe über dem Erdboden abbrach. Nun wurde der Stumpf durch ein Dach geschützt und ein ständiger Pferdestall darin eingerichtet.

Th. S.

Ein origineller Sammler. — Einst lebte in Wien ein wahrlich origineller Sammler, ein liebenswürdiger ungarischer Magnat, Graf Cs., der „in Spazlerstöcken machte“. Er besaß 366 Stück — für jeden Tag des Jahres einen separaten Stock, sogar das Schaltjahr war berücksichtigt. Sie waren in einem besonderen Zimmer in zierlichen Schränken nach dem Datum aufgestellt, um bei ihrer Benützung ganz gewissenhaft vorgehen zu können. Nun hatte der Graf aber unter seinen Stöcken ein paar sogenannte Lieblingsstöcke, „Favorits“, um die es ihm leid tat, daß sie so selten an die Reihe und „ins Freie“ kamen, und da geschah es denn mitunter, daß, wenn sein Auge beim Umtausch des „Tagesstockes“ auf einen der nach der Ordnung noch in weiter Entfernung stehenden „Lieblingsstöcke“ fiel, er ihm tröstend zurief: „Wart nur, es kommt schon auch an dich die Reihe, daß d' mit 'm Herrl spazieren gehen darfst! Nur brav warten, da gibt's keine Bevorzugung! Schau die andern an, die müssen auch warten, der 366er muß gar vier Jahre Geduld haben, also — geschick't sein!“

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß aber gesagt werden, daß der Graf doch nicht ganz aufrichtig mit seinen Stöcken war, denn er gab seinem Leibdiener zuweilen heimlich den Wink, einen oder den anderen Stock, um den es ihm besonders zu tun war, „ohne Aufsehen und ohne daß es die übrigen Stöcke bemerkten“, ins Freie zu führen. Das geschah auch mit dem armen 366er oder „Schaltjahrstock“, der sonst gar zu lange hätte warten müssen.

E. S.

Falsch aufgefaßt. — Unter der Regierung des Fürsten Günther von Schwarzburg-Sondershausen († 1740) predigte eines Sonntags ein Kandidat in der Schloßkirche. Er wollte wahrscheinlich seine Probepredigt recht eigenartig beginnen und fängt mit schönem Pathos also an: „Wovon soll ich predigen? Was soll ich euch sagen?“

Da wurde der Fürst, in der Meinung, der Kandidat habe seine Predigt schlecht auswendig gelernt, zornig, erhob sich von seinem Sitze und rief: „Herunter mit Euch! Das ist nun viel zu spät, wenn Ihr jetzt erst daran denken wollt, was Ihr predigen sollt! Daran hättet Ihr hübsch denken sollen, ehe Ihr die Kanzel bestieget.“

W. R.

Der König der Friseur, wie er sich selbst nannte, P. Truffitt in London, ist vor kurzem auf seinem Landsitz gestorben. Sein Geschäft liegt an der vornehmen Bondstreet, und alle Mitglieder der feinen Welt kannten und schätzten ihn, nicht nur die Herren, sondern auch die Damen, denn er war nie, selbst nicht in den schwierigsten Fällen, um einen Rat verlegen.

Natürlich rasierte und frisierte er nicht selbst, sondern überließ dies seinen Gehilfen. Nur wenn es sich um ein gekröntes Haupt handelte, erschien er persönlich auf der Bildfläche. Der König Alfons von Spanien, der König von Portugal und viele andere Monarchen gehörten, so oft sie in London weilten, zu seinen regelmäßigen Kunden. Sonst beschäftigte er sich nur mit dem wissenschaftlichen Teil seines Berufes, das heißt er stand mit Rat und Tat zu Diensten, wenn es sich um die Lösung eines wichtigen Problems handelte. Für eine solche Konsultation nahm er ein Pfund Sterling, und die Zahl der Kunden, die während der Saison seinen Rat einholten, soll eine sehr große gewesen sein und ihm bedeutende Summen gebracht haben.

Sein Einfluß in der vornehmen Gesellschaft und damit in ganz England war sehr groß. Er rühmte sich unter anderem damit, daß er die Nachtmüze abgeschafft habe, denn er war der erste, der nachzuweisen wagte, daß diese Kopfbedeckung für den Haarwuchs schädlich ist. Er behauptete, daß seitdem in England die Anzahl der Kahlköpfe erheblich zurückgegangen sei. M.

Eisenhaltige Nahrungsmittel. — Während man früher eisenhaltige Substanzen nur als Heilmittel gegen Blutarmut und Bleichsucht anwandte, hat die neuere Physiologie bewiesen, daß jedermann eine beständige Zufuhr von Eisen für die normale Beschaffenheit seines Blutes nötig hat, daß also das Eisen ebensogut zu unseren Nahrungsmitteln gehört wie Eiweiß, Kohlenhydrate und Fette. Beträgt doch bei einem erwachsenen Menschen die Ausscheidung an Eisen täglich mindestens zwanzig Milligramm. Außerdem wird es auch noch vielfach im Körper abgelagert, namentlich in Leber, Milz und Knochenmark, von wo dann in Zeiten der Not, zum Beispiel während einer längeren Krankheit, das Blut seinen Eisenbedarf zu decken sucht. Daher muß schon der gesunde ausgewachsene Mensch täglich eine verhältnismäßig beträchtliche Menge zu sich nehmen. Diese muß aber noch bedeutend gesteigert werden bei Kindern und jungen Leuten, die im Wachstum begriffen sind. Sehr wichtig ist die Zufuhr von Eisen besonders auch bei Retonvalezenten, bei Säuglingen blutarmer Mütter, skrofulösen oder rachitischen Kindern, Leuten mit Blutverlusten und bei Lungentranken.

Nun glaubte man früher, daß der Mensch mit der Nahrung seinem Körper schon genügend Eisen zuführe. Dies ist aber nicht der Fall. Denn es geht von dem in der Nahrung enthaltenen Eisen immer nur ein ganz kleiner Teil in das Blut über, so daß nach den neuesten Berechnungen des Professors Robert der Mensch täglich mindestens fünfzig Milligramm zu sich nehmen muß, um seinen Eisenbedarf hinreichend zu decken. Diese beträchtliche Menge ist aber keineswegs in jeder beliebig zusammengesetzten Nahrung vorhanden, sondern muß durch besondere Auswahl dem Körper verschafft werden.

Von den Pflanzen, das heißt von deren wasserfreier Substanz, haben

100	Gramm	weiße Bohnen	8,3	Gramm	Eisen
100	„	Erdbeeren	9	„	„
100	„	Linzen	9,5	„	„
100	„	Äpfel	13,2	„	„
100	„	Spinat	36	„	„

Von den in Frage kommenden Flüssigkeiten enthalten:

1 Liter Weißwein	1,4	Milligramm Eisen
1 „ Rotwein	2,3	„ „
1 „ Apfelwein	20,6	„ „

Von den tierischen Gebilden kommen als stärker eisenhaltig nur vier in Betracht, nämlich Milch, Eier, Leber und Blut. Die Milch hat übrigens nicht so viel Eisen, als man gewöhnlich glaubt — in tausend Gramm nur drei bis sechs Milligramm. Zur Deckung des Eisenbedarfes eines bleichsüchtigen Patienten genügt also die Milch nicht. Als ein in dieser Beziehung sehr wertvolles Nahrungsmittel glaubte man den Eidotter ansehen zu müssen, da ja das sich bildende Hühnchen seinen ganzen Bedarf hieraus allein bezieht. Dies ist auch ganz richtig, aber die Eisenverbindung des Eidotters gelangt beim Genuß nur selten zur vollen Aufnahme in das Blut, weil sie durch Schwefelwasserstoff, welcher sich im Darmkanal meist in erheblichen Mengen vorfindet, sehr leicht zersetzt wird.

Viel günstiger verhält es sich bei den aus der Leber bereiteten Gerichten. Es wurde schon erwähnt, daß sich das Eisen in einigen Organen, namentlich in der Leber, ablagert. Natürlich ist dies nicht nur beim Menschen, sondern auch bei den Tieren der Fall. Dieses Lebereisen nun, von Professor Doktor Zaleski „Hepatin“ benannt, geht bei der Verdauung zum weitaus größten Teile in unseren Körper über. Daher sind alle Arten von Leberspeisen für Blutarme, Bleichsüchtige, Rekonvaleszenten und so weiter sehr zu empfehlen.

Bei weitem am günstigsten aber, sowohl was die Menge als die Resorbierbarkeit betrifft, steht es mit den Eisenverbindungen des Blutes. Hiermit sind schon von jeher mehr oder weniger erfolgreiche Versuche bei Bleichsüchtigen gemacht worden. Man hat sie Blut trinken oder rohes blutiges Fleisch essen lassen. Eine solche „Raubtierkur“ dürfte aber nicht nach jedermanns Geschmack sein. Deshalb sind mehr zu empfehlen die bluthaltigen Speisen, wie Blutsuppe, Blutwurst und Blutkuchen, welche man in den Ostseeprovinzen „Palten“ nennt, und welche, mit Grütze bereitet, als große Delikatesse betrachtet werden.

Während heutzutage die Blut- oder Rotwurst ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel ist, hat sie früher zu den aufregendsten Szenen Anlaß gegeben. Der morgenländische Kaiser Leo IV. (886—911) sah sich sogar veranlaßt, folgende Verordnung zu erlassen: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen so toll geworden sind, teils des Gewinnes, teils der Lederei willen, Blut in eßbare Speisen zu verwandeln. Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut, in Eingeweide wie in Röcke eingepackt, als ein gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können dies nicht länger dulden und nicht zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung bloß aus Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zu Speisen umschafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der werde hart gezeißelt und zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren. Auch die Obrigkeiten der betreffenden Städte sind wir nicht gesonnen, frei ausgehen zu lassen, denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so hätte eine solche Untat nicht begangen werden können. Sie sollen ihre Nachlässigkeit mit zehn Pfund Goldes büßen.“

Nun, heutzutage dürfen wir alle, Blutarme und Blutreiche, ungestraft Blutwurst essen. Dabei wird aber häufig ein großer Fehler dadurch begangen, daß man sie zu stark räuchert, wobei die Eisenverbindung unter Einwirkung der Rauchsubstanzen zu steinharten Klumpen verklebt, welche völlig unverändert und unverdaut wieder abgehen.

In England und Amerika, wo die Blutwurst nicht dieselbe Beliebtheit genießt, deren sie sich in Deutschland erfreut, hat man aus Blut die verschiedensten „Patentmedizinen“ nach meist geheim gehaltenen Methoden hergestellt. Bei uns aber wird stets Blutwurst, ebenso Leber, Spinat und Apfelwein zu den erfolgreichsten Mitteln für Aufbesserung und Eisenbereicherung des Blutes gehören.

Auf die überaus zahlreichen künstlich hergestellten Eisenpräparate in Verbindung mit Nahrungs- und Genußmitteln wollen wir nicht näher eingehen, denn dabei spielt die geschäftliche Reklame oft eine große Rolle. Ob einzelnen dieser Prä-

parate wirklich ein heilkräftiger Wert innewohnt, darüber befrage man jedesmal vor dem Einkleufe den Arzt. Dr. L.

Ein neues Reitkostüm für Damen. — Die heutige Reitart der Damen und das dabei gebrauchte Reitkostüm sind verhältnismäßig jungen Datums. Zwar ritten schon die Damen des Mittelalters auf kurzen Spazierritten nach der gegenwärtigen Art und in einem Kleide, das weit über die Füße hinabhing, bei langen Reisen aber, die zu Pferde zurückgelegt wurden, und vielfach auch bei den Hekjagden ritten die Frauen zumeist nach Männerart. Das Kleid fiel dabei rechts und links bis auf die Füße herab, und der Sattel trug hinten für das bequemere Sitzen eine höhere Lehne. Oftmals saß auch hinter der Dame noch ein Mann auf, der sie bei gefährlicheren Wegstellen festhielt.

Dieses Reiten der Damen nach Männerart erhielt sich in Deutschland vereinzelt noch bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Beispielsweise ist die Kaiserin Augusta, die Gemahlin Wilhelms I., in ihrer Jugend gelegentlich noch auf diese Weise geritten. Aber wie schon angedeutet, war dies eine Ausnahme.

Als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der englische Setter, das englische Vollblutpferd und der englische blaue Reitfrack mit vergoldeten Knöpfen in Aufnahme kamen, wurden auch die Reitweise der englischen Damen, eben die jetzt übliche, und das heutige Reitkostüm Mode. Da es nicht zu leugnen ist, daß der Sitz auf dem Damensattel nicht besonders bequem ist, ebensowenig das dazu nötige Kostüm, sobald die Reiterin abgestiegen ist, so macht sich jetzt in England, wo bekanntlich die Damen häufig an den über Hecken und Gräben gehenden Fuchsjagden teilnehmen und überhaupt waghalsige Reiterinnen sind, eine Bewegung geltend, die für das Reiten nach Männerart eintritt und zugleich ein entsprechendes Reitkostüm empfiehlt.

Im Londoner Hydepark haben sich kürzlich verschiedentlich Damen, die nach Männerart ritten, in dem neuen Kostüm gezeigt. Es besteht, wie aus unserer Abbildung zu ersehen ist, aus Pumphosen und hohen Reitstiefeln, während den Ober-

förper ein weites Jackett mit langen Schößen umschließt. Dazu wird ein niedriger, weicher Filzhut mit breiten Krempe



Phot.: Worlds Graphic Press.

Das neue Reitkostüm für Damen.

getragen. Das Kostüm ist kleidsam und wahrt durchaus den weiblichen Charakter, was besonders deutlich dann hervortritt, wenn sich die Reiterin zu Fuß durch die Straßen bewegt. Th. S.

Der eigensinnige Liszt. — Der Afrikareisende Gerhard Koblfs hatte im Jahre 1870 den Großherzog von Weimar und Franz Liszt zu Tisch geladen. Nach einem in zwangloser Unterhaltung verbrachten Mahle kam der Großherzog auch auf Musik zu sprechen. Liszt war in musikalischen Dingen äußerst peinlich. Er hatte ein sehr gerechtes, aber auch ebenso scharfes Urtheil über seine Kunst und ließ keine andere Meinung gelten. Nun hatte der Großherzog kürzlich zum ersten Male den Violinvirtuosen Sarasate gehört und war von dessen künstlerischem Spiel entzückt. Liszt war ganz entgegengesetzter Meinung.

Der Großherzog rief darauf dem Künstler zu: „Ich versichere Ihnen aber, lieber Meister, daß Sarasate ganz wundervoll gespielt hat! So sehr ich auch Ihr musikalisches Urtheil schätze, so kann es mich doch nicht in meiner Ansicht umstimmen.“

Da stand Liszt von seinem Platze auf und sagte: „Königliche Hoheit müssen schon verzeihen, daß ich in musikalischen Dingen mehr zu verstehen glaube. Königliche Hoheit sind ein guter Regent, und ich bin ein guter Musiker. Wenn ich daher sage, der Sarasate ist kein Künstler, so hat's damit auch seine Richtigkeit!“

Der Großherzog lächelte nur und entgegnete: „Sie mögen ja vielleicht recht haben, lieber Meister, aber gespielt hat der Sarasate trotzdem ganz herrlich!“ A. M.

Die Tragkraft des Haares. — Die Elastizität und Widerstandsfähigkeit des menschlichen Haares war den Völkern des Altertums gut bekannt und wurde von ihnen auch praktisch verwertet. So wurden aus Geflechten von Frauenhaaren die Stränge zu den Katapulten, jenen großen Schleuder- und Belagerungsmaschinen, hergestellt, die in der ganzen Kriegsgeschichte des Altertums eine so große Rolle spielen. Die vornehmsten Damen gaben ihren Haarschmuck zu diesem Zwecke her.

Wie weit die Trag- und Widerstandskraft des menschlichen Haares überhaupt geht, haben neuerdings Untersuchungen französischer Statistiker ergeben. Danach vermag ein einzelnes Frauenhaar von mittlerer Stärke eine Last von nicht weniger als 178 Gramm zu tragen, ohne zu reißen. Nimmt man nun an, daß der menschliche Kopf durchschnittlich wenigstens dreißig-

tausend Haare besitzt, so ergibt sich als Resultat, daß die Haare einer Frau eine Tragkraft von etwa fünftausend Kilo haben. Die Tragkraft wird aber dadurch noch erhöht, daß das Haar gedreht und gewunden wird. O. v. B.

König Eduard als Klubmitglied. — Es sind jetzt gerade vierzig Jahre verflossen, seit der damalige Prinz von Wales, der jüngst verstorbene König Eduard VII. von England, die Anregung zur Gründung des vornehmsten Londoner Klubs, des Marlborough-Klub, gab, um einen neutralen Ort zu haben, wo er sich mit seinen Freunden treffen konnte. Von den damaligen Mitgliedern leben nur noch zwei: der Herzog von Fife und Lord Fargurbar. Ohne daß die Statuten es vorschrieben, wurden in den Klub nur solche Personen aufgenommen, die der König dort zu sehen wünschte. Aber sonst verlieh König Eduard dem Klub kein besonderes Gepräge.

Der König verbrachte, wenn er in London weilte, täglich einige Stunden im Klub, doch ohne daß man sich seinetwegen besondere Beschränkungen auferlegte. Er kam unangemeldet im Automobil oder zu Fuß, ließ sich im Vestibül von dem Klubdiener seine Sachen abnehmen und betrat dann wie jeder andere mit einem kurzen Gruß an die Anwesenden die Klubräume. Niemand ließ sich in seiner Beschäftigung stören. Meistens begab er sich geradeswegs zu seinem Lieblingsplatz, einem Lehnstuhl am Ramin im Rauchzimmer. Hier pflegte die Unterhaltung gleich lebhaft zu werden. Der König erzählte selbst sehr gut und anregend und hörte gerne zu, wenn andere erzählten. Hin und wieder spielte er auch. Meistens aber wurden Anekdoten erzählt, und so mancher gute Witz, der die Runde durch ganz Europa machte, ist in jener behaglichen Ecke am Ramin im Marlborough-Klub entstanden. B. M.

Das Tönnchen. — Professor B., ein bekannter Rechtsgelehrter, der einst an der Universität zu Heidelberg wirkte, mußte wegen seiner Wohlbeleibtheit manchen Miß der übermütigen Studenten über sich ergehen lassen.

Eines Tages, als er das Katheder bestieg, ertönte aus der Menge seiner Hörer der Ruf: „Tönnchen!“

Mit lebenswürdigstem Lächeln sagte der Professor: „Ich

weiß, meine Herren, daß ich bei Ihnen den Spitznamen ‚Eönnchen‘ führe. Aber zwischen mir und einer Tonne besteht denn doch ein erheblicher Unterschied.“

Alles lachte, und ein paar Vorlaute riefen: „Oho!“

„Ich will's Ihnen sagen, wenn Sie es nicht wissen,“ fuhr der Professor fort. „Eine Tonne ist von Reifen umgeben, ich aber von — Unreifen!“

W. G. Sch.

Die Sprechstunde der Geister. — Nach „Fausts dreifachem Höllenzwang“ können die Geister nur in folgenden Nachtstunden mit Erfolg zitiert werden: Dienstag und Donnerstag von zehn bis zwei Uhr, Freitag von zehn bis drei Uhr, Sonnabend von zehn bis zwölf Uhr, Montag von elf bis drei Uhr und Mittwoch von zwölf bis drei Uhr. Sonntags sind die Geister überhaupt nicht zu sprechen. Die Vorbedingung des Erscheinens der Geister ist aber, daß auf die betreffenden Tage Neumond fällt. Mz.

Ein guter Rat. — Als Prinz Alexander von Battenberg, der spätere Fürst von Bulgarien, noch als Offizier bei der Garde in Berlin stand, erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit wegen seines trockenen Humors. Eines Tages klagte ihm ein Kamerad, der junge Graf P., daß er Schulden gemacht habe und sich nun nicht getraue, seinem Vater darüber zu berichten, weil dieser in solchen Angelegenheiten keinen Spaß verstehe.

„Nun, er wird schon noch einmal ein Auge zudrücken,“ meinte der Prinz.

„Ich glaube nicht, daß er das tun wird.“

„Mein bester P., da will ich Ihnen einen guten Rat geben. Die Sache ist sehr einfach. Wenn Sie nächste Woche Urlaub nehmen und nach Hause kommen, begleiten Sie Ihren Vater einmal auf die Jagd. Sobald dann ein Stück Wild zum Schuß steht, schütten Sie schnell Ihrem Vater Ihr Herz aus, und zwar in dem Moment, wo er angelegt hat und losdrücken will.“

„Und warum gerade dann?“ forschte Graf P. verduzt.

„Weil Ihr Herr Vater dann unzweifelhaft — ein Auge zudrücken wird!“

W. G. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Bertel in Wien.

Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe. Wundervolle Auswahl verzollt ins Haus. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Combin. ORGEL-HARMONIUMS

mit wirklich. Pfeifenorgelklang.
Katal. P. Neuschild, Weimar 7.
frc.

Jugend

verleiht ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und ein blendend-schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Werkbuch fürs Haus.

Eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler.

==== Von Eberhard Schnetzler. ====

Mit 409 Abbildungen. Praktisch gebunden M. 5.—

„Die Art im Haus erspart den Zimmermann.“ Welch großer Vorzug es ist, nicht nur die Arbeit des Handwerkers richtig beurteilen, sondern — wo es nottut — auch selbst zugreifen zu können, leuchtet ohne weiteres ein. Die Anleitung hierzu gibt das vorliegende Buch. Es macht mit der Handhabung aller wichtigen Werkzeuge bekannt und zeigt, wie und was man sich alles selbst machen kann. — Wie schlägt ich einen Nagel richtig ein? Wie schleife ich ein Messer, das zum Schneiden von Papier oder Pappe bestimmt ist, oder mit dem ich Kork oder Gummi schneiden will? Wie biege ich ein Brett rund? Wie poliert man? — Auf solche und viele andere Fragen des täglichen Lebens gibt das Buch ebenso Auskunft, wie es Anleitung zu allen möglichen Herstellungsarbeiten enthält, z. B. Anlage einer Acetylengasbeleuchtung, Einrichtung elektrischer Schwachstromanlagen für Treppen- und Gangbeleuchtung usw. — Ein praktisches Hausbuch für jedermann, das namentlich auch der Jugend, die sich gern mit der Selbstherstellung und Reparatur häuslicher Gegenstände befaßt, schätzbare Winke gibt.

◀ Zu haben in allen Buchhandlungen. ▶

Neue Romane beliebter Autoren.

Der Stärkere. Roman von W. Heimbürg. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Es ist ein großes, ernstes Problem, das in diesem Roman behandelt wird: die Stellung der Witwe und Mutter ihrem einzigen Kinde gegenüber. Dieser eigenwillige Knabe steht ihrer großen Liebe zu dem Nachfolger ihres verstorbenen Mannes so schroff im Wege, daß sie schließlich entsagen muß. Das ist in kurzen Worten der Inhalt einer höchst fesselnden, zum Nachdenken anregenden Geschichte, die weit über bloße Unterhaltungsklettüre hinausragt und mancher Leserin in ähnlicher Lage Trost und Nutzen bringen dürfte.

Generalanzeiger, Halle.

Über steinige Wege. Roman von W. Heimbürg. 4. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebd. M. 4.—

Wie auch wir vergeben. Roman von W. Heimbürg. 6. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Der große Kreis von Freunden ihrer liebenswürdigen Erzählerkunst beweist, wie glücklich W. Heimbürg immer ihre Aufgaben löst. Das zeigt auch ihr Roman „Wie auch wir vergeben“, in dem uns die Verfasserin das Beste ihrer Art gibt: die gemütvollste Auffassung modernen Lebens.

Die Woche.

Sieglwart. Roman von E. Werner. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Die beliebte Verfasserin hat sich in diesem Roman die Aufgabe gestellt, die Gegensätze zwischen rücksichtslosem Amerikanertum einerseits, den Traditionen altpreussischen Adels und der Tüchtigkeit des Genies, das sich ohne Preisgebung seiner Ideale durchsetzt, andererseits zu beleuchten, und das ist ihr auch recht gut gelungen.

Postische Zeitung, Berlin.

Der blaue Diamant. Roman von Georg Hartwig. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Ein Gesellschaftsroman, in dessen Mittelpunkt die liebenswürdige Gestalt eines jungen Mädchens steht, die in den Verdacht gerät, einen kostbaren Diamanten entwendet zu haben. Wie die junge Kenate Mildner gerade durch dieses Mißgeschick ihrem Glück in die Arme geführt wird, das bildet den Inhalt des Romans, der namentlich jüngeren Leserinnen gefallen wird.

Postische Zeitung, Berlin.

Die Erste Beste. Roman von Hedwig Erlin (Hedwig Gräfin von Platen zu Hallermund). Geheftet M. 3.50, elegant gebunden M. 4.50.

Der Roman ist fesselnd und spannend geschrieben und glücklich durchgeführt. Die drei Hauptpersonen sind gut gezeichnet, trefflich besonders „Die Erste Beste“ selbst, deren Art und Wesen den Leser sympathisch berührt. Ein Roman, der vielen Freude bereiten wird.

Staatsanzeiger, Stuttgart.

Turmschwalben. Humoristischer Roman von Wilhelm Boet. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Ein fröhliches Buch, diese „Turmschwalben“. Gut zu lesen für lustige und für ernste Leute. Für lustige, weil es zu ihrer Stimmung paßt. Und für ernste, weil sie darüber ihren Ernst einmal vergessen und zum Lachen, zur Heiterkeit geführt werden.

Hamburger Correspondent.

Sei so wie ich. Roman von S. von Sippel. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Ein ungewöhnlich fesselnd geschriebenes Buch. Man kann diesen Roman als das Hohelied der Liebe und der heldenhaften Entsagungsfreudigkeit bezeichnen. Ein Buch von bedeutender psychologischer Tiefe.

Königsberger Allgemeine Zeitung.

← Zu haben in allen Buchhandlungen. →

